Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlung

Band 7.

Kinder-Gartenlaube.

No 1.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Juvenile literature — [illegible] Germany

Inhaltsverzeichnis

des

VII. Bandes der Kinder-Gartenlaube

1889.

I. Gedichte.

II. Erzählungen.

III. Sagen und Märchen.

IV. Geschichtliches und Biographisches.

V. Von Land und Leuten.

VI. Naturgeschichtliches.

VII. Verschiedenes.



Kindleins Neujahrswunsch.

Wiederum ein neues Jahr
Stieg zur Erde nieder,
Und es grüßen's frohgemut
Nun der Menschen Lieder.

War für mich das alte Jahr
Eine Zeit der Freuden,
Mög des neuen Anfang mir
Freude auch bedeuten!

Möge Gottes Segenshand
Über mir stets walten,
Daß ich frei von Sorgen sei,
Wie ich's war im alten!

Daß es auch ein Freudenjahr
Meinen Lieben allen,
Bitt' ich Gott; sein Gnadenarm
Schütz' ihr Erdenwallen!

Und ich selbst, so viel ich mag,
Will mich treu bestreben,
Daß ich frei von Sorgen halt'
Meiner Lieben Leben.

Des Savojardenknaben erster Christbaum.

(Von Dora Birnbaum.)

Es war der sechste Januar, das Fest der heiligen drei Könige. Mama hatte uns von den Weisen des Morgenlandes erzählt, wie sie gekommen waren, das Jesuskindlein anzubeten. Nun waren wir zum Vesperbrote um den großen Tisch versammelt, alle in eifriger Erwartung, denn heute sollte noch einmal der Weihnachtsbaum angezündet werden, was beinahe ebensoviel Vergnügen brachte, als der Weihnachtsabend selbst, an dem wir in heiliger Scheu vor dem vielen Glanze, der uns blendete, noch kaum wagten, uns recht zu rühren. Aber am Dreikönigstage durften wir Zuckerbretzeln und Nüsse vom Baum essen, da wußten wir schon die Namen für all' unsere neuen Puppen und hatten hinreichend Bekanntschaft mit dem schönen Braunen gemacht, der sich so geduldig reiten ließ. Ja, der Dreikönigsabend war uns sehr lieb. Mama war eben aufgestanden und in den Salon hinübergegangen, um das Anzünden des Baumes zu besorgen. Da schellte es an der Glasthüre, ganz leise zwar, aber wir hatten es doch gehört. Sollte es das Christkind sein? Schüchtern schlichen wir uns hinaus, denn so neugierig waren wir, daß wir nicht erst abwarten konnten, bis das Mädchen kam, um zu öffnen; und wenn es das Christkind war, das schellte, dann durften wir es doch auch nicht vor der Thüre stehen lassen. Meine älteste Schwester faßte sich zuerst das Herz und öffnete die Thüre, als wir durch die Scheiben niemand erblicken konnten. Wer meint ihr wohl, daß draußen stand? Ein kleiner

Savojardenknabe, jünger und kleiner als wir. Er zitterte vor Kälte, denn der Schnee lag hoch und die Eisblumen an den Fenstern waren den ganzen Tag nicht weggethaut.

Mit großen, traurigen Augen bat der Junge um eine Gabe; und dafür wollte er uns sein Murmeltierchen, das er in einem kleinen Holzkasten um den Hals gehängt trug, sehen lassen. — Natürlich führten wir den armen Burschen ins Zimmer, wohin auch Mama alsbald kam, da sie uns auf dem Vorsaale mit einem Fremden sprechen gehört hatte. Sie schenkte dem frierenden Jungen eine Tasse warmer Milch ein, die dieser begierig trank; dann unterhielt sie sich in seiner Muttersprache (französisch) mit ihm, da er der deutschen nur wenig mächtig war. Er reiste mit seinem Vater und einem kleinen Schwesterchen umher, die Mutter war vor kurzem gestorben. Der Vater war mit dem Bären, dessen Kunststücke er den Leuten für Geld zeigte, draußen in der Vorstadt geblieben, während der Knabe noch einige Pfennige mit dem Murmeltierchen zu verdienen hoffte. Mama holte auch Kuchen herbei, den der fremde Knabe aber nicht essen mochte, den er vielmehr seinem Schwesterchen mitnehmen wollte. Nur auf Mamas Versicherung, sein Schwesterlein solle nicht leer ausgehen, biß er tapfer und mit freudestrahlenden Augen in das süße Gebäck.

Während er uns nun sein Tierchen zeigte und erzählte, daß die Murmeltiere eigentlich den ganzen Winter hindurch schlafen und daß das seine nur dadurch, daß er es beständig bei sich behalte und wärme, jetzt so munter sei und seine drolligen Kunststückchen mache, war Mama wieder nach dem Salon gegangen. Jetzt ertönte die Klingel, und wir zogen den kleinen Knaben mit uns hinüber zu dem strahlenden Lichterbaume. Auf der Schwelle blieb er jedoch wie festgebannt stehen und kein Zureden half, Thränen strömten aus seinen Augen und schließlich frug er ganz leise, ob er im Paradiese sei? Und als wir ihm erklärten, das sei der Weihnachtsbaum, den das Christkind gebracht habe, da schüttelte er den Kopf und meinte, er sei aber doch gewiß nicht auf der Erde.

Er verwendete kein Auge von dem Baume und erst als die Lichter herab gebrannt waren und nach und nach erloschen, merkte auch er wieder, wo er war.

Unsern Spielsachen, die wir ihm zeigten, schenkte er wenig Beachtung, der Baum nahm ihn immer noch ganz in Anspruch. Zuletzt frug er, ob seine Mutter im Himmel wohl auch einen so schönen Baum sähe, und unsere liebe Mutter erwiderte ihm, daß sein Mütterlein gewiß alles sähe, nur viel, viel schöner noch, und sie schilderte ihm, welche Freude er ihr machen würde, wenn er stets gut und brav bliebe, daß sie immer mit Freuden aus dem Himmel zu ihm herunterschauen könnte.



Wir hatten gebeten, dem armen Knaben etwas von unseren Spielsachen schenken zu dürfen, und als er nun weg wollte, um seinem Schwesterlein zu erzählen, was er gesehen, packte ihm Mama ein Bündelchen Kleidungsstücke, Eßwaren und Spielsachen ein, und gab ihm auch etwas Geld für den Vater mit. Glückstrahlend wanderte der arme Kleine mit seinem Murmeltierchen wieder in Nacht und Schnee hinaus; war ihm doch heute ein großes Glück zu teil geworden.

Wir aber hatten das Gefühl, daß der arme Knabe den mit uns unter dem strahlenden Christbaume verlebten Abend in seinem Leben nicht vergessen werde.

Deutsche Frauenbilder.

I. Thusnelda.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus, dem wir die ersten eingehenden und zuverlässigen Nachrichten über das Leben der alten Deutschen verdanken, berichtet, daß mehreremal „deutsche Heere, die schon zu weichen und wanken begannen, durch Frauen wieder zum Stehen gebracht wurden, welche unablässig flehten, sich selbst mit der Brust ihnen entgegenwarfen und auf die nahe Gefangenschaft hinwiesen, welche die Deutschen für ihre Frauen am meisten fürchteten.“

Was Tacitus hier berichtet, bezieht sich vielleicht auf die Schlacht zwischen Römern und Teutonen bei Aquä Sextiä (102 v. Chr), von der der Geschichtsschreiber Plutarch erzählt, daß die siegreich vordringenden Römer aufgehalten wurden durch die Frauen der Teutonen, die mit Schwertern und Beilen vor der Wagenburg so wütend auf alles einhieben, sowohl auf die Römer, als auch auf ihre eigenen fliehenden Männer, daß die Römer entsetzt umkehrten. Als am nächsten Tage die Teutonen dennoch von den Römern besiegt wurden, töteten sich die Frauen selbst, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Der römische Geschichtsschreiber Cassius Dio erzählt, daß einst gefangene deutsche Frauen, welche der römische Kaiser Caracalla fragen ließ, ob sie lieber in die Sklaverei verkauft oder getötet sein wollten, den Tod vorzogen.

Solcher Gesinnung deutscher Frauen gegenüber erscheint um so härter das Schicksal einer der edelsten Frauengestalten des deutschen Altertums, das Schicksal Thusneldas, der Gemahlin jenes Armin, der nach der Schlacht im Teutoburger Walde der Befreier Deutschlands genannt wurde.

Thusnelda war die Tochter Segests, eines Häuptlings der Cherusker, der ein Freund der Römer und darum ein Gegner Armins, eines anderen Cheruskerhäuptlings, war. Zu unversöhnlichem Hasse steigerte sich Segests Gegnerschaft, als Armin ihm die Tochter, die er ihm freiwillig nicht geben wollte, mit Gewalt entführte. Thusnelda war jedenfalls mit dieser Entführung einverstanden, denn Tacitus berichtet von ihr, sie sei eine Feindin der Römer gewesen und habe nicht des Vaters, sondern des Gatten Gesinnung geteilt.

Voll Bewunderung sah die Jungfrau zu dem Jünglinge empor, dem das Vaterland seine Befreiung von dem Joche der Römer verdankte, und gern folgte sie dem Geliebten, um nicht ferner Zeuge sein zu müssen der verräterischen Verhandlungen, die ihr Vater mit den römischen Heerführern pflog.

Daß Armin sein Weib geraubt, war freilich gegen Recht und Sitte der alten Deutschen, bei denen ein Mann sein Weib von deren Eltern durch Geschenke gewinnen mußte, deren Größe und Wert je nach dem Vermögen des Werbenden bemessen wurden. Dem Vater der Geraubten stand das Recht zu, die Tochter mit Gewalt wieder in sein Haus zurückzuführen.

Darauf waren nun auch die Pläne des Segest zunächst gerichtet. Aber er ging weiter; nicht nur sein Recht wollte er haben, sondern auch Rache wollte er üben, Rache an dem verhaßten Gegner, Rache mit Hilfe der Römer, die Armin ebenso sehr haßten, wie er.

Es gelang Segest zunächst, vielleicht durch tückischen Überfall, sich mit Gewalt seiner Tochter Thusnelda wieder zu bemächtigen und dieselbe in seine Burg zurückzuführen. Armin aber, als er es erfuhr, bot schleunigst seine Getreuen auf und belagerte — es war im Jahre 15 n. Chr. — Segest in seiner Burg, um ihn zur Wiederherausgabe der Gattin zu zwingen, die ihm ebenso als liebende Gattin, wie als treue Genossin seiner Pläne für die völlige Vertreibung der Römer aus dem geliebten Vaterlande unentbehrlich geworden war.

Segest fand jedoch Gelegenheit, einen Boten durch die Reihen der Belagerer hindurchzubringen, der den römischen Heerführer Germanikus mit seiner Schar zur Hilfe herbeirufen sollte.

Germanikus säumte nicht, dem treuen Anhänger Roms die erbetene Hilfe zu gewähren; mit einem beträchtlichen Heere eilte er zum Entsatze Segests herbei. Armin wagte mutig, in offener Feldschlacht ihm entgegen zu treten, aber seine schwächere Schar mußte dem an Zahl weit überlegenen römischen Heere das Feld räumen.

Segest war befreit, und Thusnelda mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, wohlbewacht auf der väterlichen Burg um den Verlust des teuern Gatten trauern zu müssen; aber nicht konnte sie ahnen, daß noch viel Schlimmeres ihr beschieden sein sollte.

Germanikus wußte, daß er Armin keine tiefere Wunde schlagen konnte, als wenn er sein geliebtes Weib in die schimpfliche, von den Deutschen mehr als der Tod gefürchtete Gefangenschaft führte. Segest aber war in blindem Hasse gegen Armin so befangen, daß er über dem Gefühle befriedigter Rache an dem Gegner nicht zum Bewußtsein des Unglückes seiner Tochter und des Schimpfes für ihn und sein ganzes Haus gelangen konnte. Schloß er doch die Begrüßungsrede an den römischen Heerführer, in welcher er vor allem seine treue Bundesgenossenschaft ins hellste Licht zu stellen suchte, mit den Worten: „Deine Sache wird es sein, zu entscheiden, ob du Thusnelda verderben oder erhalten willst, ob du mehr bedenken willst, daß sie Armins Gattin oder daß sie meine Tochter ist."

Armin wurde durch den Gedanken an den Raub und an die Knechtschaft seiner Gattin in die tiefste Trauer versetzt; aber er begnügte sich nicht mit Klagen, sondern durch die Gaue der Cherusker stürmend, rief er das Volk zu den Waffen gegen Segest und gegen Germanikus. „O, über den trefflichen Vater!" rief er aus, „o, über den großen Helden, über das tapfere Heer! Was ist ihre Heldenthat? Ein einziges, hilfloses Weib haben sie mit sich fortgeführt. Vor mir sanken dahin drei Feldherrn mit ihren Legionen. Ich siegte nicht mit Hilfe von Verrätern, nicht gegen schwache Frauen, nein, offen und ehrlich gegen streitbare Feinde in voller Rüstung, und noch sieht man in unseren Hainen die Feldzeichen der Römer, die wir unsern Göttern zur Ehre dort aufgehängt haben. Mag der abtrünnige Segest ein unfreies, geknechtetes Heim bewohnen, wir wollen ein freies Vaterland und die Erhaltung altheiliger Germanenbräuche. Wer so denkt wie ich, der folge mir auf der Bahn zu Ruhm und Freiheit, nicht dem Segest, dessen Weg nur zu Schande und Knechtschaft führt."

Durch solchen Aufruf wurden nicht nur die Cherusker, sondern auch die angrenzenden Stämme zur Kampflust aufgeregt. Aber die Frucht von Armins und seiner Getreuen Tapferkeit war keine andere, als daß die Befreiung des nördlichen Deutschland von römischer Knechtschaft eine endgiltige wurde. Niemals wieder schalteten römische Gewalthaber auf dem rechten Rheinufer, niemals wieder spiegelten sich die Adler römischer Legionen in den Wellen der Weser oder der Elbe. Sein Weib aber gewann Armin nicht wieder. Er hat Thusnelda nicht wieder gesehen, und seinen Sohn, der in der Gefangenschaft geboren war, hat er nie mit seinen Augen erblickt. Nur ein geringer Trost konnte es für ihn sein, daß er erfuhr, Thusnelda und ihr Sohn würden von den Römern nicht feindselig behandelt.

Aufs neue aber mußte sein Grimm erwachen, aufs neue mußte die noch unvernarbte Wunde bluten, als er erfuhr, daß sein edles

Weib den Triumphzug des römischen Feldherrn mit hatte schmücken müssen.

Es war am 26. Mai des Jahres 17 n. Chr., als Germanikus seinen Triumphzug in Rom hielt. Vor dem Triumphwagen schritten die vornehmen deutschen Gefangenen, vor allem Thusnelda, ihr noch nicht dreijähriges Söhnlein Thumelikus an der Hand führend, in stolzer Hoheit und wundervoller Haltung, ohne Thränen, aber mit nie verlöschendem Schmerze im Herzen.

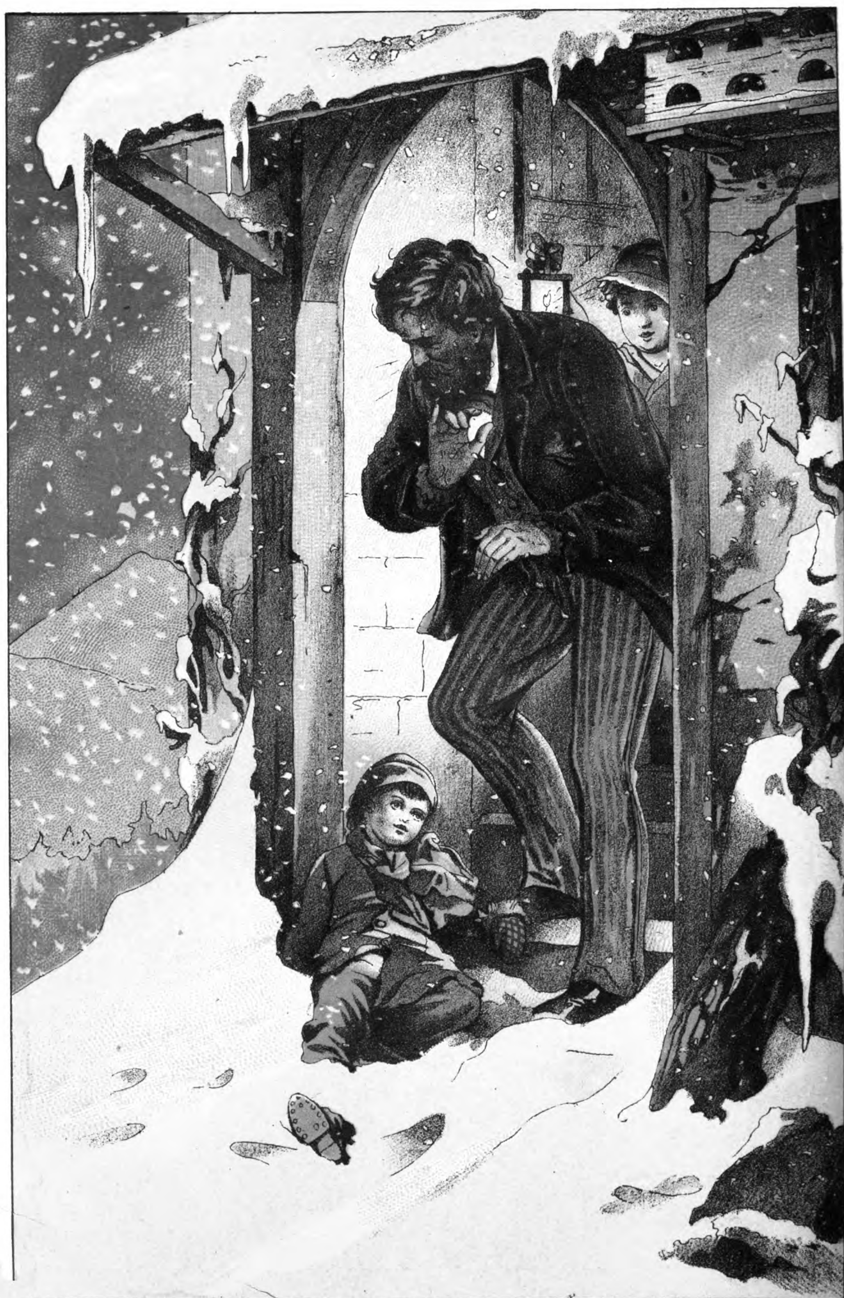
Wohl blickten viele der zuschauenden Römer mit unverhohlener Schadenfreude auf die gefangenen Deutschen, wer aber etwas feiner fühlte, dem entging es nicht, daß ein deutscher Fürst, der nicht mit im Triumphzuge schritt, noch viel tiefer erniedrigt war, als jene Unglücklichen, Segest nämlich, der gepriesene Günstling der Römer, der unter den Zuschauern auf einer Tribüne saß und zusah, wie seine edle Tochter, wie sein ganzes Haus erniedrigt ward, dem römischen Pöbel ein Schauspiel, Segest, der sich wohl sagen mußte, daß ohne ihn seinem Kinde und dem verratenen Vaterlande diese Schmach erspart geblieben sein würde.

Über das spätere Schicksal Thusneldas ist uns sichere Kunde nicht aufbewahrt geblieben, wahrscheinlich aber ist, daß sie noch lebte, als die Kunde von der meuchlerischen Ermordung ihres Gatten nach Rom drang. Hatte sie also den herrlichen, so früh ihr entrissenen Gatten zu beweinen, der auf der Höhe seines Ruhmes, im siebenunddreißigsten Jahre seines Alters, durch Verrat gefallen war, so war ihr vielleicht noch schmerzlicher das Schicksal ihres Sohnes, über das wir zwar ebenfalls nicht sicher unterrichtet sind, das aber nach den erhaltenen Andeutungen sicher ein solches war, daß es einem edlen, sein Vaterland liebenden Gemüte nur Qual und Pein verursachen konnte. Die Sage berichtet, Thumelikus sei in Ravenna zum Gladiator erzogen worden, zum Fechter also, der seine gefährlichen Künste vor den Augen der schaulustigen römischen Menge zeigen mußte, der oft den Stoß des Gegners, der sein Herz zum Tode traf, als das Ende seiner Qual herbeisehnte.

Die Heinerbaude.

(Erzählung von **W. Egbert.**)

Am südlichen Abhange des Riesengebirges lag, zwischen Waldungen versteckt, auf grüner Matte ein hölzernes Wohnhaus, die Heinerbaude genannt. Unter ihrem Dache hausten Sommer und Winter eine Großmutter und ihre drei Enkelkinder; außerdem gab es da eine Kuh, zwei Ziegen, eine Katze und etliche Hühner und Tauben.



Die Heinerbaude I.

Die Mutter der Kinder war schon vor einigen Jahren gestorben und drunten in Johannisbad, dessen Glocken man an Festtagen heraufklingen hörte, begraben worden. So oft der Wind den Glockenklang herauftrug, ward es den Kindern feierlich und heimlich zugleich im Gemüt, es war ihnen wie ein Gruß der toten Mutter. Den Vater, namens Peter Heiner, besaßen die Kinder noch; aber er arbeitete in einer Papierfabrik im Aupathal und kam nur alle Vierteljahre einmal zur Baude heraufgestiegen, um nach den Seinen zu sehen und ihnen seine sauerverdiente Einnahme zu bringen.

So mußte denn die Großmutter den also verwaisten Kindern die Eltern ersetzen und sie that dies nach ihren Kräften.

Mit den beiden Mädchen, der zwölfjährigen Therese und dem siebenjährigen Mariele, ward sie leicht fertig, aber mit dem Wildfang, dem zehnjährigen Heini, hatte sie oft ihre liebe Not, ganz wie mit dem auffässigen Ziegenböcklein, das nie zur rechten Zeit in den Stall wollte und des Herumspringens auf grüner Matte kein Ende finden konnte.

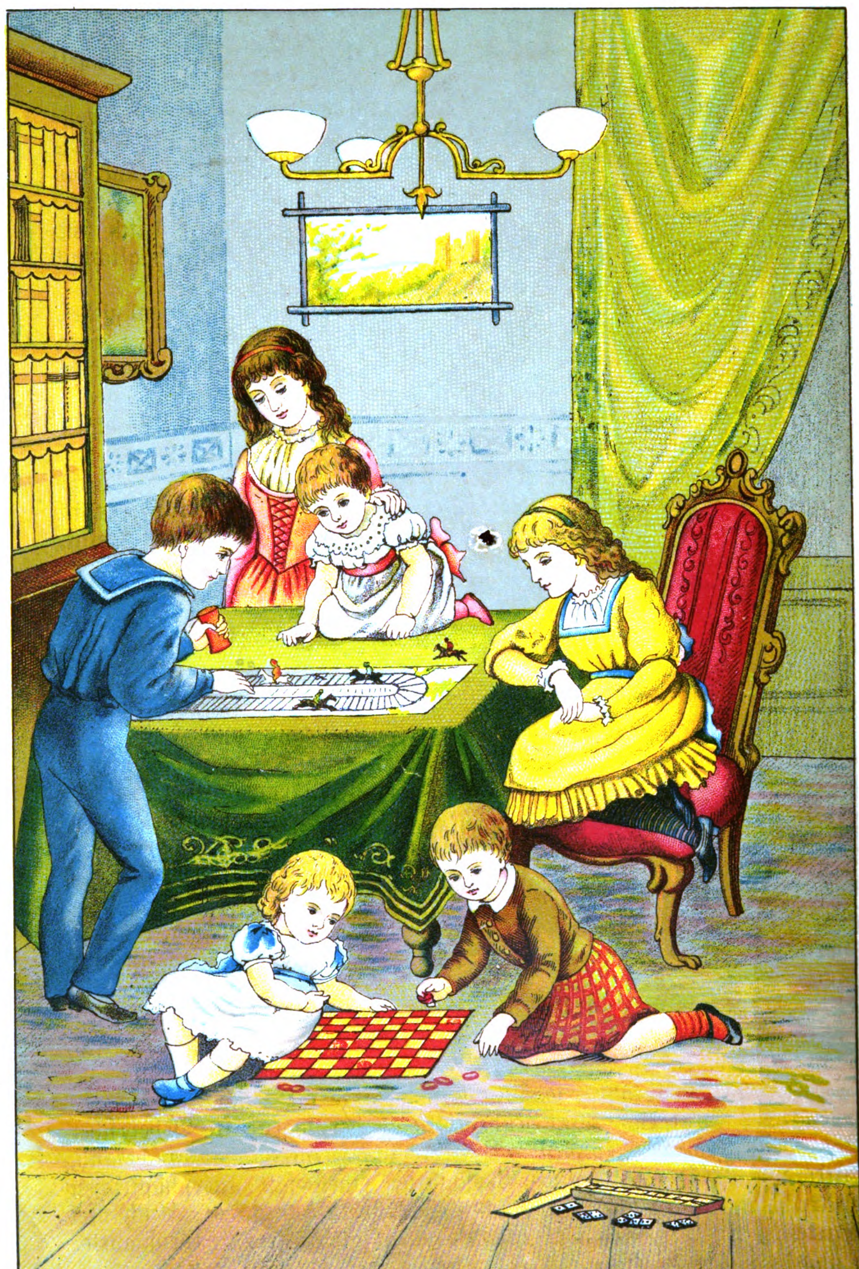
Heinis Aufgabe war es, die Ziegen zu hüten und abends hereinzujagen, die verständigere Kuh war Theresens Obhut anvertraut, und Mariele hatte die Hühner und Tauben in Pflege.

Die Katze hielt sich mit Vorliebe zur Großmutter, saß im Winter neben dem Herd und im Sommer auf dem überdachten Hausaltane und spann mit der alten Frau um die Wette, denn die Heinergroßmutter gehörte zu denen, die das Spinnrad noch nicht für überflüssig im Haushalt hielten, sondern es in Mußestunden fleißig schnurren ließen, und die Katze teilte diese Gesinnung und schnurrte emsig mit.

Im Sommer war das ein prächtiges Leben auf der Heinerbaude, wenn auf den blumenreichen Matten die Schmetterlinge sich tummelten und die fleißigen Bienen summten, wenn der Sommerwind durch die dunkeln, säuselnden Tannen strich, und man vom Altan des Hauses über die Waldwipfel fort, weit ins sonnenbeglänzte Land blickte, wo die grünen Kornfelder sich nach und nach goldgelb färbten. Im Sommer war es den Kindern sogar eine Lust, zur Schule nach Johannisbad hinab zu steigen, obschon die Entfernung zwei Stunden hinab und drei wieder hinauf betrug. Recht sauer hatte das Geschick es den Kindern aus der Heinerbaude gemacht, um sich ihr bischen Weisheit zusammen zu tragen, und müde und hungrig kamen sie oft heim und beneideten den kleinen Robert Tanz, dessen Mutter ihr Hüttlein auf halbem Wege unten am Walde am Wildgatter hatte. Aber Robert Tanz hätte gern mit Heini getauscht, so anziehend erschien ihm das Leben droben auf der Heinerbaude, und er kam oft zum Besuch und teilte die Spiele

der Kinder. Auch teilte er oft nachts Heinis Lager, denn er ward daheim nicht vermißt; seine Mutter ernährte sich als Botenfrau und blieb oft tagelang fort und niemand kümmerte sich um den kleinen Robert. Der saß daher mit Vorliebe droben bei der Heinergroßmutter und lauschte deren Märchen und Geschichten mit mehr Andacht und Aufmerksamkeit, als der wilde Heini, der nicht still sitzen konnte und wohl die Wintermärchen aber nie die Sommermärchen bis zu Ende gehört hatte.

Wenn im Winter tiefer Schnee lag, sah die Großmutter mit Sorge ihre Enkelkinder in dunkler Morgenfrühe den Schulweg antreten, besonders das Mariele, welches oft bis an die Hüften im Schnee versank und nur mit Hilfe der andern sich den Weg weiter zu bahnen vermochte. Aber die Heinerkinder hatten sich daran gewöhnt, durch kein Unwetter von ihrem weiten, mühevollen Wege sich abschrecken zu lassen, sondern täglich mit einem großen, groben Stück Brot in der Tasche und dem Schulränzel auf dem Rücken tapfer auszuschreiten. Ganze Strecken thalab wurden auf einem kleinen Hörnerschlitten, den Heini kräftig und geschickt zu lenken verstand, zurückgelegt. Das war ein Lachen und eine Lust, wenn die drei muntern Kinder auf dem Schlittenbrettchen kauernd, sausend hinabglitten; aber der Rückweg war desto beschwerlicher, da dann auch noch der Hörnerschlitten mit hinaufgeschleppt werden mußte. Robert half immer getreulich dabei. Wie köstlich mundete dann das späte Mittagsmahl, das die sorgende Großmutter für die hungrigen Lieblinge bereit hielt. Wie freudig brummte die Kuh und meckerte das Böcklein, wenn das Schwatzen und Lachen der Kinder in der Einöde wieder laut ward! Ja, es war trotz Armut und Mühsal ein trauliches und geliebtes Heim. Ein Festtag war es, wenn der Vater herauf kam, fast regelmäßig jedes Vierteljahr am Sonntag nach dem ersten Tage des Monats; dann hatte er seinen Arbeitslohn in der Fabrik erhalten und im Städtchen Nahrungsmittel für die Seinen einkaufen können. Großmutters Mehlkasten und Schmalztopf waren auch oft schon bedenklich leer, wenn Peter Heiner mit seiner Last auf dem Rücken zur Baude emporstieg. Die Kinder liefen ihm schon im Walde jubelnd entgegen, hingen sich an den erschöpften Mann wie die Kletten, um ihn zu küssen und zu bewillkommen, bis er sie abwehrte und jedem ein Päckchen zu tragen gab. Auch die Großmutter empfing den lieben seltenen Gast aufs herzlichste und bewirtete ihn so festlich, als dies in der Heinerbaude möglich war. Der guten Gaben, die der Vater mitbrachte, waren mancherlei; es fehlte auch nie an einem großen Bündel bunter Papierabschnitte aus der Fabrik, daraus die geschickte Therese dann Blumen herzustellen wußte, die ihr die Landleute zum Schmuck ihrer Madonnenbilder abkauften.



Da saß nun die Familie um den runden Tisch versammelt und lauschte den Erzählungen des Vaters, der manches Neue aus dem belebten, betriebreichen Aupathale mit heraufbrachte. Die Großmutter spann, Therese machte Papierblumen, das Mariele strickte und Heini mühte sich, einen hölzernen Löffel zu schnitzen. Um das Haus tobte der Sturm und schleuderte ganze Ladungen Schnee gegen die Fensterläden, aber innen war es warm nnd gemütlich und die Gegenwart des Vaters erhöhte die Sicherheit und Behaglichkeit der Familie.

„Vater“ sagte Mariele, „hör nur das Wetter! Ich wünschte, es fiele Schnee und immer noch mehr Schnee, daß du morgen nicht wieder fort könntest und bis zum Sommer immer bei uns bleiben müßtest!“

„Ja und so viel Schnee, daß wir morgen nicht zur Schule könnten!“ fügte Heini hinzu.

„Ihr Narren“ sagte Peter, „das wäre schlimm! Bin ich nicht pünktlich auf meinem Posten in der Fabrik, so könnte ich ihn leicht verlieren und wir alle wären ohne Brot! Und gehst du, Heini, nicht fleißig zur Schule, so wirst du ein Nichtsnutz, der uns Kummer und Schande macht.“

„Besser wäre es schon“ fügte Therese hinzu, „morgen schiene die Sonne hell und warm, so daß wir alle mitsammen gehen und den Vater begleiten könnten!“ Sausend pfiff der Wind um die Hausecke und in den Schornstein polterte eine Schneemasse hinab, daß die Katze erschrocken vom Herde wegsprang und Heini und Mariele einen fragenden Blick wechselten.

„Die wilde Jagd kommt aus dem Tannenwald herauf und reitet zu Gast auf die Schneekoppe“ bemerkte die Großmutter. Zwar lächelte sie dabei, aber die Kinder waren doch nicht ganz sicher, ob sie ihre eignen Sagen und Märchen nicht selbst glaubte, und das machte diese so wirkungsvoll.

„Heut müßte selbst dem wilden Jäger die Lust am Ausflug vergehen!“ sagte der Vater und stopfte sich mit Schmunzeln eine neue Pfeife.

„Dem wilden Jäger vielleicht, aber nicht dem Rübezahl“ setzte die Großmutter eifrig spinnend hinzu, „der schneeballt sich gern mit seinen Berggeistern!“

Wenn Rübezahl erwähnt ward, erfaßte die Kinder immer ein heimliches Grausen. War Rübezahl doch der sagenhafte Beherrscher des Riesengebirges, in dessen Umkreis die Heinerbaude sich befand, und über Rübezahl wußte Großmutter einen fast unerschöpflichen Märchenquell aus ihrem Gedächtnis sprudeln zu lassen. Auch viel Gutes, Züge von Großmut und Barmherzigkeit hatte die Großmutter

von dem allmächtigen Berggeiste erzählt, so daß die Kinder ihn auch lieb hatten, wenn auch mit Furcht und Zagen.

In Heini lebte schon lange der Wunsch, bei seinen Wanderungen durch Waldesdickicht und Felsgeklüft eine der vielen Grotten und Höhlen aufzufinden, die der reiche Gebirgskönig mit seinen Kostbarkeiten und Schätzen angefüllt hatte. Zwar hätte Heini nie den Mut gehabt, dort allein einzudringen, aber er hoffte, in Robert einen bereitwilligen Genossen für diese Heldenthat zu finden.

Nachdem die Großmutter Rübezahls erwähnt hatte, entstand eine Pause des Sinnens in der Familie. Man hörte nur das Schnurren des Spinnrads und ab und zu das Paffen des Vaters aus seiner Tabakspfeife. Draußen heulte und tobte der Schneesturm desto lauter.

Plötzlich hob die emsig arbeitende Therese mit einem Zeichen des Schreckens den Kopf.

„Was giebt's, Resa?"

„Mir war's, als hörte ich die Sturmglocke von Johannisbad!"

„Um Gottes Willen, es wird doch nicht Feuer dort unten sein? Gott schütze die Armen bei dem Sturme!" sagte die Großmutter und faltete die Hände. Alle lauschten. Die feinen Ohren der Kinder unterschieden deutlich im Gebraus des Unwetters abgerissene Glockentöne, die rufend und klagend vom Thale heraufdrangen.

Peter erhob sich und trat gefolgt von Heini auf den überdachten Altan. Nur mit Mühe vermochten sie die Hausthüre zu öffnen. Der prickelnde Schnee, den ihnen der Sturm ins Gesicht schleuderte, blendete sie erst gänzlich, nach und nach unterschieden sie jedoch die dunklen Wipfel des vom Sturme freigefegten Waldes und darüber leuchtete ein rötlicher Schimmer, der jedenfalls von einer Feuersbrunst in Johannisbad herrührte.

Ohne ein Wort zu verlieren, eilte Peter ins Zimmer und ergriff seine Pelzmütze und Handschuhe. Der hilfsbereite Mann gedachte den Bedrängten beizustehen, aber die Kinder erhoben ein Klagegeschrei, daß der Vater sie schon verlassen wolle, und die verständige Großmutter überzeugte ihren Schwiegersohn, daß er bei diesem Unwetter Stunden zum Hinabsteigen bedürfe und also zum Löschen und Retten zu spät kommen und sich unnütz der Gefahr des Verirrens und Erfrierens aussetzen würde. Peter Heiner mußte es zugeben, hing seine Mütze an den Nagel und nahm seinen Platz im hölzernen Lehnstuhl wieder ein. Therese zündete ihm die inzwischen kalt gewordene Pfeife wieder an und bald war der Familienkreis im alten Geleise, nur heitere Gespräche wollten nicht wieder in Gang kommen; man lauschte zu viel auf die Sturmglocke und gedachte der durch den Brand geschädigten Leute, die in dieser Stunde vielleicht ihr Hab und Gut, ihr Obdach verlören.

Die Großmutter stellte ihr Spinnrad fort und machte sich am Herde zu schaffen, um die Abendsuppe herzurichten. Ein wohlbekannter Duft verriet den Kindern bald, daß es heute zu Ehren des Vaters Weißbiersuppe gäbe. Mariele legte ihr Strickzeug zusammen und setzte sich mit der Katze auf den Herdschemel, um dem interessanten Hergange der Entstehung einer so köstlichen Mahlzeit zuzusehen. Therese begann die fertigen Rosen zu einem Kranze zu winden, während Peter sich von seinem Sohne die Schulhefte vorlegen ließ und die Unterschriften der Lehrer prüfte. Die Arbeiten und Hefte der Mädchen waren in guter Ordnung und ließen selten zu wünschen übrig, aber Heini hatte vielfach Rügen wegen Flüchtigkeit und Unsauberkeit, so daß er jetzt bei des Vaters ernsten Ermahnungen bitter bereute, sich nicht mehr Mühe gegeben zu haben, und sich zu bessern versprach.

„Wenn Heini nur immer mit Robert Tanz arbeiten und sich diesen zum Muster nehmen wollte, dann würde er schon besser vorwärts kommen!“ bemerkte Therese.

„Meinst du den kleinen Robert vom Wildgatter?“ fragte der Vater.

„Ja wohl, der gute Junge ist der beste Schüler der Klasse, obschon sich daheim kein Mensch um ihn und seine Schularbeiten kümmert.“

„Ist seine Mutter die Frau Suse Tanz, die mit dem Kraxen auf dem Rücken als Handels- und Botenfrau umherwandert?“

„Ja, sie hat wenig Zeit für ihren Sohn übrig, denn sie wandert früh aus und kommt spät heim. In seiner Verlassenheit schließt sich uns Robert oft an und Großmutter nimmt ihn freundlich auf!“

„Das ist recht! Der arme Junge wird eine zeitlang wohl ganz verlassen sein, denn man hat seine Mutter heute gefangen genommen!“

Sowohl die Großmutter als auch die drei Kinder schrieen erschrocken auf bei des Vaters Bericht und wünschten nähere Auskunft, die Peter Heiner wie folgt gab:

„Als ich heute in dem böhmischen Städtchen Freiheit meine Einkäufe für euch machte, sah ich einen Auflauf von Menschen auf dem Marktplatze. Ein Gensdarm und ein Zollbeamter führten die Frau Suse Tanz zwischen sich und brachten sie ins Rathaus, während sie laut weinte und ihre Unschuld beteuerte. Man sagte mir, sie habe Schmugglerware von der deutschen Grenze ins Städtchen gebracht, man habe sie schon lange als Hehlerin im Verdacht gehabt und sie müsse nun zur Strafe einige Wochen im Gefängnis verbleiben.“

Diese Nachricht erschütterte die Kinder in Gedanken an ihren kleinen Freund sehr; das Mariele weinte sogar bitterlich, bis die Großmutter sie durch die Nachricht, die Suppe warte auf sie, wieder aufrichtete.

Ehe man sich zu Tische setzte, schlüpfte Heini nochmals hinaus und kam mit der Nachricht zurück, es sei jetzt alles dunkel, das Feuer müsse inzwischen gelöscht oder niedergebrannt sein und der Schneesturm habe nachgelassen.

„Das ist gut für meinen Rückweg und morgen für eueren Schulweg!“ sagte der Vater, ergriff das Brot und schnitt fünf große Stücke ab. Die Großmutter füllte die dampfende Suppe auf die Teller und dann falteten alle die Hände zu einem stillen Gebet. Während dieses lautlosen Augenblickes, da man nur das Herdfeuer knistern und die alte Wanduhr ticken hörte, ward ein eigentümliches Geräusch an den Fensterläden bemerkbar, ein Schlag, ein Entlangstreifen wie von einem Zweig oder einem Vogelflügel, dennoch lauschte die Familie erwartungsvoll, als müsse etwas Ungewöhnliches erfolgen.

„Es wird ein frierendes Käuzchen sein!“ sagte endlich die Großmutter und bat zuzulangen.

„Winselt es nicht wie ein Hund?“ rief jedoch Heini aufgeregt, und Mariele bestätigte, daß auch sie einen klagenden Laut gehört habe.

„Zünde die Laterne an und leuchte hinaus, Junge!“ entschied Peter. „Sei's Mensch oder Tier, das da bei uns zu Gaste will, es soll uns hier im Warmen bei der Biersuppe willkommen sein!“

Heini zündete mit Herzklopfen, aber äußerlich mit keckem Mut die Laterne an und begab sich hinaus, um sogleich mit der atemlosen Botschaft: „Auf der Treppenstufe liegt ein Mensch!“ wieder hereinzustürzen.

Alle sprangen auf und eilten hinaus, Peter voran und Heini mit der Laterne hinterher.

Auf den Stufen des Hauseingangs, tief in den Schnee gesunken, lag eine kleine Gestalt, die Peter mit kräftigem Griff aufhob und in den Flur brachte.

„Robert!“ riefen die Kinder wie aus einem Munde.

(Forts. folgt.)

Kaiser Josef II. und Mozart.

Kaiser Josef II. war ein großer Freund der Musik und hatte sich in seiner Jugend sehr achtungswerte musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Sogar bis zum Niederschreiben eigener Kompositionen hatte er es gebracht, und manches Lied setzte er in Musik, das er im Kreise seiner Vertrauten mit seiner schönen Baßstimme vortrug und für das er dann oft große Lobsprüche erntete.

Einst hatte er auch eine italienische Arie komponiert und dieselbe einer Oper eingefügt, welche damals auf dem Schloßtheater in Schönbrunn aufgeführt wurde. Es sollte zwar niemand erfahren, wer der Tonsetzer dieser neu eingefügten Arie sei, aber es ging, wie es meist in solchen Fällen zu gehen pflegt. Bald wußten die meisten der der Vorstellung Beiwohnenden, von wem die neue Arie herrühre. Auch der berühmte Tondichter Mozart war unter den Besuchern des Theaters, und der Kaiser hätte gern gewußt, was dieser über die neue Arie urteile. Nach der Vorstellung fragte er ihn in der Meinung, daß er den Komponisten der Arie nicht kenne, um sein Urteil. Mit großem Freimut, dem sich jedoch auch verbindliche Höflichkeit paarte, antwortete Mozart: „Die Arie ist gar nicht übel; der sie aber gemacht hat, ist viel besser.“

Nach Weihnachten.

Wie grimmig es draußen auch stürmt und schneit,
Wir sind im Stübchen geborgen;
Des Schnees, des Sturmes Heftigkeit,
Die machen uns wenig Sorgen.

Den ganzen Tag bis tief in die Nacht
Giebt's Freude und Jubel die Menge.
Für das, was der heilige Christ uns gebracht,
Ist fast das Stübchen zu enge.

Wir haben ja kaum zum Essen noch Ruh,
So vielerlei giebt es zu spielen,
Und reichen die Tische und Stühle nicht zu,
So spielen wir auf den Dielen.

Nur ein halbes Stündchen, lieb Mütterlein,
Gestatte uns heute noch drüber;
Dann gehn wir zu Bett. Wie bald werden sein
Ach, die Ferientage vorüber!

So kurz ist der Tag und so lang ist die Nacht,
Wir bringen das Spiel nicht zu Ende;
Für das, was der heilige Christ uns gebracht,
Brauchten Ferien wir mehr und mehr Hände.

Briefwechsel zweier Freunde.

7.

Breslau, den 27. Juni 1888.

Lieber Erhard!

Das kann ich mir denken, daß Du jetzt all deine Freistunden am Ufer zubringst, und ich gönne Dir auch das Vergnügen. Aber ich schwärme nun einmal für die Kindergartenlaube, und ich möchte doch gern wissen, ob sie Dir auch so gut gefällt wie mir. Darum bitte ich Dich, lies doch einmal etwas fleißiger darin und teile mir dann deine Meinung mit. Ich habe schon manche Geschichte mehr als einmal gelesen, und die schönen Bilder betrachte ich immer wieder mit neuer Freude. Auf den 1. und 15. jedes Monates freue ich mich, weil da ein neues Heft der Kindergartenlaube erscheint, und gerade jetzt bin ich immer doppelt begierig auf das neue Heft, weil ich die Fortsetzung der lustigen Streiche der sieben Schwaben darin finde. Aber denke nicht, daß ich darüber an meinen Schularbeiten etwas versäume; ich habe jetzt fast auf alle meine schriftlichen Arbeiten die erste Zensur erhalten.

Mit bestem Gruß

Dein Freund

Paul Fischer.

8.

Stralsund, den 4. Juli 1888.

Lieber Paul!

Vielen Dank muß ich Dir, wenn auch ein wenig spät, dafür sagen, daß Du mich auf die Kindergartenlaube aufmerksam gemacht hast. Vielleicht wären die Hefte noch länger ungelesen liegen geblieben, wenn ich mir nicht auf einer Ruderpartie mit dem Kapitain des Schoners, auf der uns ein kalter Wind mit Regen überraschte, einen starken Schnupfen geholt hätte. So mußte ich notgedrungen einige Tage in der Stube bleiben und hatte Zeit und Gelegenheit, die Hefte in die Hand zu nehmen. Das ist alles ganz wunderschön, was darin steht, und ich denke, die Leute, welche die hübschen Geschichten und Gedichte für uns geschrieben und die schönen Bilder gemalt haben, meinen es recht gut mit uns. Bezüglich der sieben Schwaben bin ich ganz Deiner Meinung; mir machen dieselben auch viel Spaß. Von den Bildern ist immer eines hübscher als das

andere. Wer nur auch so fein zeichnen und malen könnte! Wenn ich meinen holländischen Schoner besuche, nehme ich stets ein Heft der Kindergartenlaube mit, um der kleinen Stephanie, so heißt das kleine Mädchen, das damals ins Wasser fiel, die Bilder zu zeigen. Die jauchzt dann laut auf und klascht mit den Händchen und kann sich nicht satt sehen.

Nun mußt Du noch das Neueste hören: ich will Seemann werden. Es giebt doch nichts Schöneres, als so auf dem Wasser zu schwimmen. Was werden aber meine Eltern dazu sagen? Und wie gar lange wird es auch noch dauern, bis ich alt genug und mit der Schule soweit bin. Denn das ist sicher, so leicht und so bald erlaubt Papa es nicht. Mir ist ganz sorgenvoll zu Mute.

Dein Freund

Erhard Schubert.

9.

Breslau, den 10. Juli 1888.

Lieber Erhard!

Es freut mich wirklich sehr, daß Du Gefallen an der Kindergartenlaube hast; ich wußte es vorher. Mir gefällt die Kindergartenlaube so sehr, daß ich sie überall, wohin ich komme, sehen möchte, und all' meine Freunde und Bekannten mache ich auf diese Zeitschrift aufmerksam, und ruhe nicht eher, bis sie dieselbe für sich bestellt haben. Der Preis von 60 Pfennig für das Vierteljahr ist auch wirklich ein so geringer, daß ihn jeder zahlen kann. Viel Spaß macht es mir, wenn ich in einer Woche fünf, sechs oder noch mehr Freunde der Kindergartenlaube gewonnen habe. In meiner Klasse sind blos noch zwei Knaben, die sie nicht halten und nicht halten wollen. Mit denen ist aber überhaupt nichts zu machen, sie lesen und thun auch sonst nichts und zieren stets die letzten Plätze in der Klasse.

Herzlich grüßt Dich

Dein Freund

Paul Fischer.





Ritter und Knappen.

(Ein Hüpfspiel für Knaben von Joh. Petersen.)

Die Spieler teilen sich in zwei Abteilungen und stellen sich einander gegenüber auf; jede Abteilung bildet also eine lange Reihe. Zwischen beiden Reihen, die ziemlich weit, etwa 5 Meter von einander entfernt sind, werden mit einem Stocke, einen Meter von jeder Reihe entfernt, zwei Striche gezogen. Der zwischen den Strichen befindliche, drei Meter breite Raum ist der Kampfplatz. Jede Abteilung wählt sich einen König. Drauf spricht der König A zu König B:

„König, schick' mir einen Mann,
Oder ich greife dich selber an!"

Darauf ruft König B einen seiner Ritter, der sich auf der rechten Seite von B aufstellt. König A ruft ebenfalls einen von seinen Rittern. Der angeredete König B klatscht nun dreimal in die Hände, worauf der Kampf beginnt. Jeder Ritter hüpft nun auf einem Beine über seine Grenze d. i. über den Strich vor seiner Partei, und sucht den Gegner über die andere Grenze zurückzudrängen. Wer zurückgedrängt wird oder wer mit dem erhobenen Beine die Erde berührt, muß dem anderen Ritter, dem Sieger, folgen und sich hinter ihm aufstellen. Dann ruft der König, dessen Partei gesiegt hat, dem anderen zu:

„König, schick' mir einen Mann
Oder ich greife dich selber an!"

Das Spiel setzt sich so lange fort, bis der eine König gar keine Ritter und keinen Knappen, (das sind die Besiegten, die sich hinter den Rittern aufstellen) mehr hat. Kein Ritter darf zum zweiten male kämpfen, wenn noch Ritter da sind, die noch gar nicht gekämpft haben. Sind die Ritter einer Partei alle daran gewesen, so kommen die Knappen an die Reihe, die aber nur mit Knappen kämpfen dürfen. Ist ein Knappe so glücklich, den anderen zu besiegen, so wird er durch diesen Sieg zum Ritter und stellt sich also in gleicher Reihe mit den Rittern auf.

Rätsel.

1. Das erste Wort sticht,
Das zweite Wort kracht,
In des Ganzen Hut
Wird das Erste gebracht. (R. F.)

2. Ich fehle dem Gesunden,
Der aber drob nicht flucht,
Oft hat mich auch gefunden,
Wer eifrig etwas sucht. (R. F.)

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5",
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.


Band 7.
Kinder-Gartenlaube.
Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.
Nº 2.

Die neue Puppe.

Eia, mein Püppchen, wie hübsch du bist!
Wie mir dein Antlitz stets lachte!
Ach, wie lieb' ich den heiligen Christ,
Der dich zu mir grade brachte!

Freundlich und mild ist dein liebes Gesicht
Und du gefällst mir vor vielen.
Püppchen, mein Püppchen, du glaubst gar nicht,
Wie wir so gern mit dir spielen!

Meine Freundin, die kosend dich
Schließt in die Arme, so offen,
Ach, mein Püppchen, wie freute sie sich,
Daß sie daheim uns getroffen.

Drum, heut bleiben wir hübsch zu Haus,
Essen daheim unsern Kuchen;
Aber morgen gehen wir aus,
Großmamachen besuchen.



Die Heinerbaude.

(Erzählung von W. Egbert.)
(Fortsetzung.)

Robert, armes Kind, wie kommst du hierher? fragte teilnehmend die Großmutter und strich dem unerwarteten Gaste die feuchten Haare aus der Stirn.

Robert schlug die großen, dunklen Augen auf und fand sich sicher und geborgen im Kreise seiner Freunde. Da er nicht erstarrt, sondern von dem mühseligen Wege nur erschöpft war, so durfte er ins Warme gebracht werden.

Man versah ihn mit trockenen Kleidern, ließ ihn sich am Abendbrot beteiligen, und dann erst litt die Großmutter, daß der also Gestärkte seine Erlebnisse berichte und sein Herz ausschütte. Sein Bericht war etwas wirr und mehrmals von Thränen unterbrochen, aber die Familie Heiner verstand ihn doch, nämlich, daß der kleine Robert heut in der Dämmerung vergeblich auf die Heimkehr seiner Mutter gewartet habe, und daß er beim Beginn der Dunkelheit und des Schneesturms ihr mit einer Laterne entgegen gegangen sei, damit die müde Frau den Weg zu ihrem Häuschen am Waldrande nicht verfehle. Der Wind habe ihm jedoch das Laternenlicht ausgeblasen, so sei er wieder heimgekehrt und habe die Lampe ins Fenster gestellt, daß sie weithin strahle, und sei abermals der Mutter entgegen

gegangen. Der Schneesturm habe es immer toller getrieben, so daß er sich kaum vorwärts arbeiten konnte, aber in der Angst um die Mutter sei er weiter und weiter vorgedrungen, bis ein heller Schein ihn veranlaßt habe, sich umzublicken. Mit Entsetzen ward er da gewahr, daß seine Heimathütte in Flammen stand. Vermutlich hatte der Sturm den Fensterflügel aufgerissen, die Lampe umgestürzt und also das Unglück herbeigeführt.

Der erschrockene Knabe war zurückgeeilt; das Feuer hatte jedoch bereits das ganze Haus ergriffen, so daß er nichts mehr retten konnte, sondern mit Weinen und Händeringen zusehen mußte, wie die glühenden Dachschindel in der Luft herumflogen und wie ein Balken nach dem andern krachend ins brennende Innere stürzte. Sein einziger Trost war der Gedanke, daß seine Mutter nun sicher vom Flammenschein geleitet würde und in keine Felsspalte stürzen könnte. Aber auch dieser Trost sollte ihm schrecklich geraubt werden. Durch den Schein des Feuers waren hülfreiche Menschen herbeigelockt worden, auch die Löschmannschaft von Johannisbad fand sich trotz des Unwetters mit ihren Löschapparaten ein; — da das Hüttchen der Frau Tanz indessen ganz eingeäschert war, begnügte sich die Feuerwehr, das hohe, hölzerne Wildgatter, welches den Jagdbezirk des Fürsten von P. umgrenzte, zu schützen. Niemand kümmerte sich um den kleinen Knaben, der da weinend am Grabe seiner Habe stand, ja, es erkannte ihn wohl niemand in dem wirren Durcheinander von glühenden Funken und Schneeflocken, sonst wäre man wohl mit dem Gespräch vorsichtiger gewesen. So hörte das unglückliche Kind einen Mann darüber spotten, daß Frau Suse zur rechten Zeit ein Obdach im Gefängnis gefunden habe. Robert wollte, er konnte das Schreckliche nicht glauben, aber seine verzweifelten Fragen ergaben immer von neuem die traurige Tatsache, daß seine Mutter in der Stadt festgenommen sei und einstweilen nicht wiederkehren würde. Die Löschmannschaften, auch die Gaffer entfernten sich nach und nach. Es ward dunkel und still um Robert. Der letzte Funke seines verbrannten Heims verglimmte und ein Gefühl der äußersten Verlassenheit und die Sehnsucht nach Trost und Teilnahme ließen in ihm den Entschluß reifen, zu seiner lieben, gastlichen Heinerbaude zu flüchten. Es war der Entschluß eines Kindes, aber die Ausführung war die That eines Helden, und wie ein Wunder erschien es, daß das kleine, zarte Geschöpf den schneeverwehten, mühevollen Weg im Dunkeln beibehalten und zurücklegen konnte.

„Engel müssen dich geleitet haben, mein gutes Kind“ sagte die Großmutter liebevoll. „Nun, die Engel haben dich nicht umsonst zu uns geführt, du sollst bei uns bleiben, bis du wieder eine Heimat hast!“



Die neue Puppe.

Robert schlang seinen Arm um den Hals der guten Frau und weinte an ihrer Brust alle die zurückgedämmten Thränen der letzten Stunden aus. Das Mariele erhob sich leise, küßte Robert und sagte: „Nun bist du mein und Resas Bruder ganz wie Heini!“

Die Großmutter brachte den kleinen, ermatteten Gast bald zu Bett, und Peter trieb, daß auch die Kinder sich niederlegen sollten. Er nahm zuvor Abschied von ihnen.

„Wir gehen doch morgen mitsammen, Vater?“ fragte Heini.

„Nein, mein Sohn,“ erwiderte Peter. „Ich muß früher, noch beim Mondschein aufbrechen, da ich bereits um 6 Uhr in der Fabrik meinen Dienst antreten muß. Ihr jedoch dürft bis um 6 Uhr in den Federn bleiben, dann kommt ihr zur Schule in Johannisbad noch gerade recht! Schlaft nur getrost und lebt wohl, bis ich wiederkomme!“

Die Kinder schienen zufrieden. Sie lagen bald alle teils im Zimmer, teils in der benachbarten Kammer, in tiefem Schlummer. Als sich jedoch der Vater nach wenigen Stunden der Ruhe vom Lager erhob, um sich leise aus dem Kreise seiner Lieben zu stehlen und seine beschwerliche Mondschein-Wanderung zu Thal zu beginnen, war plötzlich Heini neben ihm und erklärte, den Vater bis Johannisbad begleiten zu wollen, damit er den Hörnerschlitten benutzen könne, und als sie noch beschäftigt waren, diesen aus dem Stall hervorzuziehen, war auch unerwartet Therese an ihrer Seite. Auch sie war zur Wanderung gerüstet und trug ein Körbchen am Arm.

„Ich begleite dich bis ins Aupathal, Vater. Die Justmüllerin hat einen Rosenkranz bei mir bestellt, den will ich abliefern“ sagte sie. „Für die Schule bin ich dann noch rechtzeitig in Johannisbad!“

„Den Kranz könnte ich ja mitnehmen, da ich an der Justmühle vorüber muß! Sei doch froh, daß du dich nicht durch so viel Schnee zu wühlen brauchst, Resa!“ war des Vaters etwas unwirsche Antwort. Im Innern aber freute er sich über die Liebe der Kinder.

„Ich habe ja deine Fußtapfen, um hinein zu treten“ erwiderte Therese, sorglos lachend. „Außerdem habe ich ein Paar Stiefel von Heini angezogen und eine Jacke von der Großmutter, da fürchte ich weder Schnee noch Kälte. Ich verspreche mir sogar ein Vergnügen davon, einmal mit dir im Hörnerschlitten hinabzufahren, Vater!“

„Dann nehmen wir den großen und nicht den kleinen Schlitten!“ rief Heini vergnügt aus.

„Es wird freilich stellenweise nicht schlecht gehen bei dem vielen Schnee, der über Nacht überfroren ist!“ gab der Vater zu, dann aber äußerte er wieder Bedenken. „Was wird aus Mariele? Wie kann sie nachher allein zur Schule kommen?“

„Der Robert ist ja da, der sie begleitet!“ warf Heini ein.

„Freilich, Robert ist so verständig und umsichtig, mit dem kann Mariele sicher gehen!“ bestätigte Therese. „Da es klar ist und nicht weiter schneit, so dürfen die beiden Kleinen dann ja nur unsern Spuren folgen; sie wissen Bescheid so gut wie wir!“

Es war eine prächtige Nacht. Der Mond schien, die Sterne funkelten, so daß Gebirge, Wald und Flur in schönster Silberpracht erglänzten. Dazu herrschte eine erhabene, feierliche Stille, als wenn die Natur nach dem stattgehabten Kampfe der wilden Elemente jetzt im tiefsten Schlafe des Friedens ruhe.

Peter Heiner und seine Kinder empfanden auch die Schönheit ihrer Umgebung, doch blieb ihnen keine Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen. Nachdem sie noch von der guten Großmutter auf der Schwelle der Hausthüre aus einem dampfenden Kaffeetopf gelabt waren, beeilten sie sich fortzukommen. Der Vater schritt voran über die schneebedeckten Matten und stapfte große tiefe Löcher in die krachende Schneedecke; er trug einstweilen den Schlitten auf dem Rücken und die beiden Kinder hüpften lachend hinter ihm her. Dann galt es ein Stück Wald zu durchschreiten, wo der Weg sich als sehr wechselvoll auswies, da der Sturm ganze Strecken kahl gefegt hatte, während wieder andere manneshoch mit Schnee bedeckt waren. Aber die rüstigen Wanderer überwanden frisch und fröhlich alle Hindernisse und jubelten laut, als sie an den großen Abhang kamen, der für ihre Schlittenfahrt von Rübezahls Zauberhänden nicht schöner und fahrbarer hätte hergerichtet werden können.

Der Vater übernahm die Lenkung des großen Hörnerschlittens und die Kinder schmiegten sich an seinen Rücken und jauchzten auf, als es nun pfeilschnell, sausend und blitzend thalab ging, so daß sie in wenigen Minuten eine Strecke zurücklegten, zu der sie sonst zu Fuß anderthalb Stunden gebraucht hätten.

Indessen kam die Morgendämmerung heran. Der Hahn im Stall der Heinerbaude begann zu krähen. Die Sterne erlaschen vor der zunehmenden Tageshelle, und das verschlafene Mariele richtete sich im Bette auf, rieb sich die Augen und wunderte sich, daß Therese von ihrer Seite verschwunden war. Im Wohnzimmer aber lag Robert noch im Bett mit hochroten Wangen und schlief.

Die Großmutter trat mit einem Topfe frischgemolkener Milch ein und klärte das kleine Mädchen über das Verschwinden der Geschwister auf.

„Aber ich muß zur Schule! An mir ist heut die Reihe, das lange Gesangbuchlied aufzusagen und ich habe es auch gut gelernt“ sagte Mariele und packte eilig ihre Schultasche.

Die Großmutter war mit der Absicht, den kleinen Schläfer zu wecken, an Roberts Lager getreten, da sie jedoch sein erhitztes Antlitz und seinen schnellen Atem gewahrte, prüfte sie vorsichtig seinen Puls.

„Robert fiebert“ sagte sie bedenklich. „Wir müssen ihm Ruhe lassen. Schreck und Kummer haben ihn gestern arg mitgenommen. Da bleibt nichts zu thun, Mariele, Du mußt Dir heut einen Ferientag machen, denn bei dem tiefen Schnee kannst Du nicht allein durchkommen. So, hier hast Du Deine warme Milch; ich will gehen und das Vieh füttern!“

Die geschäftige Frau begab sich wieder in den Hof hinaus, ohne den Eindruck zu beachten, welchen ihre Worte auf Mariele machten.

In der zierlichen, kleinen Gestalt des Kindes lebte eine kräftige Seele, mutig, selbständig und ehrgeizig. Die Schule zu versäumen an einem Tage, da ihr eine bestimmte Aufgabe, die ihr das Lob des Lehrers eintrug, zufiel, schien ihr eine Schmach. Einen zwar weiten, aber doch wohlbekannten Weg, den sie täglich mit den Geschwistern zurücklegte, vermochte sie auch allein zu finden, und durch den vielen Schnee wollte sie sich nicht zurückschrecken lassen, denn es war ja schönes Wetter, fast heller Tag, und es ging bergab. Hatte doch Robert in dunkler Nacht bei dem Unwetter sich sogar heraufgefunden! Und Robert war nur anderthalb Jahre älter als sie und war vom Unglück bedrückt.

Mariele warf einen teilnehmenden Blick auf ihren Spielgenossen, trank ihre Milch aus, schnallte mutig ihr Schulränzel auf den Rücken, nachdem sie das warme Jäckchen und die Pelzkappe angelegt, und huschte dann leise wie ein Heinzelmännchen zum Hause hinaus.

Robert schlug gerade die Augen auf, um das kleine Schulmädchen in der Thüre noch verschwinden zu sehen. Er richtete sich erschrocken auf, aber der Kopf war ihm so schwer, und die Erinnerung an all sein Unglück überwältigte ihn dermaßen, daß er weinend sein Gesicht wieder in die Kissen vergrub. Die Schule, welche sonst ein angenehmer Aufenthalt für ihn war, schreckte ihn heute zurück durch die Vorstellung, daß Lehrer und Schüler ihn nach seinem verbrannten Heim, nach seiner gefangenen Mutter fragen würden. So war er dankbar und zufrieden, als die Großmutter Heiner ihm riet, im Bett zu bleiben und weiter zu schlafen.

Die vielbeschäftigte Frau erfuhr erst im Laufe des Vormittags, daß Mariele doch allein zur Schule gegangen sei; sie war sehr ungehalten darüber, denn sie war besorgt um das kleine Mädchen, doch sie beruhigte sich beim Anblick des goldenen Sonnenscheins, der durch die Fensterscheiben lachte und bei dem Gedanken, daß das

Kind die Spuren ihrer Vorgänger benutzen könne und für den beschwerlichen Rückweg wieder die Gesellschaft der Geschwister habe.

Der feste ungestörte Schlummer, der den kleinen Robert nochmals umfing, schien ihm heilsam zu sein, denn sein Pulsschlag ward wieder regelmäßig, und gegen Mittag vermochte er beruhigt und gestärkt sich zu erheben. Er versuchte es, sich seiner gütigen Gastfreundin nützlich zu machen, so gut er konnte, und sie ermunterte sein Bestreben, um ihn von trüben Grübeleien abzuziehen. Er durfte in der warmen Mittagssonne auf dem Hofe einen Platz für die Hühner und Tauben vom Schnee rein fegen und dem Geflügel reichlich Futter streuen. Er mußte nach dem Herdfeuer sehen, die Messer blank putzen und den Tisch zu Mittag decken, denn die dritte Nachmittagsstunde, in der man die Schulgänger zurückerwarten konnte, war angebrochen.

Schon sank die Sonne hinter die Berge, als es drüben am Waldrande lebendig ward. Heini und Therese tauchten mit frischroten Gesichtern dort auf; sie schleppten den großen Hörnerschlitten hinter sich her. Als sie Roberts Antlitz hinter den Fensterscheiben bemerkten, jauchzten sie ihm zu.

„Kommen sie?" fragte die Großmutter am Herde und schüttete die dampfenden Kartoffeln vom Kochtopf in eine Schüssel.

„Ja" sagte der kleine Robert und blickte gespannt nach dem Walde, in der Erwartung, daß das rotbraune Käppchen Marieles als Nachtrab noch auftauchen würde.

Mit Lärm und Gestampf betraten die beiden Schneewanderer das Zimmer. „Das war hübsch heut!" rief Heini, „Ihr Stubenhocker, warum seid Ihr nicht zur Schule gekommen?"

Robert kniete noch immer am Fenster und starrte nach dem Walde.

„Herr des Himmels! Wo habt ihr das Mariele?" schrie indessen die Großmutter.

„Ist sie nicht hier?" fragte Therese verwundert.

„Nein, um Gottes willen, nein! Sie ist allein zur Schule gegangen, gegen meinen Willen?"

Therese ward blaß, sie starrte schweigend auf die Großmutter.

„Mariele war nicht in der Schule!" rief Heini entsetzt.

„Das Kind ist verunglückt!" jammerte die Großmutter und rang verzweifelt die Hände.

„Der Weg ist fürchterlich, er ist unmöglich für Mariele!" sagte Therese mit bebenden Lippen.

„Wenn sie irgendwo im Schnee steckte, hätten wir sie doch auf dem Rückweg gefunden!" bemerkte Heini mit einem gewissen Trotz, der sich gegen das Unglück aufbäumte.



Kaiserpalast in Gelnhausen.

„Sie wird abgeirrt und in ein Schneeloch gefallen sein oder sie ist auf den Abhang geraten, hinabgerutscht und . . . tot unten angekommen!“ Die letzten Worte Theresens verloren sich in erstickenden Thränen.

Nun stürzten alle zur Hausthür, doch ein gebietender Ruf der Großmutter gebot Halt.

„Ihr seid müde und abgearbeitet, soll ich Euch auch noch verlieren? Ich gehe selbst und suche das Kind! Eßt erst einen Bissen und dann folgt mir! Wer mit Mariele zurückkommt, nehme die große Kuhglocke und läute, damit die andern wissen, daß sie gefunden ist!“

Nach diesen Worten eilte die alte Frau davon. Sie dachte nicht daran, daß auch sie nichts genossen. Sie sah nur mit Besorgnis das Schwinden des Tages und hastete angstvoll durch den Schnee vorwärts, von Zeit zu Zeit den Namen des verlorenen Lieblings über die weißen Flächen und durch den schneeverhüllten Wald rufend.

Therese und Heini nahmen eilig einige Löffel Suppe, ergriffen ein Stück Brot und stürmten dann gleichfalls fort. Schon am Walde holten sie die Großmutter ein; allen voran jedoch war Robert, der bereits weiter unten sich wie ein kleiner Maulwurf durch den Schnee wühlte.

Einsam, verlassen von allen menschlichen Bewohnern, lag die Heinerbaude. Die Hausthüre stand weit offen. Ein Dieb hätte hier ungestört seine Beute machen können. Freilich, Kostbarkeiten besaß die Familie Heiner nicht; ihr größter Schatz war die Zufriedenheit; ach, und dies stille Glück war nun so grausam gestört! —

Es dunkelte. Die Hühner und Tauben suchten ihre Ställe und wunderten sich, daß niemand kam, ihre Thüre zu schließen, um sie vor Kälte und nächtlichem Überfall durch Raubgetier zu schützen. Die Ziegen meckerten; sie hatten Appetit nach ihrer Abendmahlzeit, doch ihr Freund und Pfleger Heini kam heute nicht mit dem duftenden Heubündel; auch die Kuh brummte ungehalten, da man sie zu melken vergaß.

Die Nacht, eine milde, dunkle Nacht, senkte sich herab und große, dichte Flocken begannen wieder zu fallen, um die Schneemassen auf Erden noch zu vermehren. Von Zeit zu Zeit drangen abgerissene Rufe aus dem Waldthal herauf. „Mariele!“ „Mariele!“ ertönte es bald hier, bald dort, doch keine Antwort ward laut.

(Forts. folgt.)



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von **Elisabeth Müller.**)

Über dem Waldbauernhaus, hoch droben auf der steierischen Alp, stand ein freundlicher Stern, und seine Strahlen fielen durch die kleinen hellen Fensterscheiben auf ein Knäbchen, das in dieser Nacht das Licht der Welt erblickt hatte — man schrieb den 31. Juli 1843 — und dieser Stern blinzelte die Mutter des Kindleins an, als wolle er sagen: „Gieb nur acht! Das kleine Menschenkind, das jetzt so schwach und hilflos neben dir ruht, wird einst ein berühmter Mann werden, auf den das ganze Steiererland stolz sein wird; um aber dies werden zu können, hat ihm die Gottheit einen ganz absonderlichen Lebensweg bestimmt. Darum wird auch der Knabe anders sein als seinesgleichen; wundere und sorge dich jedoch deshalb nicht, Mütterchen! Du wirst noch Freude an ihm erleben, und es wird alles zu gutem Ende kommen.“ *)

Ob die Waldbäuerin den Stern verstanden haben mag? Ich weiß es nicht; gewiß ist aber, daß sie just so handelte, als ob sie ihn verstanden hätte: ihr liebevolles Mutterherz stand ihrem Erstgeborenen jederzeit offen, und sie hegte und pflegte ihn mit aufopfernder Muttertreue. Ach, und das Büblein hatte es auch gar sehr nötig, denn es war körperlich nicht stark und hatte ein liebebedürftiges Gemüt. Sein Vater war ein biederer, gottesfürchtiger, ernster Mann. Auch er liebte seinen kleinen Sohn von Herzen, allein seine Weise mit dem Knaben umzugehen ließ diesen nicht allzusehr merken, wie lieb er ihn hatte; er lobte zwar den kleinen Peter — so hieß der Kleine — und tadelte ihn, wenn er beides verdiente, sonst aber beschäftigte er sich nicht eingehender mit ihm. Gerade dies aber begehren die Kinder, und Peterchen namentlich konnte es nicht ertragen, daß sein Vater, den es doch so lieb hatte, sich so wenig mit ihm abgab, ja, ihm war eine tüchtige Schelte noch lieber als diese vermeintliche Gleichgiltigkeit; und der eigenartige Knabe, mit seiner schon damals sich lebhaft regenden Phantasie, stellte dann gar manchmal etwas an, nur um den Vater zu nötigen, daß er sich mit ihm beschäftige.

So fiel es ihm einmal ein — es war am heiligen Christabend und er befand sich gerade allein in der Wohnstube — daß es doch eigentlich passender wäre, wenn das bleierne Christusbild, das dort an dem schwarzen Kreuze an der Wand hing, hier auf dem kleinen Hausaltare in einer Krippe läge, da doch heute Weihnachten sei.

*) Unser heutiges Titelbild zeigt das Geburtshaus Peter Roseggers.

INDIANER.

ELEPHANT.

Ganz mit diesem Gedanken beschäftigt, und im Augenblicke wohl kaum an die mutmaßlichen Folgen seines Vorhabens denkend, nahm er das Kreuzchen von der Wand und begann, das bleierne Erlöserbild davon abzulösen. Als dies geschehen, bog er dessen Beine mehr zusammen, die Arme über die Brust, richtete das Nähkörbchen seiner Mutter zur Krippe ein, legte das Heilandsbild hinein und stellte es so auf den Hausaltar. Als dies alles vollbracht war und er sein Werk wohlgefällig beschaut hatte, überkam ihn plötzlich die Angst, was wohl die Eltern dazu sagen möchten, und ob es heute auch wieder bloß bei der Schelte bleiben oder aber bis zu Birkenreisern kommen werde. Es wurde ihm ganz heiß, er wußte nicht, was er anfangen solle. Um der Entdeckung vorerst vorzubeugen, verbarg er das schwarze Kreuzlein im Bettstroh, bedachte aber nicht, daß der in eine Krippe verwandelte Nähkorb ihn sofort verraten müsse.

Und richtig, kaum waren seine Eltern, die mit dem Gesinde außerhalb des Hauses gearbeitet hatten, in die Stube getreten, als auch schon seine Mutter zu ihrer großen Verwunderung ihren Nähkorb auf dem Hausaltare erblickte und der Vater das schwarze Kruzifix vermißte.

Der kleine Missethäter hatte sich im Bewußtsein seiner Schuld ein wenig in die Ecke geschoben, aber der Vater mußte wohl schon wissen, an wen er sich bei dergleichen Streichen zu wenden hatte, denn er trat auf Klein-Peter zu und fragte ihn ganz ruhig, ob er nicht wisse, welche Bewandtnis es mit dem verschwundenen Kruzifix habe? Da stiegen dem armen Sünder auch schon die Thränen in die Augen, er konnte kein Wort hervorbringen; nur mit der Hand wies er nach der Stelle hin, wo er das Kreuzchen verborgen hatte.

Der fromme Waldbauer war nicht wenig entrüstet über die That des kleinen Frevlers, nahm seinen Hut vom Nagel und befahl jenem, in der Stube zu bleiben, bis er wiederkomme. . . .

O weh, Peterchen, das verheißt nichts Gutes!

Die gütige Mutter sprach diesem nun zu, den Vater um Verzeihung zu bitten, denn der Vater gehe jetzt, um eine Rute zu holen; aber Peter war vor Furcht wie erstarrt, er konnte sich im ersten Augenblicke nicht von der Stelle bewegen, auch wenn er gewollt hätte.

Der Abend brach herein, die Mutter war wieder ihrer Arbeit nachgegangen und hatte den Sträfling allein in der Stube gelassen. Bei diesem wuchs nun die Angst von Minute zu Minute; schon hörte er den Vater draußen, wie er den Schnee von den Schuhen klopfte. Da löste sich die Spannung, und sein nächster Gedanke war, sich möglichst gut zu verbergen. In einer Ecke der Stube stand

eine jener Schwarzwälder Uhren, wie man sie wohl noch hie und da in Bauern- oder in Wirtshäusern auf dem Lande antrifft, deren Pendel und Gewichte in einem hohen Kasten verborgen sind, in welchem zur Not ein Mensch aufrecht stehen kann. Da hinein flüchtete jetzt Peter.

Nun trat der Vater ein, die Birkenrute in der Hand. „Wo ist der Bub?“ fragte er, als er die Stube leer fand.

Ja, wo ist der Bub? Der hütete sich wohl, darauf Anwort zu geben, aber das Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf und wohl war es ihm durchaus nicht in seiner jetzigen Stellung, denn das Uhrgewicht schwebte dicht über seinem Haupte; er mußte aus sich so wenig als möglich machen, sonst blieb die Uhr stehen, und sobald man dies gewahr ward, wurde sie wieder aufgezogen und er war entdeckt. Also vorderhand mäuschenstille! „Wo ist der Bub?“ so ertönte es jetzt durch das ganze Haus, es wurde alles durchsucht von oben bis unten — nur an den Uhrkasten dachte niemand. Als man den verlorenen Sohn im Hause nicht fand, ging es an ein Suchen in Scheunen und Ställen, in Heu und Stroh, auch in die Nachbarschaft wurde geschickt; natürlich alles umsonst, der Junge war durchaus nicht zu finden.

Die Mutter jammerte, wenn der Kleine etwa zu einem weiter wohnenden Nachbar durch Feld und Wald gelaufen sei, so müsse er bei dieser Kälte ja erfrieren, denn er habe weder sein Jöppelein an, noch seinen Hut auf, die beide in der Stube lagen. Der Vater drohte: „Finde ich ihn, so soll er dieses Christabends gedenken sein Lebtag!“

Peter, Peter, wie wird dir's gehen!

Endlich wußte man nicht mehr, wo man noch suchen sollte, da man alles in Haus und Hof umgekehrt hatte und auch die Nachbarschaft durchstöbert worden war, ohne eine Spur zu finden. Der Waldbauer ließ sich ganz erschöpft auf einen Stuhl sinken. Die Waldbäuerin jammerte und weinte bei der Vorstellung, ihr Liebling sei vielleicht in den Wald gelaufen, habe sich in der Dunkelheit verirrt und liege wohl gar erfroren unter dem Schnee; sie begann, ihrem Manne Vorwürfe zu machen über seine Strenge, dieser dagegen meinte, mit dem dünnen Birkenzweige hätte er ihm wohl kein Glied entzwei geschlagen, jetzt aber, wenn er ihn erwische, werde er einen Zaunstecken an ihm entzwei schlagen.“

Das waren allerdings vielversprechende aber keineswegs ermutigende Aussichten für den armen Schelm im Uhrkasten.

Den Eltern ließ es indessen keine Ruhe; wieder wendeten sie sich zur Thüre, um das Suchen von neuem anzufangen. Der innigfromme Waldbauer kniete vorher noch nieder in stillem, heißem

Gebete, während die Mutter warme Kleider für den Vermißten zusammentrug, für den Fall, daß man denselben finden sollte, denn halberfroren mußte er sicherlich sein — ach, und er schwitzte vor Angst! — Doch da geschah etwas, was der ganzen Sache eine andere Wendung gab.

Das Vaterherz des Waldbauern schluchzte plötzlich krampfhaft auf, das Leid um seinen lieben Buben hatte ihn übermannt, sein Haupt fiel nieder auf seinen Arm und ein Beben ging durch den ganzen Mann.

Dies zu hören, war zu viel für das Herz Peters, dessen Liebe zu seinem Vater nun alle Furcht überwand — ein lauter, von ihm ausgestoßener Schrei verkündete, wo er sich befand, und bald lag er weinend seinem Vater zu Füßen, seine Verzeihung erwartend; er konnte nichts hervorbringen als den Vaternamen. Und dieser Vater, er hatte zu tief gefühlt, welches Leid ihm widerfahren wäre, wenn er den Jungen verloren hätte; aber er hatte jetzt auch einen Blick in seines Kindes Seele gethan und erkannt, welcher Schatz von Liebe für ihn darin verborgen lag. In diesem einen Augenblicke hatten sich beide verstanden. Noch thränenden Auges hob er den Knaben auf und zog ihn an seine Brust, und von Stund an hatte der kleine Peter nicht mehr nötig, etwas anzustellen, damit sich der Vater mit seiner kleinen Person beschäftigte.

Ja, Streiche hat Peterchen noch gar manche gemacht, aber keine boshaften, sondern Streiche, um derentwillen man den Kleinen sogar lieb haben mußte, denn meistens hatten sie ihren Ursprung in seinem innigen, goldklaren Gemüte und in seiner leicht erregbaren Phantasie. So hatte er z. B. in der Kirche, wohin ihn seine Mutter häufig mitnahm, immer das Bild des wohlthätigen Ritters Martinus bewundert, das dort die Wand schmückte. Eines Tages nun, auf der Rückkehr von dieser Kirche, erzählte seine Mutter dem wißbegierigen kleinen Burschen, der gar nicht fertig werden konnte mit fragen, eine Geschichte aus dieses frommen Ritters Leben: wie er einst an einem bitterkalten Wintertage über Land geritten sei und einen armen, alten Mann am Wege liegend gefunden habe, dessen vor Frost zitternden Leib kaum einige Lumpen bedeckten, wie er dann alsobald seinen Mantel mit seinem Schwerte in zwei Hälften geteilt und die eine derselben dem alten Bettler zugeworfen habe, just wie es bei J. Falk in seiner Legende von dem frommen Ritter, die in den meisten Schullesebüchern steht, zu lesen ist. Und wie horchte der kleine Peter auf, wie glühten seine Wangen und glänzten seine Augen, als die Mutter weiter erzählte, daß dem menschenfreundlichen Martinus der Herr Christus erschienen sei, bekleidet mit dem nämlichen halben Mantel, den er dem greisen Bettler

geschenkt; wie es sich dann herausgestellt, daß dieser Bettler niemand anders als der Heiland selbst gewesen, der des Ritters christliche Bruderliebe und Mildthätigkeit habe auf die Probe stellen wollen, und wie der Herr Jesus ihm verheißen, daß er ihm in diesem und dem künftigen Leben diese Gutthat lohnen wolle, als ob sie ihm selbst erzeigt worden sei.

Diese liebliche Legende machte auf den kleinen Peter den tiefsten Eindruck und es entstand in ihm der lebhafte Wunsch, dem lieben Heilande doch auch etwas schenken zu dürfen, ja er betrachtete sich von da an jeden Bettelmann ganz genau, ob er am Ende gar in einem oder dem andern den Herrn Jesum erkennen möchte.

An einem Sonntagabend sah er auf der Schafweide, von welcher er (so klein er auch noch war, mußte er doch schon seinen Kräften entsprechende Arbeiten verrichten) die Schafe heim zu treiben hatte, einen alten schlecht bekleideten Mann, mit dem Kopfe auf einem Steine liegend. Gleich kam ihm St. Martinus in den Sinn oder vielmehr der von demselben beschenkte Bettler, der schließlich der Heiland selber gewesen war. Wer weiß, vielleicht war es dieser hier auch, und unser kleiner Freund betrachtete sich den vermutlich schlafenden Mann aus einiger Entfernung mit von heiliger Freude gemischter scheuer Ehrfurcht. Aber — was sollte er ihm schenken? Einen Mantel besaß er nicht, den er hätte zerteilen können, wenn er auch das Messer dazu in der Tasche hatte. Etwas aber mußte er doch wohl schenken. Da dachte er, das wollene neue Jöppelein, das er noch an hatte, würde es wohl auch thun; flugs machte er sich daran, dasselbe in der Mitte zu durchtrennen — in seinem kindlichen Eifer, dem lieben Heiland etwas zu schenken, fiel ihm gar nicht ein, daß die ganze Joppe kaum hinreichte, den Bettler auch nur zur Hälfte zu bedecken, geschweige denn die halbe. (Forts. folgt.)

Der Kaiserpalast zu Gelnhausen.

Wenn man von der Stelle aus, wo die Kinzig in den Main mündet, eine kurze Strecke im Kinzigthale aufwärts geht, gelangt man bald zu einer Stelle, wo unser Auge die Trümmer eines der schönsten mittelalterlichen Bauwerke gewahrt, es sind die Trümmer der berühmten Kaiserpfalz zu Gelnhausen, eines Lieblingsaufenthaltes des Kaisers Friedrich Rotbart.

Hier weilte er, wenn ihm die Regierungssorgen dazu Zeit ließen, gern, um dem Vergnügen der Jagd in den nahen Wäldern, besonders in dem königlichen Bannforste des Büdinger Waldes,

obzuliegen. Ein Forstmeister mit zwölf Jägern führte die Aufsicht über diesen Wald. Wenn der Kaiser jagen wollte, so mußte ihm altem Herkommen gemäß, der Forstmeister einen Hund mit hängenden Ohren, mit einem silbernen und goldenen Halsbande und mit einer seidenen Leine vorführen. Dann mußte dem Kaiser eine Armbrust überreicht werden mit einem Eibenbogen, mit seidener Sehne und mit seidenem Hängeband. Beim Aufbruch zur Jagd folgte der Forstmeister dem Kaiser auf einem weißen Rosse; und ging es weiter in das dunkle Gebirge, so mußten auch jene zwölf Reichsförster aufsitzen und folgen.

In dem Walde sprudelt noch heute eine Quelle, an welcher der Kaiser sich oft mit seinem Jagdgefolge erfrischt haben soll, und vor einigen Jahrzehnten zeigte man auch noch einen Baum im Walde, die „Kaisereiche“ genannt, in deren kühlendem Schatten er oft geruht haben soll.

Auch das Wappen der Stadt Gelnhausen erinnert noch an den Aufenthalt Kaiser Friedrichs auf seiner Lieblingspfalz. Die Sage erzählt: „Einmal, da Kaiser Friedrich zu Gelnhausen auf seiner Pfalz verweilte und gerade mit seiner Gemahlin kosend am Fenster stand, erschienen die Ratsherren der Stadt vor ihm und baten, daß der Kaiser die Stadt mit einem Wappen begnadigen möchte. Der Kaiser erwiderte ihnen, sie möchten sich umsehen und wählen, was ihren Blicken zuerst sich zeigte. Da wählten die Ratsherren das Erste und Beste, was sie vor Augen hatten, das Bild, wie der Kaiser mit seiner Gemahlin am Fenster stand — und so entstand das Gelnhausener Stadtwappen.

Nicht immer war Kaiser Friedrich auf seiner Pfalz, um sich der Ruhe zu erfreuen oder zu fröhlicher Jagd auszureiten. Oft entbot er hierher auch die Großen des Reiches zu ernsten Verhandlungen. So ward im April des Jahres 1180 hier ein Reichstag gehalten, auf welchem entschieden werden sollte über das Schicksal des trotzigen Welfenherzogs Heinrichs des Löwen, der in der Stunde der Not den Kaiser auf seinem Zuge gegen die lombardischen Städte im Stiche gelassen hatte. Da waren Erzbischöfe und Bischöfe, Herzöge und Markgrafen, Grafen und Edle in großer Zahl erschienen, und ihr Spruch lautete, daß über den Herzog Heinrich die Reichsacht auszusprechen und sein Land an andere Fürsten auszuteilen sei. Damals erhielt Bernhard von Askanien, der Sohn Albrechts des Bären, jenen zwischen Weser und Elbe gelegenen Teil der Lande Herzog Heinrichs, der später den Namen „Herzogtum Sachsen“ führte.

Von der Gründung der Pfalz Gelnhausen und von ihrem Namen erzählt die Sage:

Friedrich der Rotbart lebte, ehe er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der Wetterau. Hier lernte er Gela, die schöne und anmutige Tochter eines seiner Burgmannen kennen, und sein Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Die Jungfrau aber sprach zu ihm: „Hoch ehrt mich eure Liebe, und ich mag euch nicht verbergen, daß auch ich euch von Herzen liebe, wenngleich ich nicht die eure werden kann; denn ihr müßt euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzöge.“ Bei dieser Meinung blieb die Jungfrau trotz alles Zuredens, und doch dünkte Friedrich das Jahr, das er jetzt verlebte, ein glückliches, wenn er nur die Jungfrau sah, von der er wußte, daß sie ihn auch liebte.

Nach einem Jahre entbot Friedrichs Oheim, der Kaiser Konrad, seine Mannen zu einem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande. Auch Friedrich wappnete sich. Beim Abschiede reichte er Gela stumm die Hand, Gela aber sprach: „Ewig soll unsere Liebe währen.“

Als Friedrich mit Ruhm bedeckt in die Heimat zurückkehrte, ward ihm berichtet, daß Gela den Schleier genommen habe und in ein Kloster gegangen sei. Er bewahrte ihr ewig ein treues Gedenken, auch als er sich mit einer ebenbürtigen Gemahlin vermählt hatte. An der Stelle aber, wo Gela ihm zuerst ihre Liebe gestanden hatte, gründete er eine prächtige Pfalz, und er nannte sie ihr zu Ehren Gelashausen oder Gelnhausen.“

Jetzt zeugen von der ehemaligen Schönheit derselben nur noch stattliche Trümmer. In einer der Mauern findet sich ein Steinbild, das der Sage nach den Kopf Kaiser Friedrichs darstellen soll, und der Dichter Max von Schenkendorf singt von demselben:

Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt,
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns halb streng, halb mild;
Laßt es uns in Demut küssen:
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.“

Briefwechsel zweier Freunde.

10.

Stralsund, den 19. Juli 1888.

Lieber Paul!

Nur einige Zeilen heute. Der Schoner fährt morgen mit Korn nach Barcelona ab. Natürlich bin ich in allen meinen freien Stunden auf dem Schiffe gewesen, um das Verladen mit anzusehen,

und eben jetzt will ich wieder hin. Die Trennung von den guten Leuten und von der kleinen Stephanie wird mir sehr schwer; wir haben uns liebgewonnen. Der kleinen Stephanie habe ich die Kinder-Gartenlaube zum Andenken geschenkt, weil sie so großes Vergnügen an den Bildern fand. Viele von meinen Bekannten, welche die Kinder-Gartenlaube bei mir gesehen haben, halten sie jetzt ebenfalls, und sie gefällt ihnen sehr. Wenn ich doch mit nach Barcelona und in die weite, weite Welt fahren dürfte!

Dein Freund

Erhard Schubert.

11.

Breslau, den 25. Juli 1888.

Lieber Erhard!

Überrascht bin ich nicht durch Deine neuliche Mitteilung, daß Du Seemann werden willst, denn Deine Neigung war von jeher auf das Wasser, auf Schiffe und Reisen gerichtet. Doch warten mußt Du sicher noch ein paar Jahre; die Schule kannst Du unmöglich jetzt schon verlassen. Aber Deine Eltern werden Dir sicher erlauben, Deiner Neigung zu folgen, wenn Du etwas Tüchtiges gelernt hast, und später Deine Lust, zur See zu gehen, noch die gleiche ist. Einen großartigen Plan muß ich Dir mitteilen, den ich ersonnen habe. Neulich Abends war ein Buchhändler bei meinen Eltern zum Besuch, dabei kam das Gespräch auf Bücher und Zeitschriften. Der Buchhändler erzählte da, wie jeder Beruf seine eigenen Bücher für sich habe,und besonders hob er hervor, wie jeder Beruf, jedes Handwerk jetzt sogar seine eigenen Zeitschriften besitze, in denen alles stehe, was für die betreffenden Berufsgenossen von besonderem Interesse sei. Auch die Frauen hätten ihre eigene Hausfrauenzeitung, und in dieser teilten sie sich ihre Gedanken und Wünsche mit, machten Vorschläge und gäben einander guten Rat. Auch Bäcker und Fleischer, Schuhmacher und Schneider, Gerber und Färber, Friseure und Hutmacher, Maler und Photographen, Tischler und Uhrmacher, Förster, Landwirte, Ärzte, Theologen, Lehrer, alle, alle hätten ihre eigenen Fachzeitschriften. Wie durch ein unsichtbares Band würden alle Berufsgenossen durch eine solche Fachzeitschrift umschlungen und zusammengehalten, soweit sie die deutsche Sprache verstehen, ob sie nun in Deutschland, Rußland, England, oder gar in Amerika, Afrika oder Japan wohnen. Ich kann Dir nicht sagen, wie der Gedanke mich gepackt hat, er gab mir unaufhörlich Anlaß zum Nachsinnen

und zum Plänemachen. Ganz fertig bin ich mit meinen Plänen noch nicht, im nächsten Briefe hoffe ich Dir aber Weiteres darüber mitteilen zu können. Bis dahin lebe wohl.

Dein treuer Freund

Paul Fischer.

12.

Stralsund, den 1. August 1888.

Lieber Paul!

Neugierig bin ich auf Deine Pläne. Teile sie mir nur so bald als möglich mit. Ein wenig glaube ich schon erraten zu können, wohin Du zielst. Der Holländer schwimmt schon auf der Nordsee; wir haben uns versprochen, manchmal zu schreiben. Mein Wunsch, Seemann zu werden, wird immer größer, ich bin jetzt noch öfter im Hafen und auf dem Wasser, als früher. Mit vielen Grüßen, auch von den hiesigen Schulkameraden, die sich Deiner gern erinnern,

Dein Freund

Erhard Schubert.

Rätsel.

1. Das erste schmeckt sehr gut gebraten,
Das Zweite muß oft im Schmutze waten,
Dem Ganzen macht's Fürchten viel Beschwerden
Und unser Kindchen soll's niemals werden. (Marie Stephan.)

2. Wenn Silbe eins am Anfang steht,
So nennt's der Griechen Alphabet;
Geht aber Silbe zwei voran,
Fließt's westlich in den Ocean. (C. Leo.)

Auflösung der Rätsel in Nr. 1:

1. Nadelbüchse. — 2. Nichts.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnberg.

Schneeballkrieg.

Heisa, wie vom Himmelszelt
Tanzen schon die Flocken!
Ei, nun laßt uns länger nicht
Hinterm Ofen hocken.
Kommt wir woll'n Soldaten sein:
Preußen, Sachsen, Bayern;
Kugeln formt aus weißem Schnee,
Auf den Feind zu feuern.

Seht die Latten dort am Zaun,
Feinde, kaum zu zählen!
Nun frisch drauf! und zielet gut,
Daß wir keinen fehlen.
Hurrah! wie die Kugeln dicht
Um die Feinde fliegen!
Ständen sie nicht gar zu fest
Müßten längst sie liegen.

Solch ein frisch Soldatenspiel
Freut die jungen Seelen,
Kriegsgeschrei erfüllt die Luft
Wie aus hundert Kehlen.
„Jungens," ruft die Mutter wohl,
„Schreit euch nur nicht heiser!"
„Mütterchen, wir spielen Krieg!"
„Hurrah! unser Kaiser!"

H. C. Bahn

Auf dem Posten.

(Von Wilhelm Fischer.)

Herr von Fülme war lange Soldat gewesen. Als er seinen Abschied erbat, um sich ganz der Verwaltung seines großen Vermögens zu widmen, nahm er einen guten Teil des strammen Wesens ins bürgerliche Leben mit. Seine Güter hatte er verpachtet und wohnte, der besseren Erziehung seiner fünf Kinder wegen, meist in seinem schönen Hause vor der Stadt. Dort war alles genau geordnet, und manches ganz militärisch. So blies sein Bursche Heinrich, der auch lange als Soldat gedient hatte, im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr morgens für die Kinder das schöne Signal: „Habt ihr — noch nicht — lang ge- — nug geschlafen?" und dann galt kein Besinnen mehr, nur eilig aufstehen und sich tummeln. Denn zwanzig Minuten später mußten sie, gewaschen und vollständig angekleidet, zum Frühstück antreten, und das scharfe Auge des Vaters entdeckte jedes Fleckchen, jede Unordnung. Arbeit und Erholung, Essen und Trinken, alles hatte seine bestimmte Zeit, wie jedes Ding seinen festen Ort. Widerspruch gab's nicht. Wer einen Auftrag bekam, mußte denselben nicht nur pünktlich ausführen, sondern nachher auch melden, daß er ausgeführt sei. Doch da Herr von Fülme nichts Unbilliges verlangte, auch gegen sich selbst so streng wie gegen andere war, so fuhr das ganze Haus wohl dabei.

An einem trüben Morgen in den Weihnachtsferien, als die Familie eben das Frühstück beendet hatte, sprach Herr von Fülme zu seiner Frau: „Ich habe vielerlei in der Stadt zu thun und weiß nicht, wann ich zurückkomme; wartet nicht mit dem Essen auf mich; Ludwig mag mich begleiten.“

„Zu Befehl, Vater!“ sprach der älteste Sohn.

„Aber zieh' dickere Stiefel an.“

Gehorsam stand der Fünfzehnjährige auf und ging auf sein Zimmer.

„Anna, sieh einmal unsern Briefkasten nach!“

Die Tochter ging und meldete, als sie wieder eintrat: „Nur die Zeitung und ein Brief.“

„Gieb den Brief her!“ Der Vater erbrach und durchflog ihn und sprach dann zu seiner Frau: „Da meldet sich mein alter Freund Asbeck zum Besuch an; er kommt mit dem Zuge um halb vier und bleibt bis über Neujahr; richte dich darnach.“

„Ich werde das Fremdenzimmer sogleich heizen lassen,“ antwortete die Mutter.

„Fertig, Ludwig?“ rief der Vater dem wieder eintretenden Sohne entgegen.

„Jawohl, Vater.“

„Dann nimm dies Paket und komm!“

Sie empfahlen sich und schritten in den kalten Nebel hinaus. Es war eine Freude, die beiden neben einander gehen zu sehen, den kräftigen Mann und den schlanken Knaben zu seiner Linken, in gerader Haltung und mit festem, gleichmäßigem Schritt. Unterwegs gab Herr von Fülme seinem Sohne folgende Aufträge: „Das Paket bringst du zum Buchhändler und bestellst zugleich unsere Zeitschriften wieder für das nächste Vierteljahr. Diese Postanweisung zahlst du auf dem Hauptpostamte ein und bringst fünfzig Freimarken mit. Dann gehst du zu Tante Lindenberg und fragst an, ob ich Herrn von Asbeck morgen Abend in ihre Gesellschaft einführen dürfe, sonst müsse ich auch für meine Person um Entschuldigung bitten und die Mutter käme allein. Halte dich nicht zu lange bei der Tante auf, dann kannst du gegen neun Uhr vor der Nikolaikirche sein. Dort erwartest du mich, verstanden?“

„Zu Befehl, Vater.“

„Ich habe vielleicht noch mehr für dich zu thun.“

Ihre Wege trennten sich jetzt, der eine ging rechts, der andere links.

Herr von Fülme erledigte mehrere Geschäfte mit gewohnter Schnelligkeit, aber eine wichtige Besprechung mit seinem Rechtsanwalte dehnte sich wider Erwarten sehr lang aus und machte zwei


Auf dem Posten

neue Gänge notwendig. In solchen Fällen kann auch ein umsichtiger und besonnener Mann einmal etwas vergessen, und so geschah es heute ihm. Nach ein Uhr nahm er in einem Gasthofe ein Glas Wein und einen kleinen Imbiß zu sich, begab sich um zwei in eine Sitzung, die zum Glück nicht allzulange dauerte, stieg dann in eine Droschke und kam auf dem Bahnhofe noch eben zeitig genug an, um seinen Gast in Empfang zu nehmen.

„Nun, wie geht's, alter Freund?" fragte Herr von Fülme, als sie, nicht allzuschnell, durch den jetzt dicht fallenden Schnee nach Hause fuhren. „Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Mir persönlich geht's im ganzen gut," antwortete Herr von Asbeck, ein freundlicher, wohlbeleibter Mann. „Aber meine arme Frau ist noch immer leidend und bedarf großer Schonung. Da ruht denn nicht nur die Verwaltung des Gutes, sondern auch die Sorge um die Haushaltung und um die Kinder auf mir. Und jetzt sind sie alle sechs daheim, auch die ältesten Jungen, in den Ferien; sie machen mir oft den Kopf heiß und das Leben sauer."

Herr von Fülme lächelte.

„Es ist nicht zum Lachen," fuhr sein Gast fort. „Welche Mühe kostet es, bis ich sie endlich alle um den Kaffeetisch zusammen habe! Den ganzen Tag über stören sie mich, da heult Elschen: „Papa, Helene haut mich!" und Helene sagt: „Sie zerschneidet mein Notenheft zu Püppchen;" „Es lag ja im Papierkorb," verteidigt sich Else, „das darf ich zerschneiden." Dann stürmt Kurt herein: „Ich kann meine Grammatik nicht finden!" Dann kommt Walter: „Ich habe kein Papier mehr!" und während ich sie abfertige, balgen sich im Nebenzimmer die beiden andern Jungen. —"

„Leidest du denn das alles so geduldig?"

„Ich fahre wohl einmal dazwischen, dann giebt's Ruhe; aber ich kann doch nicht immer dreinschlagen, dazu hab' ich sie zu lieb. Es sind eigentlich ganz gute Kinder, nur wild und vergeßlich und unzuverlässig. Zum Glück hab' ich seit acht Tagen eine neue, tüchtige Haushälterin, die mag jetzt ein paar Tage zusehen, wie sie mit ihnen fertig wird; ich hatte eine Ausspannung nötig. Wie kommst du denn mit deinen Knaben zurecht?"

„Das wirst du gleich sehen; wir sind bald zu Hause." Er zog seine Uhr und fuhr fort: „Im Augenblick schlägt's vier; da kehren sie von ihrem Spaziergange zurück."

Und richtig, als die Herren ausstiegen, bogen von der anderen Seite kommend vier Kinder um die Ecke, etwas beschneit, aber fröhlich und guter Dinge.

Herr von Asbeck erstaunte: „Pünktlich mit dem Glockenschlage," rief er aus.

„Versteht sich!" nickte Herr von Fülme wohlgefällig und sie traten ins Haus. Für die Kinder stand schon Milch und Butterbrot bereit; zu ihrem Gaste aber sprach Frau von Fülme nach der ersten Begrüßung: „Sie haben gewiß noch nicht zu Mittag gegessen." —

„Eigentlich nicht, aber ich will gar keine Umstände verursachen." —

„Bitte sehr! Hier ist schon gedeckt. Nehmen Sie gefälligst Platz, sogleich wird aufgetragen. Du nimmst doch auch teil?" wandte sie sich an ihren Mann. „Aber wo ist denn Ludwig?"

„O weh!" rief Herr von Fülme und schlug sich vor die Stirn. „Den hab' ich rein vergessen. Der steht seit neun Uhr im Schnee vor der Nikolaikirche!"

„Was?" fragte sein Gast erstaunt.

Rasch erzählte Herr von Fülme, was wir bereits wissen.

„Und du glaubst wirklich, er warte noch immer dort auf dich?"

„Natürlich, bis er abgelöst wird."

Ich will Heinrich hinschicken," sagte die Mutter.

„Nein," erwiderte der Vater; „ich habe versprochen, ihn dort zu treffen, und will mein Wort halten, wenn ich auch die Stunde leider nicht innegehalten habe. Die Genugthuung bin ich dem Jungen schuldig."

„Ich gehe mit!" rief Herr von Asbeck lebhaft. „Ich muß mich mit meinen eigenen Augen überzeugen, ob er noch auf seinem Posten ist. Der Gang thut mir nach dem langen Sitzen gut. Aber nun machen wir Ihnen noch länger Aufenthalt," wandte er sich an seine Wirtin.

„Hat gar nichts zu sagen," meinte sie. „In zwanzig Minuten können Sie zurück sein, wenn Sie rasch gehen, und dann soll die Suppe auf dem Tisch stehen."

Es hatte aufgehört zu schneien, war dagegen empfindlich kalt geworden, so daß die beiden Herren wacker zuschritten. Sobald Ludwig ihrer ansichtig ward, eilte er ihnen entgegen, grüßte höflich, stellte sich dann kerzengrade hin und rapportierte seinem Vater: „Die Zeitschriften sind bestellt, das Paket besorgt; eine Broschüre wollte der Buchhändler nicht zurück nehmen, weil sie zum Teil aufgeschnitten war; den Geldschein über die Posteinzahlung und die Marken hab' ich in der Tasche; Tante Lindenberg läßt sich dir bestens empfehlen und hofft bestimmt, dich und Herrn von Asbeck morgen Abend bei sich zu sehen."

„Brav, Ludwig," sprach Herr von Fülme; „du hast heute deine Sache besser gemacht, als dein Vater, dem freilich mehr Dinge durch den Kopf gehen. Ich hatte dich wirklich vergessen und bitte um Entschuldigung. Frierst du?"

„O nein — ich bin immer rasch auf und ab geschritten.“

„Aber Hunger hast du wohl?“

„Ein wenig,“ gestand Ludwig lachend.

„Dann rasch nach Hause! Ich glaube, Mutter tischt uns heute was Gutes auf.“

Das that sie, und Herr von Asbeck brachte voll Bewunderung mit dem ersten Glase Wein Ludwigs Gesundheit aus. „Wären meine Jungen auch so!“ seufzte er. „Aber wartet nur, wenn ich wieder heimkomme!“

Die Heinerbaude.

(Erzählung von W. Egbert.)

(Fortsetzung.)

Am Vormittag des andern Tages wankten zwei Gestalten mühselig und traurig zur Heinerbaude empor; die Großmutter und Therese. Ein Mann mit einer Schippe begleitete sie, um ihnen den Weg zu bahnen, der durch den neuen Schnee stellenweis schier unüberwindlich war.

Die arme, alte Großmutter vermochte sich kaum weiter zu schleppen mit ihren müden Gliedern und ihrem schweren Herzen, und auch Therese, welche die Großmutter stützte, wankten die Knie, und Thränen liefen ihr unaufhörlich über die Wangen. Mußten sie doch annehmen, daß ihr Liebling, das Mariele, erfroren, vom Schnee begraben, irgendwo in der Einöde läge, denn sie hatten gestern bis tief in die Nacht vergeblich nach ihr gesucht. Schließlich war die Großmutter vor Erschöpfung im Schnee zusammengebrochen und Therese hatte ihre letzten Kräfte anwenden müssen, um nach Johannisbad zu eilen und Hülfe für die Großmutter zu holen.

Kräftige Männer hatten die an Körper und Geist gebrochene Frau auf einer Trage unter ein gastliches Dach gebracht, wo sie und Therese die Nacht verbringen mußten, während alles, was jung, kräftig und hülfbereit in Johannisbad war, sich aufmachte, um beim Fackelschein nach dem verlorenen Kinde im verschneiten Gebirge zu suchen.

Heini hatte sich erschöpft und schneedurchtränkt gleichfalls eingefunden, nur Robert fehlte; Heini hatte ihn zuletzt gesehen, wie er sich auf die große Schneeschurre, die Bahn des Hörnerschlittens, gewagt und pfeilschnell nach unten verschwunden war. Dieser Bericht vermehrte noch das Entsetzen. Vermutlich waren nun zwei kleine Leichen zu finden. Nachdem Heini sich ausgeruht, ward er ausgesandt, um den Vater in der Fabrik von dem Unglück zu benachrichtigen.

Die Männer mit den Fackeln suchten die ganze Nacht — vergeblich. Zuweilen fanden sie Spuren, die auf Kinderfüßchen deuteten, aber der neue Schnee hatte dieselben verwischt und unkenntlich gemacht, so daß die vielen Wildspuren, die gleichfalls kreuz und quer durch den Schnee führten, sie verwirrten und ablenkten.

Müde und niedergeschlagen kehrten die Suchenden zurück, aber auf der Großmutter und Thereses inständige Bitten machte sich ein neuer Trupp Männer und Burschen auf, um die Nachforschungen am neuen Tage fortzusetzen. Man durfte jetzt nicht mehr hoffen, das Mariele lebend zu finden, aber man wollte doch den armen, kleinen Körper von den grausamen Naturmächten zurückerobern. Auch um des kleinen Robert Geschick machten sich die Kummervollen Sorge, denn sie stellten sich die Verzweiflung der armen Mutter vor, wenn sie, aus dem Gefängnis entlassen, sich der Heimat und des Kindes beraubt fand.

Als die Schmerzgebeugten droben am Ausgang des Waldes anlangten, wurden sie von Peter und Heini eingeholt. Dem armen Vater erstarb die Frage: „Ist Mariele gefunden?“ auf den Lippen, da ihm die thränenumflorten Blicke der Großmutter und Thereses begegneten. Schweigend schritt die Familie zur Baude weiter.

Der Mann mit der Schneeschippe sah dem Trauerzuge teilnehmend nach. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und bedauerte, nichts weiter für die Unglücklichen thun zu können. —

Peter gab der Großmutter, die kaum noch die wenigen Schritte zu gehen vermochte, den Arm, und mit gesenkten Häuptern folgten die beiden Kinder. So hielten sie traurig ihren Einzug in ihr gestern noch so glückliches, friedliches Heim.

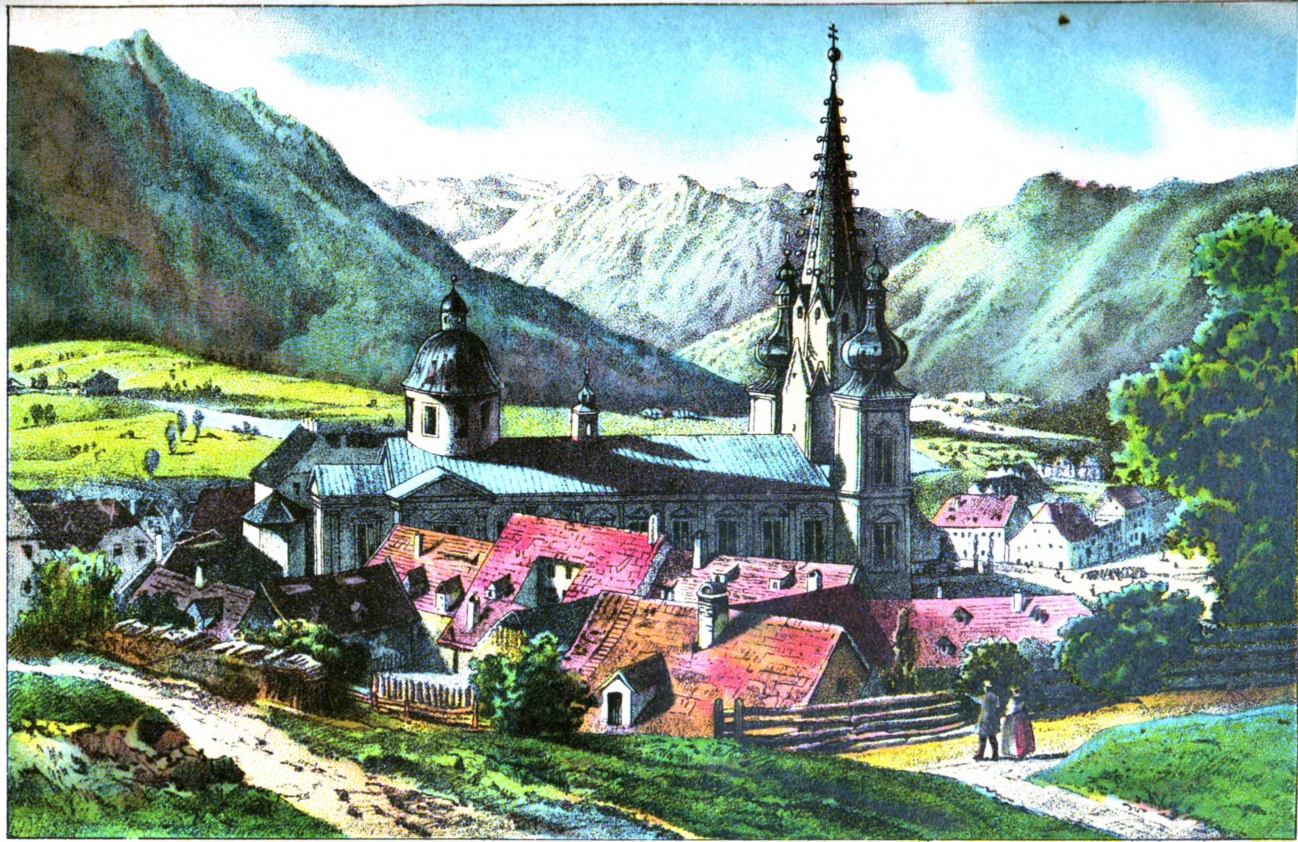
Als sie das Zimmer betraten, sahen sie sich verwundert um. Es empfing sie nämlich eine behagliche Wärme, denn ein munteres Feuer prasselte auf dem Herd. Im Übrigen stand und lag alles, wie sie es gestern verlassen hatten, doch nein, nicht alles!

Ein lauter Schrei der Freude hallte wie aus einem Munde durch das eben noch so stille Haus, und wie auf Befehl eines Höheren sanken die vier Menschen zum Gebet, zum innigen Dankesgebet in die Knie. In der Ecke, auf dem großen Bett, das der Vater zu benutzen pflegte, lagen die beiden Vermißten, Mariele und Robert in tiefem Schlummer. Sie hielten sich fest umschlungen und das warme Rot ihrer Wangen verriet, daß Gott ihr junges Leben in seinen väterlichen Schutz genommen und bewahrt habe.

Durch den lauten Freudenschrei erwachten die Schläfer und streckten lächelnd ihre Arme nach den Ankömmlingen aus. Nun wurde Mariele geherzt und geliebkost, und auch der kleine Robert erhielt sein Teil an Küssen, da man in ihm den Retter des kleinen Mädchens sah. Es dauerte lange, bis die Familie sich so weit



Heinerbaude II.



Kloster Mariazell in Steiermark.

Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Leise schlich er auf den Zehen näher, um dem vermeintlichen Heiland seinen Joppenteil hinzulegen; seinen eigenen nahm er unter den Arm, und dann sah er sich des öfteren um, ob die halbe Joppe von dem Heiland wohl auch an- und umgenommen werde. Da dieser aber ruhig liegen blieb, so trieb Peterchen einstweilen seine Schafe heim; fest überzeugt, daß der Herr Jesus noch in der Nacht zu ihm kommen und sich zu erkennen geben werde. Einschlafen, ja, das war unter solchen Umständen eine Unmöglichkeit. Aber die Nacht verrann und Peter wartete vergebens; des andern Morgens ganz frühe aber kam ein alter Mann aus dem Gebirge zu dem Waldbauer und brachte ihm die halbe Joppe seines Bübleins, von dem er glaubte, er habe sie mutwillig zerschnitten und einen dummen Spaß mit ihm machen wollen. Das hätte dem armen Jungen beinahe eine Tracht Prügel eingebracht, denn schon kam sein Vater, der ja nichts von der guten Absicht des Knaben ahnen konnte, an seine Lagerstatt heran, um ihn zu Rede zu stellen. Die hinter den Rücken gehaltene Hand, in der gewiß die bekannte „Birkene“ verborgen war, verhieß dem armen Peter nichts Gutes, und weinend rief er daher aus: er habe gemeint, der Mann sei der liebe Heiland gewesen, und dem habe er etwas schenken wollen, gleich dem Ritter St. Martinus.

Die herbeigeeilte Mutter führte den Vater beiseite und erklärte ihm den Zusammenhang. Da gewann nun die Sache allerdings ein ganz anderes Ansehen, und der Waldbauer war ein viel zu innig frommer Mann, um seinen Kleinen dafür zu schlagen, daß er in seiner kindlichen Einfalt dem lieben Gott etwas hatte schenken wollen; seine Mutter aber sagte: „Sei nur zufrieden, ich nähe die Joppe wieder zusammen und wir schenken sie dann einem armen Buben; das nimmt der liebe Heiland an, als wäre es ihm selber dargebracht.“

Wie rege die Phantasie, wie erfinderisch thätig der Geist dieses Waldbauernbübleins schon damals waren, ließen selbst seine Spielereien und meist selbstgefertigten Spielzeuge erkennen. Etwas Papier und eine Scheere genügten ihm, sich die prächtigsten Städte mit ihren Häusern, Kirchen, Türmen, Brücken u. s. w. aufzubauen, Städte, die er nie gesehen, von denen er nur hie und da gehört. Und an dieser papierenen Welt hatte der kleine Peter bei seiner Genügsamkeit wohl eine größere Freude, als manches verwöhnte

Kind wohlhabender Eltern an den kostspieligsten Spielsachen, denn sein lebhaftes Vorstellungsvermögen zauberte ihm Wunderdinge vor, wo andere nichts sahen als zerschnittenes Papier.

Einmal aber spielte ihm auch hier seine lebhafte Phantasie einen Streich, der ihm das Städtebauen aus Papier verleidete, denn es wäre beinahe Unheil daraus entstanden. Eines Tages nämlich erhielt er irgend einen Auftrag, der ihn in einen Teil des Waldes führte, wo die Ruine eines Bauernhäuschens stand; dieses hatte weder Fenster noch Thüre mehr, und es befand sich nichts weiter darin, als ein Häuflein altes Bettstroh in einer Ecke und ein altersschwacher gebrechlicher Tisch in der andern. Dieser Letztere war aber immerhin noch stark genug, um eine Stadt tragen zu können, meinte Freund Peter — natürlich eine papierene. Flugs machte er sich daran; mit einer Scheere hatte er sich ja versehen, und bald gingen die erstaunlichsten Prachtbauten aus seiner kunstfertigen Hand hervor, denn diese Wunderstadt sollte nichts geringeres darstellen, als die große Weltstadt Paris. Bald war der ganze Tisch mit Häusern, Palästen u. s. w. bedeckt, schön in Straßen und Vierteln aufgebaut; ja selbst für die entsprechende Bevölkerung hatte der erfinderische Baukünstler gesorgt: blaue Heidelbeeren stellten die Männer, rote Preißelbeeren die Frauen und grünliche Stachelbeeren die Soldaten vor — und dies alles wimmelte in den Straßen; der Königspalast in der Mitte wies ganze Reihen Stachelbeer-Soldaten auf.

Nun mußte Peter wohl schon viel Schlimmes über Paris gehört haben, denn plötzlich kam es ihm in den Sinn, ein wenig den Racheengel spielen zu wollen und über diese böse Stadt Gericht zu halten. Zuerst sollte sie ein gewaltiger Sturm verheeren. Dies bewerkstelligte er, indem er mit vollen Backen darüber hinblies. Hu, war das ein Drunter- und Drüberpurzeln von Häusern und Menschen! Aber dieses Gericht erschien dem Racheengel-Peter doch ein wenig zu rasch vorübergegangen, darum baute er die Stadt Paris nochmals auf, um sie dann ganz gründlich von dem Erdboden, den hier der wackelige Tisch darstellte, zu vertilgen, und zwar diesmal durch — Feuer.

Peterchen war dazumal erst neun Jahre alt und hatte, ein so geschetites Kerlchen er auch sonst war, doch keinen ganz klaren Begriff davon, wie gefährlich es ist, mit dem Feuer zu spielen, und sein Vater hatte es sicher nicht gewußt, daß der „Bub" Streichhölzer in der Tasche trug, sonst hätte er ihn am Ende doch Bekanntschaft mit der „birkenen Liesel" machen lassen.

Feuer sollte die Stadt verzehren wie einst Sodom und Gomorrha. Bald loderten auch die Flammen empor und schlugen an allen Ecken und Enden aus den papierenen Prachtgebäuden; nur der

Königspalast leistete noch Widerstand, vermutlich war er aus etwas stärkerem Baumaterial hergestellt. Dies dauerte nun dem kleinen Städteverwüster zu lange und er gedachte da ein bischen nachzuhelfen, indem er in die Lohe hineinblies. Aber o weh! dieser Sturmwind trug die brennenden Häuser über den Tisch hinweg bis zu dem Bettstroh in der Ecke, das sofort zu brennen anfing und aufflackerte, so daß die Hütte in ernstliche Gefahr geriet, Feuer zu fangen.

Das hatte Peter denn doch nicht gewollt und er stand einen Augenblick starr vor Schrecken; im nächsten wollte er gerade davonlaufen, als ein Knecht seines Vaters, der den hellen Feuerschein bemerkt hatte, hereinstürzte und, das brennende Stroh mit einem buschigen Baumwipfel niederdrückend, das Feuer erstickte, dem unvorsichtigen Brandstifter aber tüchtig den Text las, bei dem es für diesmal sein Bewenden haben sollte.

Dieser Vorfall hatte auf den kleinen Bauunternehmer einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß er sich von da an einem andern Kunstzweige zuwandte. Peter liebte die Musik so sehr, daß es ihm schon ein Hochgenuß war, einem herumziehenden Bänkelsänger zuhören zu dürfen, und er gab dafür gern seine paar Sparpfennige hin. „Wie herrlich müßte es doch sein, sich diesen Genuß selbst bereiten zu können, so oft man nur wollte!“ so dachte er. Und wieder war es sein erfindungsreicher Geist, der seinem Wunsche entgegenkam, insofern es ihm wenigstens glückte, sich ein ganz eigentümliches Musik-Instrument zu verfertigen. Er fand nämlich im Keller ein kleines Mostfäßchen, das gerade leer war; dieses nahm er, spannte über den geöffneten Boden desselben Zwirnfäden statt der Saiten, und da er diese einer Harfenbesaitung ähnlich folgen ließ, nämlich von Saite zu Saite sich etwas verkürzend, so gaben dieselben auch verschiedene Töne, wenn man sie mit den Fingern berührte.

Leider sollte dem jungen Künstler die Ausübung der Tonkunst bald wieder erschwert werden, indem das edle Saiten-Instrument eines Tages wieder zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt war und sich in ein Mostfäßchen verwandelt hatte. Doch Peter war nicht um einen anderen Zeitvertreib verlegen. „Geht's nicht mit der Musik,“ dachte er, „so geht's vielleicht mit der Malerei.“ Wasserfarben hatte er von einem Studenten, der seine Ferien bei einem Nachbar zubrachte, erhalten; nun verfertigte er sich noch einen Pinsel von seinem eigenen Haar und dann ging es frischweg ans Malen.

Der Knabe hatte entschieden künstlerisches Talent und eine geschickte Hand; ein Beweis dafür ist, daß er ohne irgendwelche Anleitung dennoch Gestalten schuf, die ein menschenähnliches Aussehen hatten. Es waren Heiligenbildchen, die er malte, und der ungeübte

Schönheitssinn des einfachen Gebirgsvolks geriet in Entzücken über diese Kunstwerke; ja es geschah sogar, daß ein Küster, der dieselben sah, eine große Anzahl davon mitnahm und sie weihen ließ, um sie dann an fromme Wallfahrer zu verteilen; noch heute sollen etliche derselben die Gebetbücher der Bewohner jener Gegend schmücken.

Peters Hauptvergnügen indessen war das Lesen. Er hatte es von einem Dorfschulmeister gelernt, den das Schicksal in jene einsame Gegend verschlagen und der hier eine Art von Wanderschule errichtet hatte. Da man nämlich dort zu jener Zeit noch kein eigenes Schulhaus hatte, so war der Lehrer der Reihe nach bald in diesem, bald in jenem Bauernhause, und seine Schüler folgten ihm dahin nach. Dafür erhielt der Mann den „Wandertisch“ d. h. jeden Tag erhielt er seine Nahrung in dem Hause, in welchem er unterrichtete; außerdem nur noch etwas Tabaksgeld. Dafür lehrte er die Kinder lesen, rechnen und schreiben. Auch Peter erhielt seinen ersten Unterricht auf diese Weise; allein damit begnügte er sich nicht, sondern sobald er einige Fertigkeit im Lesen erworben hatte, suchte er sich Bücher zu verschaffen, wo er nur konnte; besonders freute er sich darauf, wenn jener Student, von dem er die Wasserfarben erhalten hatte, in den Ferien zu dem Nachbar kam, da ersterer ihm dann etliche seiner Bücher während dieser Zeit zur Benützung überließ. Dieses Lesen und Lernen durfte er jedoch nur so nebenbei treiben, z. B. wenn er seines Vaters Schafe und Rinder hütete. —

Die nächste Anwendung, die er von seinen erworbenen Kenntnissen machte, war die, daß er seinen Geschwistern die Zeit vor dem Einschlafen mit Erzählungen, die er entweder gehört, gelesen oder selbst erfunden hatte, vertrieb. Peter und seine drei auf ihn folgenden Geschwister hatten ihre Lagerstätten im — Ziegenstall, und zwar in den Futterkrippen der hier angebundenen vier Ziegen, von welchen jede das Eigentum eines der Kinder war. Hier lagen sie, einen Roßhaarteppich unter dem Kopf, und horchten mit verhaltenem Atem den Geschichten ihres „Großen“; ja sie waren so erpicht darauf, daß sie ihm sogar einmal ihren ganzen Anteil an dem Eierkuchen, den ihre Mutter ihnen auf einen Festtag gebacken hatte, unter der Bedingung überließen, daß er ihnen ein ganzes Jahr lang an jedem Abende eine „Geschichte“ erzähle. Der Eierkuchen war bald verspeist, aber das Jahr war lang — und es mochte unserm jungen Freunde zuletzt doch schwierig geworden sein, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen und für jeden der 365 Abende eine neue Erzählung aufzutreiben, indessen er löste seine Aufgabe gewissenhaft. Zugleich war ihm dies auch ein Sporn, immer mehr auf Bücher zu fahnden; ja, diese 365 Abende mögen wohl das Erzählertalent

Peters, das seinen Namen in der Folge weit und breit bekannt machen sollte, zuerst angeregt haben.

In jener abgelegenen Gebirgsgegend waren damals nur sehr wenig Erwachsene des Lesens und Schreibens kundig. Der Bauer auf den Waldbergen muß hart arbeiten, um dem undankbaren Boden Früchte abzuringen und hat wenig Zeit für seine Bildung übrig.

Peters Großvater mütterlicherseits war seiner Zeit so ziemlich der einzige, der die Kunst, Gedrucktes zu lesen verstand. Er war Kohlenbrenner gewesen und hatte sich früher in der Welt umgesehen, war auch der erste vor dem schon genunnten Dorfschulmeister gewesen, der den Kindern einigen Unterricht im Lesen erteilt hatte. Zu einer besonders großen Vollkommenheit mochte es wohl keines gebracht haben. Anders war es mit Peter. Dieser hatte wohl auch herzlich wenig Zeit zum Lesen — denn so klein und schwächlich er auch noch war, mußte er doch schon herzhaft mithelfen, das tägliche Brot zu verdienen, — aber die Lust zum Lesen war dann nur um so größer, und er erlangte durch fleißige Übung im Lesen und Schreiben eine solche Fertigkeit, daß er bald in der ganzen Gegend berühmt wurde und man von weit und breit zu dem Waldbauer kam, um sich seinen kleinen Sohn auszubitten, wenn es galt, etwas zu lesen oder zu schreiben. Und wenn er dann vorlas, so geschah das nicht etwa in einem leiernden Tone, sondern mit Ausdruck, so wie er es von dem Herrn Pfarrer in der Kirche gehört hatte. Überhaupt hatte er für Kanzelreden eine große Vorliebe, weil diese in hochdeutscher Sprache und nicht in der Mundart gehalten wurden.

Sobald Peter sich allein und unbemerkt glaubte, hielt er Predigten aus dem Stegreif; — auch schleppte er geistliche Bücher zusammen, so viel er deren nur geliehen bekommen konnte, und las halbe Nächte durch darin, und zwar laut, im Predigertone. Allein so geweckt und begabt der Junge auch war, die Verhältnisse verwiesen ihn vorderhand noch auf die Erdscholle, die ihn und seine Angehörigen ernähren mußte.

Bald sollte Peter aber auch ein Stückchen Welt sehen, ein ganz kleines Stückchen, außerhalb seines Heimatortes; und das kam so: Peter mußte seinem Vater pflügen helfen, d. h. sich stellenweise da, wo die Erde schwierig umzueggen war, auf die Egge setzen, um durch sein Körpergewicht die Eisenzähne derselben zu nötigen, tiefer in den Erdboden einzugreifen. Nun geschah es eines Tages bei einer solchen Gelegenheit, daß Peter beinahe verunglückt wäre, indem die Zugochsen an der Egge vor einem Schwarm von Haselhühnern, die aus dem nahen Gebüsche brachen, scheuten, und mit der Egge und dem darauf sitzenden Knaben rasenden Laufs das steile Feld hinunterrannten. Das alles war so rasch geschehen, daß Peter keine

Zeit hatte herabzuspringen, sein Vater aber war von dem Gespann beiseite geschleudert worden und mußte zusehen, wie die dahinsausenden Tiere die hochaufspringende Egge und unter ihr sein eigenes Kind dahinschleiften, ohne helfen zu können. Er machte im ersten Augenblicke des Schreckens die Augen zu, denn er gab den Kleinen verloren und erwartete nichts anderes, als beim Öffnen der Augen die blutende und verstümmelte Gestalt seines Kindes vor sich zu sehen. Dem war nun glücklicherweise nicht so, Peter war wunderbar beschützt worden; sein Vater aber sah im ersten Augenblicke nichts als ganz dort unten ein Häufchen Kleider, das ganz ruhig dalag; schnellsten Laufes war der Waldbauer dabei und riß es, bebend vor Angst, empor, und da zeigte sich denn, daß in den Kleidern etwas Lebendiges stak, denn es schrie ganz heidenmäßig; zerrissen war nur ein Rockärmel und etwas verwundet das Bein. Der Knabe begann nach Kinderart erst recht zu zetern, als er hörte, in welch' großer Gefahr er geschwebt hatte. Sein Vater aber war so glücklich über seine Rettung, daß er in seiner Dankbarkeit für Gottes mächtigen Schutz eine Wallfahrt nach dem eine starke Tagereise entfernten berühmten Wallfahrtsorte Maria-Zell gelobte, auf der der Gerettete, so klein und schwach er auch noch war, ihn begleiten sollte. Das war nun gewiß ein weiter Weg für einen so kleinen Jungen, allein Peter, dessen größter Wunsch seit lange es gewesen war, einmal dahin zu kommen, freute sich gewaltig darauf, all' die Herrlichkeiten, von welchen er schon so viel erzählen gehört, nun mit eigenen Augen sehen zu dürfen.

An einem sonnigen Herbstvormittage traten Vater und Sohn, nachdem sie ihre Füße mit Talg eingesalbt hatten, damit sie von dem weiten und schlimmen Wege nicht so leicht wund würden, ihre Wanderung an. Einen Haselstock in der Hand und einen kleinen Speisevorrat in der Tasche, so stiegen sie thalwärts. Der Waldbauer hatte außerdem noch etwas in der Tasche, das ziemlich schwer sein mochte, denn es pendelte beim Gehen beständig hin und her, und Klein-Peter zerbrach sich den Kopf, was es wohl sein möchte, getraute sich aber nicht zu fragen, weil er bemerkt hatte, daß sein Vater ein Geheimnis daraus machte.

Nun ging's über Berg und Thal, durch Wiesen und Wälder, über Brücken und Stege, an Dörfern, einzelnen Bauernhäusern, Brettersägen und Eisenhämmern vorüber, und Peter hatte nicht Augen genug, um all' das Neue zu bewundern. Am Abend kehrten die beiden Wanderer in einem Bauernhause ein und baten um Gastfreundschaft. Sie wurde ihnen gern gewährt; auf einem frischen Bund Stroh ruhten die ermüdeten Glieder, und es hätte nicht des Schlummerliedes des nahe vorbeirauschenden Baches bedurft, um die

beiden Wanderer bald in einen erquickenden Schlaf fallen zu lassen. Frisch und gestärkt nahmen beide am nächsten Morgen ihre Wanderung wieder auf und Peterchen hielt sich auch heute wieder wacker. Müde mußte der Kleine gewiß sein, wenn sie auch hie und da beim Beten an den vielen Kreuzen und Kapellen, die sich an Wallfahrtswegen hinziehen, sich ein wenig ausruhten, allein das Verlangen, bald die Zeller Herrlichkeiten zu sehen, half ihm die Müdigkeit überwinden. (Forts. folgt.)

Briefwechsel zweier Freunde.

13.

Breslau, den 6. August 1888.

Lieber Erhard!

Mit meinen Plänen bin ich fertig, wenigstens im Kopfe; ach, ich möchte, daß alles schon Wirklichkeit wäre, daß das, was ich denke, überall ausgeführt würde und Beifall fände. Aus meinem letzten Briefe weißt Du, daß alle großen Berufsklassen der Menschen durch Zeitschriften wie durch ein unsichtbares geistiges Band zusammengehalten werden. Weshalb sollen wir Knaben und Mädchen nicht auch eine solche Zeitschrift für uns haben? Deutsche Kinder giebt es überall auf der Welt, deutsch reden die meisten Kinder in Österreich-Ungarn, deutsche Kinder giebt es in England und Frankreich, in Rußland, Schweden und Norwegen, in Italien und Spanien, in Griechenland und in der Türkei; in Nordamerika wimmelt es von ihnen, zahlreich sind sie in Südamerika, am Kap, viele sind in China, Japan, Indien, Australien. Welch' schöner Gedanke, wenn alle diese Millionen deutscher Kinder eine deutsche Zeitschrift regelmäßig läsen, wenn alle ein solch' unsichtbares Band umschlänge! Ich finde den Gedanken prächtig, und Du bist gewiß derselben Meinung. Und könnte nicht unsere Kinder-Gartenlaube dieses Band sein? Das ist eine Zeitschrift, welche auch die ärmsten Kinder sich anschaffen könnten. Da läsen wir alle dieselben Geschichten, Sagen und Märchen, lernten dieselben Gedichte auswendig, lösten dieselben Rätsel. Ich habe schon jetzt im Briefkasten Rätsellösungen aus Frankreich, Egypten, Amerika und sogar aus Japan gefunden. Und wenn nun im Sprechsaal von Kindern aus diesen und noch vielen anderen Ländern kleine Mitteilungen eingesendet würden, wäre das nicht reizend? Hand aufs Herz, mein lieber Junge, Du bist auch

hingerissen von meinen Ideen. Ich habe in der letzten Zeit kaum schlafen können vor Aufregung. Mich verfolgen diese Gedanken bis in meine Träume. Doch wie soll das erreicht werden? Das schreibe ich Dir im nächsten Briefe; heute muß ich noch eine deutsche Arbeit fertig machen. In Liebe

Dein Freund

Paul Fischer.

Zweisilbige Charade.

Folgt auf die erste noch ein u
So wird ein scheues Tier daraus;
Den Tag verbringt's in träger Ruh',
Am Abend zieht's auf Beute aus.

Die zweite ist der Sehnsucht Ziel,
Wenn sich im Meer ein Sturm erhebt
Und vor der Wellen grausem Spiel
Voll Bangigkeit die Seele bebt.

So lang das Volk mit Dankbarkeit
Den edlen Männern Kränze flicht,
Die ihre Kunst dem Lied geweiht,
Vergißt es auch das Ganze nicht. (E. Leo.)

Ergänzungs-Silbenrätsel.

Mittelst der Silben a, ans, da, e, hard, ka, land, le, lis, mal, nas, o, or, ser, tie und tri sollen acht dreisilbige Wörter in der Weise gebildet werden, daß immer die entsprechende Mittelsilbe ergänzt wird.

Die einzelnen Wörter nennen: 1. eine feine Südfrucht; 2. einen Staat in Nordafrika; 3. eine Stadt in Frankreich; 4. einen Knabennamen; 5. ein Blasinstrument; 6. ein Land in Nordamerika; 7. ein Sonntagsvergnügen der Stadtkinder; 8. einen in den Kreuzzügen gegründeten Ritterorden.

Ist Alles gefunden, so nennen die ergänzten Silben einen bekannten Eroberer. (E. Leo.)

Auflösung der Rätsel in Nr. 2:

1. Hasenfuß. — 2. Joda, Tajo.

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.

Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5",
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60 ₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlunge

Band 7. No 4.

Kinder-Gartenlaube.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Großmamas Papagei.

Den allerschönsten Papagei
Besitzt Mariechens Großmama;
Zum Käfig eilt das Kind herbei,
Doch warnend heißt's: Nur nicht zu nah!

Das thut Mariechen gar zu leid,
Deß Herzchen vor Begierde brennt.
„Warum denn nicht?“ — Man giebt Bescheid:
Weil dich der Papagei nicht kennt.

„Nicht kennt?!“ — verwundert hört's das Kind
Und eilt schnurstracks zum Vogel hin:
„O sag ihm, Großmama, geschwind,
Daß ich ja dein Mariechen bin!“

(Harriot Wolff.)

Die Heinerbaude.

(Erzählung von W. Egbert.)

(Fortsetzung.)

Als er die Kinder wie geduckte Vöglein vor sich sah, glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Dies Lächeln gab Robert seinen Mut zurück, so daß er auf Rübezahls Frage: „Wo kommt ihr her?“ genügende Antwort geben konnte.

„Arme Schelme, über die Schurre seid ihr gesaust und den ganzen Tag im Schnee herumgekrochen? Da bleibt freilich nichts übrig als euch für die Nacht zu beherbergen. Ihr sollt ein Lager haben, so gut ich es euch geben kann und einen Imbiß auch, wenn ihr Hunger habt!“ Mit diesen Worten trat Rübezahl ins Innere der Höhle, wo sie sich weit auswölbte, zurück und steckte die Fackel in einen Griff am Felsen, so daß ihr Schein den Inhalt der Grotte erleuchtete. Mit scheuen aber neugierigen Augen blickten die Kinder umher. Gleißende Schätze und bunte Kostbarkeiten waren zwar nicht zu erblicken, aber viele Kisten und Ballen, die wohl dergleichen enthielten. Seitwärts war ein Herd in den Felsen gehauen, darauf ein kupferner Kessel stand. Neben dem Herde war ein Lager von Heu und warmen Fellen, auch lag ein purpurner Teppich dort, auf dem Rübezahl vermutlich vorhin gerastet hatte. Er schob den Kindern einen weichen Ballen zum Sitz an den Herd, der noch eine schwache Wärme ausströmte. Mariele hielt sich immer dicht an Robert geklammert, und beider Augen folgten gespannt jeder Bewegung ihres Gastfreundes. Als solcher bewies er sich in der That, denn er entnahm geheimnißvollen, blechernen Dosen feine Fleischscheiben und Kuchenbrote, ja er holte aus der Tiefe des Gewölbes eine vergoldete Weinflasche hervor und ließ die Kinder abwechselnd

aus einem kleinen Becher einen köstlichen, süßen Wein trinken, der ihre erstarrten Glieder warm und belebend durchrieselte. Während der Mahlzeit forschte Rübezahl die Kinder über ihre Familienverhältnisse aus.

Als er erfuhr, Frau Suse Tanz sei Roberts Mutter und befände sich im Gefängnis, weil sie angeblich Schmugglerware vertrieben habe, brummte und murmelte er ungehalten vor sich hin, und da der Knabe ihm berichtete, daß die Hütte am Wildgatter niedergebrannt sei, sprang er ganz außer sich auf und lief, Verwünschungen ausstoßend, in der Grotte umher. Dann aber besänftigte er sich wieder, legte Robert die Hand auf den Kopf und sagte:

„Armer Tropf, du weißt nicht, was du mit jener Hütte verlorst; was wird nun aus dir?“

„Ich bleibe bei Heiners!“ antwortete ihm Robert.

„Der Himmel lohne es den guten Leuten!“ erwiderte der Alte und brachte dann seine kleinen Gäste zur Ruhe, nachdem er ihnen ein ähnliches Lager wie das seine zurecht gemacht und sie vielfach sorgfältig mit wollenen Decken zugedeckt hatte.

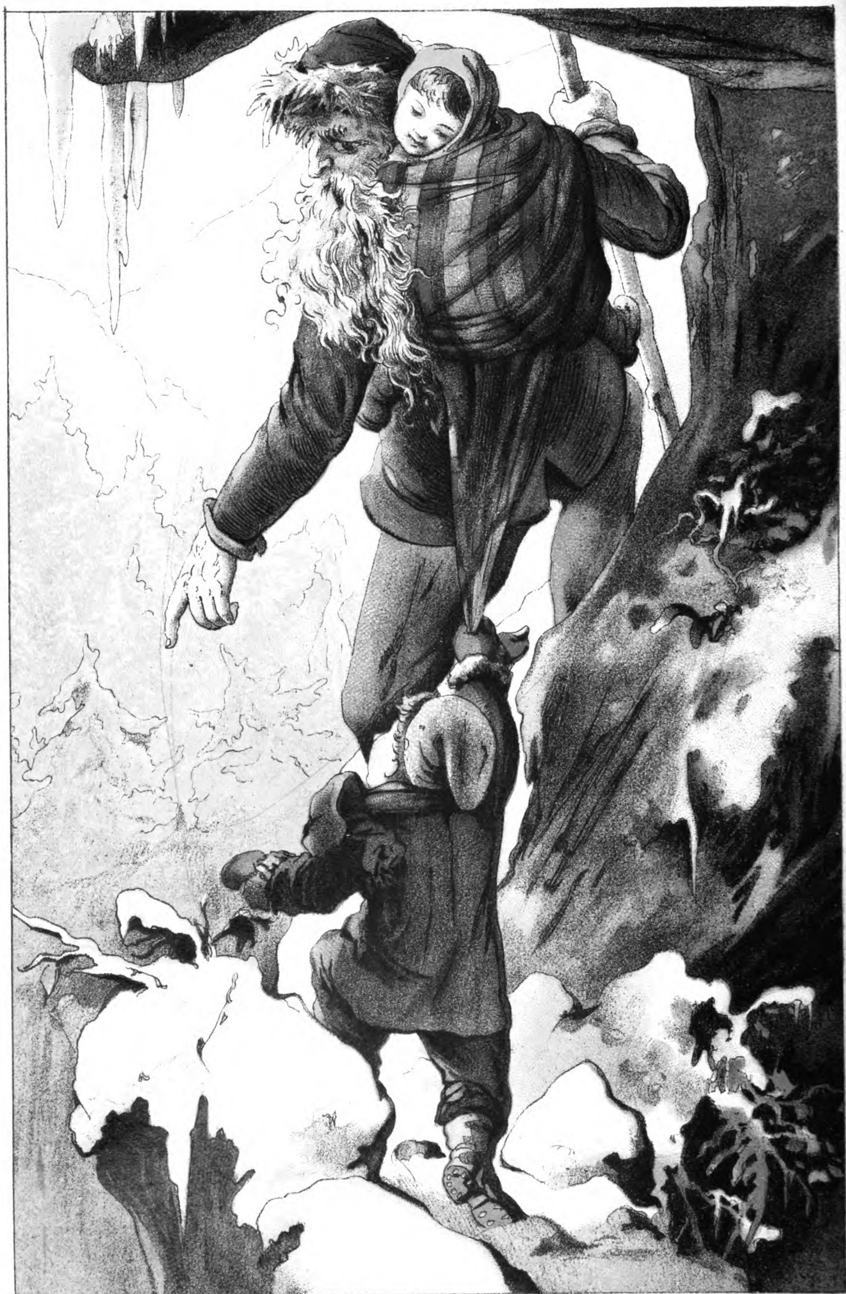
Die Kinder schliefen nach den Anstrengungen des Tages die ganze Nacht wunderschön, bis sie durch Rübezahl geweckt wurden.

„Auf, ihr kleinen Siebenschläfer, der Tag graut!“ rief er. „Ich habe nicht länger Zeit, euer Kindermädchen zu spielen. Auf! Nehmt einen Schluck von meinem Zauberwein und dann kommt! Ich bringe euch zur Heinerbaude!“

Dies Wort genügte, die verschlafenen Kinder auf die Beine zu bringen. Mariele ward von Rübezahl in eine Decke gewickelt und dann auf den Rücken genommen. Robert mußte dicht hinter ihm gehen und sich an einem Zipfel der Decke anhalten. So drangen sie in die Tiefe der Höhle ein und klommen in einem engen Felsschacht empor, bis sie ans dämmernde Tageslicht kamen. Sie schritten einen schmalen Felsenpfad entlang, der durch ein überstehendes, natürliches Dach vor dem vielen Schnee bewahrt blieb; er war aber schlüpfrig und gefährlich. Die Wandrer mußten sich seitwärts am Felsen halten, um nicht in eine jähe, grausige Tiefe zu stürzen, in der zwischen Felsstücken, Eis- und Schneeschollen ein Gießbach hin und wieder seine Fesseln durchbrach, laut aufschäumte und tobend unter der Schneedecke wieder verschwand.

„Weißt du, wo wir sind?“ fragte Rübezahl nach schweigender, vorsichtiger Wanderung den Knaben.

Robert blickte aufmerksam umher. Die weißen Felsenwände, die dichtverschneiten Bäume, das schneeverschüttete Gestrüpp ringsum erschienen ihm fremd, aber der tolle Gesell dort unten, der wilde Bach schien ihm ein guter Freund aus lustigen Sommertagen.



Heinerbaude III.

„Dort unten, das muß der Klausenbach sein!“ antwortete er nach kurzem Besinnen.

„Es wäre mir lieber, du wüßtest es nicht!“ murmelte Rübezahl unwirsch vor sich hin und sprach kein Wort weiter, bis man auf ebenerem Waldboden anlangte, wo er Mariele absetzte. Das kleine Mädchen hatte sich nicht wenig auf Rübezahls Rücken geängstigt, da sie wahrnahm, daß der alte Mann unter ihrer Last zu schwitzen und zu keuchen begann, und sie gewärtig war, von ihm als lästiges Gepäck in den Klausenbach geschleudert zu werden. Da er nun Robert aber den Weg zur Heinerbaude beschrieb und auf des Knaben Versicherung, daß er sich jetzt allein zurecht fände, ganz freundlich von ihnen Abschied nahm, schämte sie sich ihres Argwohns und sie empfand warme Dankbarkeit für den hilfreicheu Berggeist.

„Rübezahl, geh noch nicht zurück!“ sagte sie verschämt lächelnd. „Komm mit zur Großmutter, sie mag dich gern und wird dir Kaffee kochen!“

Rübezahl lachte.

„Wer weiß, ob deiner Großmutter mein Besuch angenehm wäre; aber grüßen magst du sie und sagen, der Rübezahl, der euch beherbergte, sei nicht so schlecht, wie die Welt von ihm dächte!“

Mit diesen Worten wandte sich der alte Mann und schritt davon.

Robert blickte ihm sinnend einen Augenblick nach, dann war er an seiner Seite.

„Was willst du noch?“

„Ich will dir danken! du hast Mariele das Leben gerettet! Ohne dich wäre sie über Nacht erfroren! du bist gut, ich habe dich lieb!“

Dabei schlang der Knabe seine Arme um Rübezahls Nacken und der alte Mann drückte ihn ans Herz und küßte ihn zärtlich; dann verschwand er an der verschneiten Felsecke.

„Du, Robert!“ flüsterte Mariele geheimnisvoll, „Rübezahl hat geweint!“

Robert antwortete nicht, sein Gemüt war sehr bewegt, ohne daß er sich Rechenschaft darüber geben konnte. Er faßte Marieles Hand und arbeitete sich ritterlich durch den Schnee weiter, bis endlich, endlich die geliebte Heinerbaude vor ihnen lag.

Halbtot vor Anstrengung kamen die Kinder an und waren sehr enttäuscht, die Heinerbaude so öde und verlassen zu finden.

In Ermanglung der geliebten Menschen mußten sie sich begnügen, die Tiere zu begrüßen, die ihnen brummend und meckernd die Köpfe entgegen streckten. Roberts Thatkraft reichte noch aus, die Raufen mit duftigem Heu zu füllen, da er mit Verwunderung sah, daß Heini dies zu thun vergessen habe; Mariele brockte indessen

den Hühnern und Tauben die Kartoffeln, die noch von dem gestrigen unterbrochenen Mittagsmahle auf dem Tische standen.

Nicht wenig freute sich die zutrauliche Katze, wieder Gesellschaft und Feuer auf den Herd zu bekommen, denn der kleine Robert hielt es auch noch für seine Pflicht, zu heizen, damit die erwarteten Heimkehrenden ein warmes Zimmer fänden. Dann aber überwältigte auch ihn die Müdigkeit und er streckte sich neben Mariele auf Vater Heiners Bett, wo beide bald in tiefem, sorglosem Schlummer lagen und von Rübezahl und seiner Höhle träumten.

(Schluß folgt.)

Des Felsenburgers Töchterlein.

(Eine Erzählung aus alter Zeit von K. Thoring.)

Es stand einmal eine hohe Burg auf einem Felsen; der fiel schroff hinab in das Meer, dessen Wellen Tag und Nacht, jahraus, jahrein sich weißschäumend und brausend daran brachen. „Niemand wird es je wagen, meine Burg anzugreifen, weil sie unbezwingbar ist," sagte einst der stolze tapfere Burgherr zu den andern Rittern, die mit ihm auf die Jagd ritten und von den Kriegsunruhen im Lande sprachen. „Meint ihr?" rief darauf ein hochmütiger Ritter in glänzendem Jagdkleide, der den alten Burgherrn von Felsenburg durchaus nicht leiden konnte. Der war nämlich viel mächtiger und angesehener als er, und alle seine Genossen verehrten ihn als den tapfersten und treusten Ritter im Lande. Den hochmütigen Frager aber fürchteten und verachteten die Genossen, denn er war jähzornig und böse und trat bald auf die Seite des einen Kriegsherrn, bald auf die des anderen, je nachdem es seinen Vorteil galt. „Ich sage, daß sie gar nicht uneinnehmbar ist, wenn der Feind nur schlau ist, und wenn der tapfere Burgherr über den Pergamenten sitzt, oder sein goldblondes Töchterlein herzt, anstatt in den Waffen zu stehen," rief der Hochmütige höhnisch weiter. „Schweigt!" sprach der alte Ritter, blickte ihn gebietend an und ritt ruhig weiter. Da sagte der Neuberger Herr denn auch nichts mehr, aber er haßte den Ritter nur noch mehr und ritt zornig dem eigenen Schlosse zu, das nicht allzuweit von der Felsenburg entfernt lag. In dieser großen mächtigen Feste wohnte außer den Knechten und Mägden nur der alte Burgherr mit seinem elfjährigen Töchterchen Irmenfriede, welches er zärtlich liebte, so daß es ihn sehr bekümmerte, daß er sie so oft allein in der mächtigen düstern Burg lassen mußte, wenn er zu Jagden und Kriegen auszog, und nur die treuen Mägde und die zu ihrem Schutze nötigen Knechte bei ihr zurückblieben.

Das war denn freilich nicht so schön, als wenn der Vater daheim war und mit ihr im Burggärtlein saß oder am flackernden Feuer von Königinnen und Helden und schönen Prinzessinnen erzählte, seltsame Märchen und Sagen von den alten Göttern, vom herrlichen Siegfried und dem grimmen Hagen, von Gudrun und vielen andern, und sie allerlei lehrte und viel gute und hohe Worte zu ihr sprach.

Aber wenn der Vater auch nicht da war, fürchtete sie sich doch nicht, denn sie war ein mutiges, kleines Mädchen. Dann saß sie oft stundenlang bei Jutta, der alten, grauen Obermagd, und spann. Auch diese wußte viel zu erzählen, und am liebsten hörte Irmenfriede sie von ihrer Mutter sprechen, die eine so schöne, gute Burgherrin gewesen war. Die Alte lehrte sie auch mit Gold- und Silberfäden und mit schöner bunter Seide sticken und sagte ihr fromme Gebete vor. Manchmal ging Irmenfriede auch zum Jäger und ließ sich zeigen, wie er die Falken abrichtete und die Hunde weidgerecht aufzog; auch den andern Knechten sah sie gern bei ihren verschiedenen Hantierungen zu. Im Sommer spielte sie mit Blumen im Gärtlein der Burg und machte sich schöne Kränze, die sie sich dann aufsetzte, wenn der Vater zurückkam, weil ihn das freute; es stand ihr auch hübsch zu ihren goldenen Haaren und zu ihrem langen lichten Kleide mit rotem Saum, mit silbernem Gürtelband und gestickter Tasche.

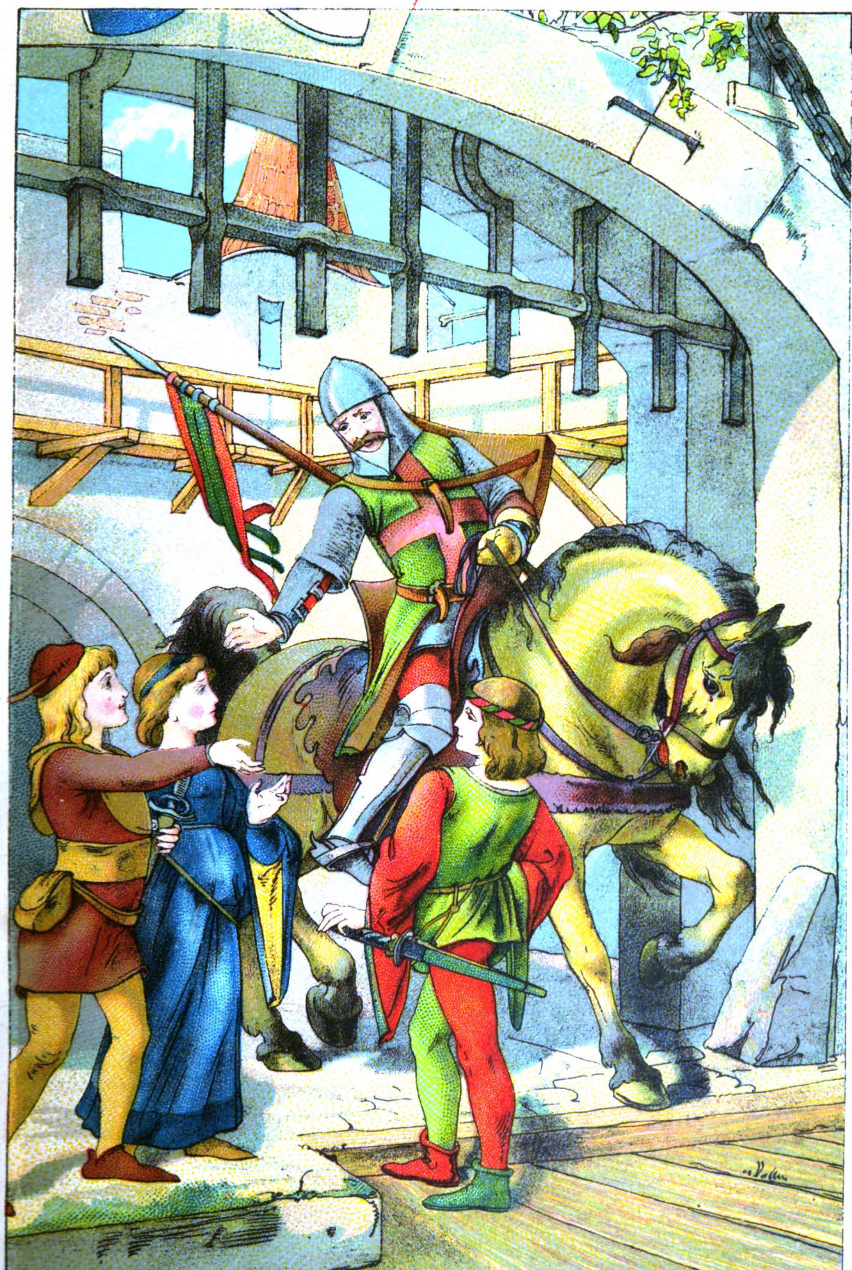
Im Winter mußte sie meist in den Kammern der Burg bleiben und sich da unterhalten, so gut es gehen wollte. Aus dem Burgfrieden kam sie überhaupt sehr selten heraus; nur manchmal setzte sie wohl der Vater vor sich aufs Pferd, und sie ritten ein Stückchen weiter ins Land, oder er nahm sie mit sich den Felsenweg hinab zum Meer, wo sie ins Boot stiegen und weit hinausfuhren in die See; das war dann gar herrlich. Allein durfte sie nie aus der Burg heraus, das hatte der Vater streng verboten. Da wäre es ihr denn doch oft recht bitter einsam gewesen, wenn nicht der Dietz und der Heinz drüben von Neuberg ab und zu herüber gekommen wären. Das waren die verwaisten Neffen des bösen Neubergers, die seit einigen Jahren bei ihm lebten. Der Oheim hätte ihnen wohl schwerlich gestattet, in die Burg des von ihm so gehaßten Ritters zu gehen, wenn er nicht gehofft hätte, dadurch vielleicht etwas über die inneren Einrichtungen der Burg, über die Anzahl der Knechte und Waffen und dergl. zu erfahren.

So waren denn der blondlockige Dietz und der braune Heinz Irmenfriedes einzige Gefährten, und sie hatte beide sehr lieb; auch ihr Vater war den frischen Knaben, die sich ihm stets als offen und ehrlich bewiesen, wohlgesinnt, obgleich sie einen so bösen Oheim hatten, und er zeigte ihnen manchen Waffenhandgriff, wenn sie sich mit Irmenfriede im Burghofe oder im Garten tummelten. Die Brüder

waren tapfere, tüchtige Ritterknaben und konnten brav reiten und fechten. Der Dietz war noch kühner und waghalsiger als Heinz, der ganz gern auch einmal still saß und träumte, oder bei dem Burgkaplan Latein lernte. Irmenfriede fürchtete sich manchmal ein wenig vor Dietzens Wildheit, obgleich er gegen sie fast immer ganz sanft und gut war; dennoch sagte sie, als einmal der Vater fragte, welcher von beiden Knaben ihr wohl am liebsten wäre, ganz schnell und bestimmt: „der blonde Dietz, Vater.“ Und als sie einst für beide Bänder zu ihren Jagdhörnern stickte, machte sie das für Dietz noch viel breiter und bunter, als das für Heinz.

Einstmals ritt Irmenfriedes Vater wieder auf lange fort; die Brüder waren gerade auf der Felsenburg nud standen mit Irmenfriede neben seinem Pferde im Burghofe. Da rief der Ritter im Fortreiten scherzend dem Dietz zu: „Hilf du meine Irmenfriede beschützen.“ „Das will ich, Herr Ritter,“ rief Dietz ihm mit blitzenden Augen nach und schlug an seine Waffe. „Glaub schon, Jungherr, daß ihr's könnt,“ sagte ein alter Knecht und sah den kräftigen tapfern 14jährigen Knaben schmunzelnd an. — „Wo reitet denn der alte Felsenburger wieder hin?“ fragte am Abend desselben Tages der Neuberger die Knaben, als sie nach Neuberg heimgeritten kamen; „ich sah ihn ja durchs Thal reiten, als wollte ers halbe Reich erobern.“ „Gegen die Feinde zieht er, alle Tapfersten und Besten seiner Burg sind mit ihm fort, und ich wäre am liebsten auch mitgeritten,“ antwortete Dietz. „Du gehörst in die Burg und in strenge Zucht,“ erwiderte der Ritter finster; „aber sagt einmal, wo reitet ihr denn drüben immer hinein zur Burg und wo hinaus?“ fragte er hinterlistig weiter. „Zum großen Burgthore; aber wenn wir ohne Pferde sind, dann geht's durch die Felsenhöhle unten am Meer, wo die Kähne stehn, eine schmale, dunkle, geheime Felsentreppe hinauf und dann kommen wir oben im Burggärtlein bei Irmenfriedes Hollunderlaube heraus; sie hat's uns selbst einmal gezeigt,“ erzählte Heinz vergnügt. Der Neuberger lachte laut auf und rief: „So ist's recht! Wollen doch sehen, mein stolzer Ritter, ob die Felsenburg noch uneinnehmbar ist.“

Die Knaben standen erschrocken. „Herr Ohm,“ schrie Dietz, „thu's nicht, du darfst es nicht thun, sonst hätten wir ja die Burg verraten, und ich sollte Irmenfriede schützen!“ Der Ritter lachte höhnisch auf und wollte fort gehen, aber Dietz warf sich vor ihm nieder und umklammerte seine Knie. „Thu der Irmenfriede nichts, Ohm, ich flehe dich an, thu's nicht, töte mich lieber, nur thu der Irmenfriede nichts.“ Und auch Heinz fiel vor ihm nieder und weinte und bat; der böse Ritter aber lachte nur, riß sich heftig los und schritt schnell in die Burghalle. Dietz und Heinz blieben außer sich



zurück. „Was thun wir, Bruder? wir müssen Irmenfriede schützen“, sagte Dietz. „Ich weiß nicht, was wir thun können, der Ohm wird gewaltig zornig sein, Dietz,“ erwiderte er zaghaft. „Und wenn er mich tötet, Heinz, ich schütze Irmenfriede.“ „Ich will sie ja auch schützen,“ rief Heinz jetzt mutiger, „wir wollen hinüberreiten und bei ihr bleiben oder mit ihr fliehen.“ „So ist's brav Bruder, ja das wollen wir thun; er soll ihr nichts thun dürfen,“ rief Dietz und ballte die Faust; „aber einer von uns muß reiten, so schnell er kann, um den alten Ritter einzuholen und ihn zurückzubringen, daß er die Burg rette; wer soll's sein, du oder ich?“ „Wir wollen losen, Dietz,“ und Heinz nahm zwei Grashalme, „wer den kürzeren zieht, muß reiten, der andere geht zur Burg.“ Er zog den kürzeren Halm und lief dem Stalle zu, um sogleich fort zu reiten. „Halt;“ donnerte die Stimme des Oheims, „herein in die Halle;“ und es blieb ihnen nichts übrig, als dem Befehle zu folgen. „Zur Nacht“, flüsterten sie einander zu. Als sie zur Nachtruhe in die Kammer gingen, hörten sie den Ritter zum Burgkaplan sagen: „Hütet mir die Buben gut und lehrt sie lieber Gehorsam als Latein.“ Die Brüder blieben angekleidet; als alles still schien in der Burg, nahmen sie ihre Waffen, und Dietz sagte: „Der Burgwart ist gut und uns wohlgesinnt, er wird uns hinauslassen.“ Heinz schritt der Thür zu, um sie aufzustoßen. Aber sie ging nicht auf. Der Ohm hat uns eingeschlossen,“ schrien beide bestürzt, „was sollen wir thun?“ Sie stürzten ans Fenster, da war aber keine Möglichkeit hinauszukommen, es lag viele Ellen hoch, gerade über dem Burggraben. Sie hörten draußen Pferdegetrappel und Waffengeklirr fern und ferner klingen. „Sie reiten, sie sind fort, heute Nacht schon überfallen sie die Burg und Irmenfriede, Heinz, Heinz, was thun wir? wir müssen sie ja retten.“ Und er lehnte verzweiflungsvoll zum Fenster hinaus, als wollte er sich hinunterstürzen.“ „Ach, die arme Irmenfriede!“ klagte auch Heinz, dann sprach er: „Aber sei nicht so wild, Dietz!“, und er zog ihn zurück vom Fenster. Dietz sprang wieder zur Thür und stieß mit den Füßen dagegen, aber sie wich nicht; dann warf er sich auf die Erde und weinte laut. „Was giebt's denn, Jungherrn?“ flüsterte es draußen. Sie horchten auf. Es war der alte Kaplan; der hatte den Lärm in der Kammer gehört und kam aus Sorge um Heinz, seinen Schüler im Latein; um den wilden Dietz, der nicht Latein lernen wollte und oft genug lärmte und tobte, hätte er sich nimmer herbemüht. „Wir sind eingeschlossen,“ riefen beide Brüder, „macht uns auf, macht schnell auf, wir müssen heraus und fort.“ „Kann nicht, Jungherrn, kann wahrlich nicht, es ist fest zu, der Herr Ohm hat schon gesorgt, daß ihr nicht herauskommt.“ „So gebt uns einen Strick, einen langen festen Strick,“

rief Dietz, denn ihm war plötzlich eingefallen, daß er vermittelst eines solchen sich wohl zum Fenster hinauslassen könnte. „Geht nicht, wilder Dietz; weiß schon, wollt zum Fenster hinaus; aber der Ohm will's nicht haben, und Heinz bräche den Hals entzwei; nein es geht nicht, Heinz weiß soviel Latein, muß einmal Abt werden." Doch nun legte sich Heinz aufs Bitten und bat sehr eindringlich, wendete schließlich sogar einige lateinische Verse an. „Gutes Latein, reines Latein, wird doch einmal Abt; muß schon die Stricke holen, Ritter ist fort," hörten darauf die Knaben draußen murmeln, und erfreut sahen sie sich um, wie sie die Stricke wohl hereinbekämen, wobei Dietz sagte: „Hätte wahrlich nicht gedacht, daß Latein doch zu was gut wäre." Sie fanden nach längerem Suchen und Überlegen ein Astloch in der Thür, wenig größer als ein Finger, da mußte der Kaplan den Anfang des Strickes durchschieben, als er damit zurückkam, und sie zogen ihn so schnell als möglich nach und nach ganz hinein. „St. Peter und Paul behüte euch, Jungherrn; fallt nur nicht, Heinz!" Dieser befestigte das Ende des Strickes an eine Säule, die sich in der Mitte der Kammer befand, während Dietz Knoten hinein machte und ihn dann zum Fenster hinaus warf. Wie weit er reichte, konnten sie bei der Finsternis nicht sehen, dennoch ließ Dietz, kühn entschlossen sich daran herunter. Die Knoten gaben seinen Händen und Füßen einigen Halt, und so gelangte er ziemlich sicher bis zum Ende des Strickes, aber er hing noch einige Ellen über dem Wasser des Grabens. „Heinz," rief er hinauf, das letzte Stück mußt du springen, ins Wasser und dann zum Wall schwimmen und hinter der Zugbrücke hinaufklettern. Heinz schauderte; da hörte er einen Fall ins Wasser. „Dort schwimmt Dietz schon, ich muß ihm nach," und er folgte seinem mutigen Bruder, sprang ins Wasser, als er das Ende des Strickes erreichte, und schwamm zur bezeichneten Stelle, wo auch Dietz schon seiner wartete und ihm heraushalf. Es war eine warme Sommernacht, da thaten ihnen die nassen Wämser nicht viel. „Nun du zum Ritter, ich zur Burg," sagte Dietz, „wo aber ein Pferd herbekommen? Wart, wir laufen zum Balthasar drüben an der Schmiede!" „Der wird's uns nicht geben," warf Heinz zaghaft ein. „Ich biet' ihm meins dafür, er mag sich's morgen holen, dann thut er's schon," ermutigte Dietz, „nur schnell fort." Und sie liefen und weckten den Schmied, der ihnen das Pferd nach einigem Zögern und nach vielen Fürbitten seiner Frau, die den Knaben auch trockene Wämser reichte, gab. Nun sprengte Heinz davon. „Reit schnell, Bruder, und hol den Ritter," rief ihm Dietz nach, dann lief er der Felsenburg zu. (Forts. folgt.)





Des Felsenburgers Töchterlein II.

Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Endlich am Abend des zweiten Tages langten sie dort an. Sofort gingen sie in die Wallfahrtskirche, um ihre Andacht zu verrichten und dann die Pracht derselben an gold- und silberstrotzenden Schreinen, worin Reliquien aufbewahrt wurden, an farbigen Bildern und Bildsäulen zu bewundern. Solchen Glanz, solche Herrlichkeit hätte Peter sich nie träumen lassen, er war ganz entzückt und meinte, daß es in der ganzen Welt nichts Prächtigeres geben könne. Auch auf den hohen Turm stiegen sie und von dort sah er die Welt, d. h. die Häuser des Städtchens, so tief unter sich, als ob sie eine Hand voll Nußschalen wären. Gerade kam eine Schar Wallfahrer des Wegs daher, als Vater und Sohn sich in der Glockenstube befanden — ach, wie waren die Leutlein so klein, fast wie Ameisen! — Nun wurde mit den Glocken geläutet, und man mußte entweder taub sein, oder ein dickes Trommelfell haben, um dies in nächster Nähe aushalten zu können. Peter verbarg sich zwischen seines Vaters Rockschößen und ließ sich die Ohren von ihm zuhalten.

Als Vater und Sohn wieder unten in der Kirche waren, sollte Peter auch erfahren, was das sonderbare Ding war, das jener den ganzen weiten Weg in der Rocktasche getragen: es war ein Eisenzahn aus jener Egge, durch welche Peter beinahe das Leben verloren hätte und welche Veranlassung zu ihrer Wallfahrt geworden war. Der Waldbauer legte denselben nach katholischem Gebrauch als Opfergabe auf den Altar.

Am andern Tage kehrten beide wieder nach ihrer Heimat zurück und kamen ohne Unfall an. Jetzt erst machte sich bei Peter die Müdigkeit recht geltend: er schlief, den Suppenlöffel noch in der Hand, ein.

Bald darauf sollte unser junger Freund noch ein größeres Stück Welt sehen und bei dieser Gelegenheit eine in jener Gegend noch ganz neue Erfindung aus eigener Anschauung kennen lernen. Es war wieder ein Wallfahrtsgang, zu dem ihn diesmal sein Pate mitnahm, und zwar nach dem Wallfahrtsort Maria-Schutz, am Semmering gelegen. Nun hatte man dazumal eben die Bahnlinie an diesem Gebirge angelegt, und manche Landleute, deren Einsicht noch beschränkt war, wollten vorerst gar nicht glauben, daß man auch ohne Ochsen und Pferde fahren könne; wenn es aber doch wahr wäre, so müßte offenbar Hexerei dabei im Spiele sein, meinten sie, und

jedenfalls sei es damit nicht ganz geheuer. Auch Peters Pate war dieser Meinung, und als die beiden Wallfahrer auf ihrem Wege nach Maria-Schutz in die Nähe der Bahnlinie kamen, machte der Pate lieber einen Umweg, um mit dem gefährlichen Dinge beileibe nicht in Berührung zu kommen. Als die beiden Wanderer auf dem Gipfel des Gebirgs standen und in das Thal niederschauten, sahen sie tief unten ein Ungeheuer daher schnauben, aus dessen Rachen eine Dampfsäule wirbelte, und das sich mit rasender Geschwindigkeit näherte. Im Schrecken über diesen grausigen Anblick liefen Pate und Peter eilig die entgegengesetzte Seite des Berges hinunter. Es hatte also seine Richtigkeit mit der wunderbaren Eisenbahn, die ohne Ochsen und Pferde sich fortbewegte! Und wie geschwind das ging, es war gar nicht zu sagen! Dies alles reizte die Neugierde des Paten in hohem Grade, nur wollte er es nicht gestehen. Gegen Abend standen die beiden Wallfahrer vor dem Eingange eines Tunnels. Von dem „schwarzen Loch", das da durch den ganzen Berg gebohrt war und durch das der Dampfwagen fahren sollte, um sich den Weg abzukürzen, hatte der Pate wohl auch schon gehört, aber er hatte es durchaus nicht glauben wollen. Bald hörte man aber ein Getöse, das der Pate zuerst für ein Erdbeben hielt, allein als es näher und näher kam, überzeugte er sich, daß es in der That das schnaubende Ungeheuer war, das mit Sturmeseile daher gebraust kam; und siehe da, es hatte einen schier endlosen Schweif von Wagen hinter sich, die es nach sich zog, fast so groß wie Häuser, und auch Fenster waren daran, aus welchen Leute schauten, und richtig, es fuhr in das dunkle Loch in dem Berge hinein!

Der Pate war ganz starr vor Verwunderung und traute seinen Augen kaum, und auch Jung Peter war nicht wenig erstaunt über das soeben Erlebte. Beide meinten, die Leute in den Wagen wären blindlings in ihr Verderben hineingefahren, bis sie, auf der gewöhnlichen Fahrstraße auf die andere Seite des Berges gelangt, den Eisenbahnzug drüben ganz heil und unversehrt dahinbrausen sahen.

Am Abend desselben Tages kamen die beiden Wallfahrer nach Maria-Schutz, gingen daselbst sogleich in die Kirche und verrichteten ihre Andacht; alsdann nahmen sie im Wirtshaus ein einfaches Abendessen ein und gingen auf den Heuboden schlafen. Aber der Pate konnte lange nicht zur Ruhe kommen. Die wunderbare Dampfwagengeschichte ging ihm im Kopfe herum und ebenso erging es Peter.

Die Neugier war nun einmal angeregt und ließ dem Paten keine Ruhe mehr: gesehen hatte er nun, daß man im Dampfwagen nicht verunglücken mußte, nun hätte er auch gar zu gern einmal selbst darin gesessen, wäre es auch nur, um die Leute daheim in Verwunderung zu versetzen, wenn er ihnen davon erzählte. Nur

konnte er sich mit seinem Gewissen noch nicht recht abfinden, da er immer darüber im Unklaren blieb, ob die Sache nicht doch mit Hexerei zuginge. Endlich rief er Peter zu, ob er noch wache, und als dieser bejahte, teilte er ihm ganz schüchtern sein Vorhaben mit, „es auch einmal mit dieser Eisenbahn probieren zu wollen.“ Peter war natürlich sogleich bereit, denn er hatte lange nicht so viel Angst davor als der Pate.

Als am andern Tage die Andachtsübungen vorüber waren und man sich anschickte, wieder heim zu kehren, war jedoch der Pate immer noch nicht mit sich einig, ob er Leib und Seele dem unheimlichen Dinge, Eisenbahn genannt, anvertrauen sollte; Neugierde und Furcht trieben ihn bald vor- bald rückwärts, bis er endlich beschloß, sie wollten sich wenigstens einmal den Semmering-Bahnhof ansehen. Dort angekommen, sahen sie den Tunnel von der anderen Seite. Der Pate wollte nun mit den Bahnbeamten unterhandeln, denn er meinte, man könne ein- und aussteigen wo man wolle; er wolle nur durch das „dunkle Loch“ fahren und auf der anderen Seite des Berges wieder aussteigen, allein die Beamten lachten und belehrten ihn, daß er wenigstens bis zur nächsten Haltestelle mitfahren müsse. Der Pate nahm endlich zwei Billets, für sich und Peter, nach der nächsten Haltestelle, und beide warteten mit Spannung auf den nächsten Zug. Als derselbe erschien, waren beide so starr vor Erwartung, daß der Schaffner sie in einen Wagen hineinschieben mußte, sonst wären sie gar nicht mehr mit fortgekommen.

Nun ging es aber an ein Verwundern, teils über die innere Einrichtung der Eisenbahnwagen, teils über die Gegenstände außerhalb, die bei der schnellen Fahrt nur vorüberzufliegen schienen. Als sie dann in den finsteren Tunnel hineinfuhren, wurde es dem Paten doch wieder ganz ängstlich zu Mute, indessen ergab er sich in sein Schicksal, und als man nach einigen Augenblicken wieder in die helle, lichte Welt hineinfuhr, fand er an der Fahrt ein solches Gefallen, daß ihm das Vergnügen zu kurz erschien, als man nach kaum einer Viertelstunde die Haltestelle erreicht hatte. Er meinte, zu Peter gewendet, das sei zu wenig für ihr gutes Geld, und er beschloß sich noch weiter spazieren fahren zu lassen. Peter war natürlich ganz einverstanden, denn auch er fand das Eisenbahnfahren sehr angenehm. Als man aber zur zweiten Haltestelle kam und die Ausweiszettel abverlangt wurden, kam die Kehrseite der Münze zum Vorschein, man forderte Nachzahlung von den unbefugt weiterreisenden Vergnüglingen. Das war ein großer Schrecken für sie, denn beide hatten kein Geld mehr bei sich. Sie wurden deshalb zur Kanzlei geführt, mußten all' ihre Taschen umkehren, und erst als man sich von ihrer Zahlungsunfähigkeit und von ihrer Unerfahrenheit in Eisenbahnangelegenheiten

genügend überzeugt hatte, ließ man sie laufen, so daß sie erst gegen Abend ihren Weg nach der Heimat fortsetzen konnten, wo sie des Nachts ankamen, bereichert durch manche angenehme, aber auch unangenehme Erfahrung. Ja, wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. (Forts. folgt.)



Wie der Tod ausschaut.

Es war ein goldigheller lieblicher Maitag, voller Lebenslust und Lebensfreudigkeit! Da flüsterten, schäkerten und lachten die jungen Blätter der alten Buche und freuten sich des fröhlichen Sonnenscheines, der mit ihnen verstohlen liebäugelte. „Seid nicht zu übermütig!“ mahnte der Ast, auf welchem sie saßen, „nehmt euch in Acht! Ihr könnt dem Tode nicht entrinnen, und dann ist’s aus mit euch für immer!“ „„Der Tod?““ fragten sie erschrocken, „„ja wie schaut denn der aus, damit wir vor ihm auf der Hut sein können?““ „Flügel hat er“, erwiderte der Ast, „und am Kopfe hat er zwei große Hörner und an den Füßen viele Krallen und einen schwarzen Harnisch um den ganzen Leib; mit lautem Surren und Summen fliegt er daher und frißt euch alle!“

Neben der Buche im Grase saßen einige Maikäfer in behaglicher Ruhe. Da sprach einer von ihnen: „Wir sitzen hier so gemütlich, wenn nur nicht der Tod kommt uud unser Nest findet!“ „„Ja,““ fragten die andern, „„was ist denn der Tod, mit dem du uns so erschreckst, wie schaut er denn aus?““ „Hochmütig ist er“ antwortete der Gefragte, „ganz voller Federn, mit zwei großen Sporen an den Füßen und einen Schnabel hat er wie von Stahl und auf dem Kopfe eine rote Krone wie ein Drache; an seinem Gackern merkt ihr sein Nahen, dann reißt nur alle schnell aus, so weit ihr könnt.“

Auf dem Pfarrhofe, der nicht weit davon war, ging es lustig her. Da war den Hühnern eben Futter gestreut, und laut gackernd freuten sie sich des frohen Mahles. Da erhob ein alter Hahn, der immer das große Wort führte, seine Stimme und mahnte: „Seid nicht so überaus lustig, sonst kommt der Tod und frißt euch!“ „„Den kenn ich,““ rief ein naseweises junges Huhn, „„das ist der Krämer aus der Stadt; für den laß ich mich nicht einfangen!““ „Dummes Ding,“ sagte der alte Hahn, „der Krämer aus der Stadt ist es nicht, aber es ist ein Krämer ganz voller Haare mit vier flinken Beinen, einer ellenlangen Rute und mit Zähnen, scharf wie die Spieße!“

Im Walde aber saß ein alter Fuchs, der predigte seinen Jungen Weisheit und List. „Vor allem nehmt euch vor dem Tode in acht!

Ich will ihn euch beschreiben, damit ihr euch vor ihm hüten könnt. Er hat zwei große, lange Füße, trägt einen grünen Rock und führt an einem Riemen einen eisernen Stock mit sich. Wenn er mit dem auf einen deutet, dann donnert's und blitzt's, und dann ist's mit dem aus, auf den er den Stock gerichtet hatte."

Um dieselbe Zeit ist im Walde der Förster von einem Eber, den er abfangen wollte, so wütig geschlagen worden, daß er alsbald des Todes verblich. N. F.

Wie die Vögel ihre Nester bauen.

(Von Dr. Paul Wildfeuer.)

Kleine Kinder haben immer das Kleine am liebsten. Sie lieben ihren kleinen Bruder, ihre kleine Schwester am meisten. Ganz natürlich ist es daher auch, wenn sie die kleinen Vogelnester und die kleinen Vögel besonders gern betrachten. Ein Vogelnest ist auch ein allerliebstes Ding. Wie sorgfältig sind mit dem kleinen Schnabel Halme und Federn zusammengefügt! Kein Korbmacher wäre imstande, ein so feines Flechtwerk herzustellen, wie es z. B. die Grasmücke fertigt. Wie geschickt baut ferner die Schwalbe! Sie fügt so kunstvoll ein Klümpchen Lehm ans andere, als wäre sie bei einem Maurer in der Lehre gewesen, der sie Kelle und Hammer — das sind bei ihr Schnabel und Füße — führen lehrte. Am kunstvollsten ist das Nest des kleinsten Vogels, des Kolibris. Welch' lieblicher Anblick bietet sich, wenn man in die wallnußgroße Wohnung mit den erbsenartigen Eiern des kleinen Tausendkünstlers hineinschaut! Ich weiß es, ihr würdet lange mit angehaltenem Atem vor dem niedlichen Schlößchen des kleinen Brasilianers stehen bleiben, wenn es euch vergönnt wäre, einmal so etwas zu schauen. Wie ganz anders sieht doch da das Nest eines Storches oder eines Raben aus! Ihr werdet sagen: „Frau Störchin muß recht liederlich sein; in ihrer Dachwohnung liegt alles gar bunt durch einander." Ihr sollt vorderhand recht haben. Wie die starken Reiser mit dem Schnabel angefahren sind, so werden sie ins Wagenrad hineingelegt und bleiben ungeordnet liegen. Könntet ihr aber erst die Horste der großen Raubvögel beobachten, ihr würdet dann diese noch mehr der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit zeihen. Die Wohnungen der Adler, hoch oben auf kahlen einsamen Felsen, sind fast gar nicht mehr Nester zu nennen. Ihr erkennt daraus, daß, je größer der Vogel ist, desto unordentlicher sein Nest aussieht. Ja, der größte Vogel, der Strauß baut gar kein Nest. Die Straußenmutter

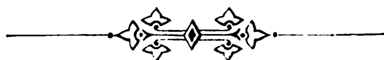
scheint sehr wenig die Häuslichkeit zu lieben. Sie legt ihre Eier in eine seichte Vertiefung des Wüstensandes und überläßt das Ausbrüten den heißen Sonnenstrahlen.

Habt ihr nun schon einmal an die Erklärung solch' merkwürdiger Thatsachen gedacht? Ich will es versuchen, euch darüber aufzuklären. Wenn du ein Mädchen bist, so weißt du, daß das Wasser in einem kleinen Topfe eher kocht, als in einem großen. Du weißt aber auch, daß es in dem kleinen Gefäße eher wieder erkaltet als in dem großen. Die Ausstrahlungsfläche ist bei einer kleinen Wassermasse verhältnismäßig groß. Wenn beim erhitzten Wasser im großen Topfe die oberste Schicht schon erkaltet ist, sind im Inneren noch Wasserteile von höheren Wärmegraden vorhanden, weil sie nicht mit der Luft in Berührung gekommen sind.

Überträgst du diese Erfahrung auf den Nesterbau der Vögel, so wird dir jetzt ein Licht aufgehen. Große Eier verlieren ihre Wärme nicht so rasch, wie kleine; deswegen brauchen große Eier kein so dichtes Nest. Der große Vogel hat es also auch nicht nötig, so peinliche Sorgfalt auf den Bau seiner Wohnung zu verwenden. Kleine Eier erkalten sehr schnell; deswegen müssen kleine Vögel alle möglichen Schutzmittel anwenden, um in der Zeit des Brütens die Wärme für die Eier zurückzuhalten. Aber nicht nur der Größe der Eier, sondern auch der Größe der aus den Eiern kommenden Jungen, sowie der alten Vögel selbst ist das Nest angepaßt. Der große Vogel, dessen Außenfläche im Verhältnis zu seiner Körpermasse kleiner ist als die eines kleinen Vogels, verliert wenig Wärme und hat also auch kein Bedürfnis nach einer warmen Wohnung. Der kleine Vogel hat eine größere Ausstrahlungsfläche und verliert viel Wärme.

Über das ungleiche Wachsen von Masse und Fläche wirst du recht klar werden, wenn du folgendes Zahlenbeispiel zu Hilfe nimmst. Es sei die Kante eines Würfels 4 cm, dann ist die Oberfläche 96 qcm, der Inhalt 64 ccm. Die Kante eines zweiten Würfels sei 8 cm, so ist die Oberfläche 384 qcm und der Inhalt beträgt 512 ccm. Der Würfel mit 8 fachem Inhalte hat also nur eine 4mal so große Oberfläche.

Du kannst dir nun wohl die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß erklären, mit denen unsere einheimischen Singvögel nach ihrer Wiederkehr im Frühlinge ihre Nester bauen. Denke nur immer daran, daß das Nest zur Wärmeerhaltung dient.



Briefwechsel zweier Freunde.

14.

Breslau, den 10. August 1888.

Lieber Erhard!

Diesmal warte ich Deinen Brief gar nicht ab, sondern teile Dir heute schon meinen Plan mit. Daß es die Kinder-Gartenlaube verdient, von allen deutschen Kindern gelesen zu werden, darüber sind wir beide und wahrscheinlich alle Leser des Blattes einig, und daß der billige Preis derselben allen Eltern die Anschaffung dieser Jugendzeitschrift für ihre Kinder möglich macht, darüber ist gar kein Zweifel. Daß noch nicht alle Kinder so glücklich sind, die Kinder-Gartenlaube zu besitzen, das mag wohl daran liegen, daß viele Leute das Blatt noch gar nicht kennen. Ist es doch uns beiden anfangs auch so gegangen. Aber nachdem wir es kennen und lieben gelernt hatten, haben es viele unserer Freunde, denen wir es empfohlen haben, angeschafft. Meine Schulfreunde sind sämtlich Abonnenten der Kinder-Gartenlaube, und der Buchhändler, von dem ich dieselbe beziehe, sagte mir neulich, daß er schon über 200 Abonnenten habe.

Mein Plan wäre nun dieser: Außer den mündlichen Empfehlungen des Blattes machen wir beide es uns zur Pflicht, an mindestens drei auswärtige Freunde einen Brief zu schreiben, ihnen darin die Kinder-Gartenlaube zu empfehlen und es ihnen zur Pflicht zu machen, wieder mindestens an drei Freunde zu schreiben und diesen die gleiche Pflicht aufzuerlegen.

Nehmen wir an, daß jeder nur drei Briefe schreibt, so giebt das am zweiten Tage, wenn unsere sechs Freunde der erhaltenen Aufforderung gemäß auch drei Briefe schreiben, schon 18, am dritten Tage 54, am vierten 162, am fünften 486, in einer Woche also 4374 Briefe. Ich habe mir ausgerechnet, daß meine drei ersten Briefe sich in 10 Tagen auf 88572 Briefe vermehrt haben würden; die Deinigen ebenso, das gäbe 177144 Briefe.

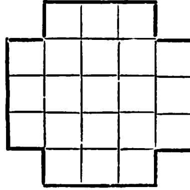
Lieber Freund, was sagst Du dazu? Das Exempel macht einem fast schwindlig: In zehn Tagen 177144 Briefe; aber es ist richtig.

Ich kann Deinen nächsten Brief kaum erwarten. Schreibe ja recht bald

Deinem Freunde

Paul Fischer.

Aufgabe.



Die Wörter **Ahorn, Athen, Frost, Messe, Streu** und **Werft** sind, teils senkrecht, teils wagerecht, derartig in die obige Figur einzutragen, daß kein Buchstabe übrig bleibt. (C. Leo.)

Geographisches Füllrätsel.

I	N			E	N
T	A			U	S
M	A			A	U
C	A			I	A

Die leer gelassenen Stellen sind derartig auszufüllen, daß die ergänzten sich entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleich lauten. Es dürfen nur geographische Namen gebildet werden. (C. Leo.)

Auflösung der Rätsel in Heft 3.

I. Charade:

Uhland.

II. Ergänzungsrätsel.

1. Ananas, 2. Tripolis, 3. Orleans, 4. Leonhard, 5. Oboe, 6. Kanada, 7. Landpartie, 8. Malteser. (Napoleon Bonaparte.)

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.

Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5",
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlung[en]



Lith.u.Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnbe[rg]

Beim Garnwickeln.

Halt nun, liebes Brüderlein,
Mir das Garn hübsch still und fein,
Daß es gehe wie am Drähtchen,
Daß verfitze sich kein Fädchen,
Bis gewickelt alle Woll'
Auf den Knaul, hübsch rund und voll.

Immer straff, mein Brüderlein,
Muß das Garn gehalten sein.
Laß nur sinken nicht die Arme!
Sieh, ich strick' dir auch recht warme
Strümpfe für den Winter dann,
Daß kein Frost dir schaden kann.

Denke nur, mein Brüderlein,
Wie du dann so froh wirst sein!
Auf der Schlittschuhbahn, der weiten,
Wirst du wie der Wind hingleiten,
Und trotz Winters Eis und Schnee
Thut dir keine Zehe weh.

Die Heinerbaude.

(Erzählung von W. Egbert.)

(Schluß.)

Das alles hatten die beiden Kleinen in lebhaftem Durcheinander, oft von den Fragen der Hörenden unterbrochen, erzählt. Da faltete die Großmutter ihre Hände und sprach laut: „Lieber Gott, Du hast die Kinder wunderbar behütet, und uns, die wir schon verzweifelten, Deine Allmacht und Gnade gezeigt. Wir danken Dir und wollen hinfort auf Dich all unser Vertrauen setzen.“

„Amen!“ sagte Peter und die Kinder sprachen es leise und feierlich mit. „Was denkst du von dem Rübezahl, der die Kinder beherbergte?“ fragte nach einer Pause die Großmutter ihren Schwiegersohn. „Das sollt ihr gleich hören,“ antwortete Peter Heiner, „doch zuvor wollen wir auch die Johannisbader benachrichtigen, daß die Kinder wieder gesund und heil bei uns sind!“

Er eilte hinaus und rief den Mann mit der Schneeschippe herein, daß er sich mit ihnen freue. Dann ward derselbe bewirtet und gebeten, im Johannisbad die glückliche Wendung der Ereignisse zu verkünden.

Inzwischen hatte Großmutter einen schönen, starken Kaffee gekocht, um den sich die Familie vergnügt versammelte.

„Siehst du, Robert!“ rief Mariele aus. „Ich sagte es Rübezahl doch, wenn er mitkäme, so bekäme er von Großmutter Kaffee, aber er wollte nicht!“

„Sein süßer Ruster wird ihm wohl besser schmecken!“ antwortete der Vater mit eigentümlichem Lächeln.

„Für wen hälst du den alten Mann?“ fragte die Großmutter nun nochmals gespannt.

„Für den alten Schmuggler Daniel Krisp, der hier im Gebirge seine Schlupfwinkel hat. Unsere Pflicht wäre es wohl, die Steuer-Polizei zu benachrichtigen, aber da er uns an den Kindern Gutes gethan, scheint es mir unrecht, ihn zu verraten. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn die Häscher kämen, die Höhle in der Klausenschlucht ganz rein geblasen wäre und daß Daniel Krisp mit Sack und Pack in wenigen Stunden über alle Berge ist!“

Diese Eröffnung des Vaters rief allgemeines Staunen und bei Robert und Mariele, ja auch bei Heini große Enttäuschung hervor. Ihr Märchenreich stürzte zusammen. Mariele aber wollte sich das nicht ohne Kampf rauben lassen.

„Nein, Vater,“ sagte sie beteuernd, „du kannst es glauben, es war Rübezahl und nicht ein alter Schmuggler! Er hat gesagt, die Heiners seien brave Leute, und er hat geweint, als Robert sich bei ihm bedankte!“

„Wohl, Mariele, du magst ihn in guter Erinnerung behalten! Mag er dein lieber Rübezahl bleiben!“ entgegnete ihr der Vater.

„Und der meine auch!“ setzte Robert hinzu.

„Wenn es der Daniel Krisp war, der hätte die Kleinen umgebracht, damit sie seine Höhle nicht verraten!“ rief Heini nach gründlicher Überlegung der Sache aus.

„Nein, nein,“ sagte die Großmutter. „Er hat Recht, wenn er sagt, er sei besser als die Welt von ihm denke!“ Der Zweifel, ob Rübezahl, ob Daniel Krisp blieb den Kindern noch lange eine offene Frage, über die sie oft hin und her stritten, Peter Heiner und die Großmutter erlangten jedoch bald die Bestätigung ihrer Vermutung.

Ganz unerwartet und freudig begrüßt stellte sich in der Abenddämmerung Roberts Mutter auf der Heinerbaude ein. Sie herzte und küßte ihr Kind, daß es rührend anzusehen war und sie konnte nicht genug Dankesworte finden für die guten Leute, die sich ihres verlassenen Knaben so liebevoll angenommen hatten.

Sie bat Peter Heiner und die Großmutter um eine Unterredung ohne Zeugen; die Kinder wurden daher aus dem Zimmer geschickt.

Frau Suse Tanz, eine rüstige, stattliche Frau wischte die Thränen aus ihren Augen und sagte gefaßt:

„Wie ihr guten Leute mich hier seht, aus den Mauern des Gefängnisses wegen mangelnden Beweises meiner Schuld entlassen



Heinerbaude IV.

und inzwischen durch Brand meiner ganzen Habe beraubt, bin ich eine heimatlose Bettlerin; doch nein, betteln will ich nicht, denn ich bin noch jung und gesund und kann arbeiten. Hier aber ist mein Ruf dahin, meine Kundschaft verloren; ich gehe fort, in ein anderes Land, um dort ein neues Leben zu beginnen. Mein Kind jedoch kann ich nicht ins Ungewisse mitnehmen; auch fürchte ich — so gut, so rein, so unschuldig Robert jetzt ist — er könnte bei meinem Wanderleben verderben, ach, und er soll ein braver Mensch werden! Ihr seid gut und barmherzig, behaltet ihn, ich bitte euch! Laßt die Heinerbaude dem verwaisten Knaben eine Heimat sein! Laßt ihn unter euern Kindern, vor allem Bösen behütet, aufwachsen, er selbst wird es euch lohnen durch Liebe und Gehorsam und ich will mir jeden Pfennig vom Munde absparen und mit allen Kräften arbeiten, um euch die Kosten zu ersetzen!"

„Das ist nicht nötig, Frau Suse" unterbrach sie Peter. „Wir haben den Jungen lieb und behalten ihn gern, wir verlangen kein Kostgeld!"

„Er wird wie unsre eigenen Kinder behandelt werden! Ihr mögt frohen Herzens euern Wanderstab aufnehmen!" setzte die Großmutter hinzu.

„Ihr guten Herzen, wie kann ich euch danken? Ihr wißt nicht, welche schwere Last ihr von mir nehmt, denn wie schwer es mir auch ist, mich für lange Zeit von meinem Kinde zn trennen, schwerer wäre es mir noch, diesen Engel auf meine dunklen Pfade zu reißen.

Daß meine Hütte mit allem, was darin war, niederbrannte, muß ich als eine Strafe Gottes ansehen, zur rechten Zeit über mich verhängt, um mich zur Umkehr zu lenken. Ich selbst habe nichts Unrechtes gethan — der Gedanke an Robert hat mich stets davor bewahrt — aber ich habe gelitten, daß mein Vater mir Geld und Gut ins Haus brachte, das oft wohl nicht ganz redlich erworben war. Ich habe nicht nach dem Woher gefragt, sondern habe es genommen um Roberts willen. Das unschuldige Kind aber wußte nichts davon; wußte nicht, wie reich es damals war, noch daß sein Großvater der Daniel Krisp ist. Nur Nachts kam mein Vater und trug dem Enkelkinde alles, was er übrig hatte, zu, und nur im Schlaf in seinem Bettchen hat er Robert gesehen. Nun hat das Feuer Roberts Erbteil vernichtet, denn ich habe in der Asche meiner Hütte vergeblich nach einem Rest gesucht. Ich will auch nicht darum klagen, denn ich hatte immer gefürchtet, dies unrechte Gut könne meinem Kinde nicht gedeihen. Arm und bloß kommt er zu euch, aber rein und unschuldig! Macht aus ihm einen redlichen Menschen; ihr könnt es besser als ich! Und auch ich will mich halten, daß ich einst mit Freuden meinen Sohn wiedersehen darf."

Als die Kinder erfuhren, daß Frau Suse Tanz Robert nicht mitnehme, sondern ihn einstweilen auf der Heinerbaude lassen würde, jubelten sie laut. Auch Robert war glücklich darüber, wenn ihm auch der Abschied von der Mutter schwer ward.

Die Heinerbaude ward eine echte, rechte Heimat für ihn und er lohnte es ihr durch sich selbst.

Des Felsenburgers Töchterlein.

(Eine Erzählung aus alter Zeit von K. Thoring.)

(Fortsetzung.)

Schon von ferne hörte er Geschrei und Waffengeklirr. „Es ist zu spät," stöhnte er und lief immer schneller. Auf dem Burghofe stand sein Oheim mit vielen Gewappneten, die Leute des Felsenburgers lagen teils verwundet, teils gefesselt umher, von Irmenfriede war nichts zu sehen. „Wo ist Irmenfriede, Ohm!" schrie er, auf diesen zustürzend. „Die ist wohlverwahrt; ich sorge jetzt für das feine Töchterlein des Felsenburgers und für seinen Goldschatz; du aber gehst heim in die Kammer, wo du hingehörst," herrschte er ihn an und befahl zwei Knechten, ihn nach Neuberg zurückzubringen. Kein Sträuben half, die Knechte bezwangen leicht den armen, vom Laufen ermüdeten Knaben. — Inzwischen war Heinz ohne Aufenthalt, — er wußte, welchen Weg der Ritter ziehen wollte — dahingejagt und hatte schon gegen Morgen die zuletztreitenden Knechte des Ritters von Felsenburg, der zur Nacht einen längeren Aufenthalt in der Burg eines befreundeten Ritters gemacht hatte, eingeholt. Lautlos sank er zusammen, erschöpft vom langen Reiten, und die Knechte, die ihn wohl kannten, brachten ihn verwundert und besorgt zu ihrem Führer. Aber man mußte ihm erst etwas Wein einflößen, ehe er erzählen konnte, was geschehen. Entsetzen ergriff alle, als sie das hörten, und sofort wurden die Rosse gewendet, um zurück zu jagen. Doch Heinz konnten sie nicht wieder mitnehmen, er war zu sehr erschöpft; deshalb wurde ein Knecht bei ihm zurückgelassen, der ihn in das nahe gelegene Kloster Elsenried, dessen Abt dem Ritter befreundet war, bringen sollte; dort war er gut aufgehoben. Dann ging es fort, und ehe es Mittag war, kamen sie zur Burg. Sie lag äußerlich unversehrt, aber im Burghofe sah man die Spuren des Kampfes, und kein Knecht, keine Magd, kein Roß war zu sehen und nichts, gar nichts von Irmenfriede. Da jagten sie nach Neuberg und in wenig Stunden war die Burg des räuberischen Schloßherrn gestürmt, die Knechte und Mägde befreit,

die Rosse wieder genommen, und die beiden Ritter standen einander gegenüber. „Wo ist mein Kind?“ donnerte der Felsenburger. „Sucht sie euch,“ rief höhnisch der andere, „ins Kloster habe ich sie gebracht, da ist sie sicherer aufgehoben, scheint mir, als auf eurer unbezwingbaren Burg.“ „Gebt mir mein Kind heraus!“ rief der unglückliche Vater; „ich biete euch 1000 Goldgulden als Lösegeld.“ Da schwankte der böse Ritter von Neuberg wohl einen Augenblick, denn er liebte das Gold, aber es machte ihm noch mehr Freude, seinen Feind zu quälen, und so sagte er: „Nein, sucht sie euch nur.“ „Dann behalte ich euern Heinz, bis ihr mir Irmenfriede wiedergebt, er ist in meiner Hand.“ „Behaltet ihn immerhin, es wird doch nur ein Klostergelehrter aus ihm.“ Da blieb denn nichts übrig, als das ganze Schloß zu durchsuchen; alle Thüren wurden aufgebrochen, alle Kammern, alle Gewölbe durchsucht — Irmenfriede war nirgends. Aus einer der verschlossenen Kammern stürzte dem unglücklichen, suchenden Vater Dietz entgegen: „Ich konnte sie nicht schützen,“ rief er laut schluchzend. „Ich weiß es, mein Knabe, gräme dich nicht, wir werden sie schon finden, er muß sie schließlich herausgeben, ich reite zum Kaiser; Heinz ist in Sicherheit,“ flüsterte er ihm noch zu. Die Sieger ritten zurück zur Felsenburg, und während die Knappen alle Spuren des Überfalls zu beseitigen bestrebt waren, machte sich der Ritter von Felsenburg mit einigen Reisigen auf und suchte tagelang in allen näheren und ferneren Klöstern nach seiner Irmenfriede. Da er sie nicht fand, zog er zum Kaiser, um mit dessen Hülfe, sei es durch Gewalt oder Rechtsspruch, den Neuberger zur Herausgabe des Kindes zu zwingen. Er hoffte sicher darauf, aber es konnte lange währen, und wie mochte es seinem armen Töchterlein während dessen ergehen?

Inzwischen saß Dietz trübselig auf Neuberg, man ließ ihm in der Burg volle Freiheit, aber sobald er sich hinauswagte, wurde er wie ein Gefangener zurückgebracht, und die Knappen wagten trotz ihrer Liebe zum blonden Dietz nicht, dem strengen Befehle des Burgherrn sich zu widersetzen. So saß der arme Knabe denn Tag um Tag in der Kammer und grübelte und sann, wohin der Oheim wohl das Mädchen gebracht haben könnte. Er grämte und härmte sich so sehr, daß selbst der Kaplan Mitleid mit ihm fühlte und ihm vorschlug, zur Zerstreuung Latein zu lernen; doch er wies es trübe zurück, Latein konnte ihm ja nicht helfen, Irmenfriede zu finden und zu befreien. Auch des Nachts lag er oft wachend auf seinem Lager und manchmal ging er in der Stille der Nacht hinunter in die matt erleuchtete Burgkapelle, kniete vor dem Altarbild mit dem Christuskind und der heiligen Maria nieder und betete, daß sie ihm doch helfen möchten, Irmenfriede zu finden; er habe ja versprochen,

sie zu beschützen. Einst ging er sogar zum Kaplan und bat ganz demütig, er möchte ihn doch einige lateinische Gebete lehren; vielleicht hilft es doch mehr, wenn ich lateinisch bete, dachte er bei sich. —

Ungefähr zehn Tage nach Irmenfriedes Verschwinden ging er auch gegen Mitternacht in die Kapelle hinunter und betete vor dem Altarbild. Da hörte er plötzlich Fußtritte schallen; schnell legte er sich flach auf die Erde und kroch so weit als möglich unter die Altardecke, die ihn auch halb versteckte; außerdem war es ziemlich dunkel, und der durch die Kapelle schreitende Mann schien auch gar keine Störung zu fürchten, sondern schritt ruhig, ohne sich umzusehen, auf ein Heiligenbild zu, auf dessen Rand er an einer Stelle drückte, worauf sich das Bild zur Seite bewegte, und er dahinter verschwand. Dietz hatte erstaunt und aufs äußerste gespannt gelauscht; der hinter dem Heiligenbilde Verschwundene war sein Oheim gewesen, und sonderbarerweise hatte er ein Körbchen mit Lebensmitteln in der Hand gehabt. Sein Herz schlug heftig vor Erwartung und Hoffen, aber vor allem schlüpfte er geräuschlos hinter eine Säule, um sicherer verborgen zu sein, wenn der Ohm zurückkäme. Er kam und schritt ruhig wieder zur Kapelle hinaus; schnell und leise sprang nun Dietz zu dem Heiligenbild und drückte an der Stelle, die er sich wohl gemerkt hatte; es bewegte sich zur Seite, und er stand vor einem halberleuchteten, ganz engen, düstern Gelaß, in dem auf einer Holzbank, den Kopf traurig in die Hand gestützt, Irmenfriede saß. „Dietz," schrie sie auf, „Dietz, mein guter Dietz, ach, endlich kommst du, es ist so einsam und schaurig hier!"

(Schluß folgt.)



Ein Pfahlbaudorf.

Der griechische Geschichtsschreiber Herodot, welcher um das Jahr 408 v. Chr. starb, schreibt in seinem Geschichtswerke einmal: „Diejenigen Päonier, welche auf dem See Prasias in Makedonien auf Pfahlbauten leben, rammen bei der ersten Anlage Pfähle in den Grund und befestigen die darüber gelegten Dielen an einander. Eine einzige schmale Brücke führt vom Ufer her auf das Gerüst. Auf demselben hat ein jeglicher eine Hütte zur Wohnung, in der eine Fallthüre durch die Dielen abwärts in den See führt. Damit die Kinder nicht ins Wasser fallen, werden sie am Fuße mit einem Stricke angebunden. Fische fangen sie, indem sie einen Korb an einem Stricke durch die Fallthüre in den See hinunterlassen. Nach kurzer Zeit ziehen sie denselben mit Fischen gefüllt herauf."



Andere alte Schriftsteller erwähnen solche Ansiedelungen am schwarzen Meere und in Syrien, und ebenso findet man Dörfer auf Pfählen im See erbaut auch heute noch bei wilden Völkern, z. B. in Neuguinea, auf den Sundainseln, in Hinterindien, in Innerafrika und bei verschiedenen Völkerschaften in Südamerika.

Auch in Deutschland und in der Schweiz hat es in grauer Vorzeit derartige Pfahlbauten gegeben. Zuerst entdeckte man Überreste derselben im Jahre 1853 im Züricher See. Als man einmal darauf aufmerksam geworden war, fand man ähnliche Überreste bald in anderen Schweizer Seen, in den bayrischen und österreichischen Alpenseen, in den Seen Oberitaliens, und endlich auch in denen von Mecklenburg und Pommern.

Die Menschen legten solche Wohnungen wohl an, um besseren Schutz vor Feinden zu haben, mochten das nun Menschen oder wilde Tiere sein. Wie lange dergleichen Ansiedelungen gebaut und bewohnt worden sind, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Wahrscheinlich fand ein allmähliches und friedliches Verlassen derselben statt, nachdem die Verhältnisse ein Wohnen auf dem trockenen Lande wünschenswerter gemacht hatten. In Deutschland waren sie wohl schon verlassen, als die Römer in das deutsche Land eindrangen, wenigstens wissen die römischen Geschichtsschreiber Cäsar und Tacitus, denen wir die ersten ausführlichen Nachrichten über Deutschland verdanken, nichts von ihnen zu erzählen.

Durch die Überreste, die in den Seegrund gesunken sind, wenn ein Pfahlbau durch menschliche Gewalt oder durch Feuer zerstört wurde, und die in unserer Zeit durch Ausgrabungen wieder an das Tageslicht gefördert wurden, sind wir in den Stand gesetzt, uns ein Bild von dem Leben der Menschen in solchen Wohnstätten zu machen, und so wollen wir denn hier erzählen, was wir davon wissen, und so durch das Wort ergänzen, was uns der Maler unseres heutigen Bildes mit Farben vor Augen gestellt hat.

Die Pfähle, welche zuerst die Aufmerksamkeit unserer Zeiten auf jene Reste der Urzeit gelenkt haben, bestehen aus den gewöhnlichen Holzarten. Wir finden da Tannen-, Buchen-, Eichen-, Ulmenstämme, auch Stämme des wilden Apfelbaumes. Zugespitzt sind dieselben entweder mit Hilfe von Steinmeiseln oder indem man das eine Ende ankohlte und dann das Verkohlte abrieb, wie man z. B. an einem Streichhölzchen sehr bequem eine Spitze herstellen kann.

Oft standen Tausende solcher Pfähle nebeneinander, unregelmäßig verteilt, je nach der Last, die sie tragen sollten.

Die äußere Pfahlreihe war dicht mit Zweigen durchflochten, deren Gebinde rings um das Pfahlwerk eine gegen die Wellen schützende Wand schuf. Auf den Pfählen aber ruhte ein Rost von

armdicken Stämmen und starken Brettern, die mit Holznägeln befestigt waren.

Durch die Lücken dieses Balkenlagers fiel manches Gerät hinab und versank in den Seegrund, um nach Jahrtausenden wieder aufgefunden zu werden und Zeugnis abzulegen. Töpfe wurden durch die Lücken an Seilen hinabgelassen, wenn man Wasser schöpfen wollte, der Rest der geschlachteten Tiere und der Speisen ward durch dieselben den Fischen zugeworfen.

Die Gerüste waren dann durch Brücken, die man leicht wieder wegnehmen konnte, mit dem Ufer verbunden. Auf dem Unterbaue aber standen die Wohnhäuser. Diese waren aus Holz gezimmert und mit Flechtwerk eingekleidet, über welchem ein Lehmüberzug angebracht wurde, um Wind und Wetter möglichst abzuhalten. Der Zimmerboden wurde mit einer Mischung von Lehm und kleinen Kieselsteinen, sogenanntem Estrich, einige Centimeter hoch belegt, um die Feuchtigkeit von unten abzuhalten. Das Dach bildeten Baumrinde, Stroh, Reisig, Moos. Oft standen mehr als hundert solcher Häuser auf der gleichen Pfahlbauunterlage.

Im Innern des Hauses ist der Herd, eine Steinplatte. An dem Feuer stehen Thontöpfe, in denen Getreidebrei oder große Gerstenklöße. Daneben liegen Feuersteine und Feuerschwamm. Dann finden wir dort steinerne Kornquetschen, die das Getreide enthülsen, zwei schwere abgerundete Reibsteine, die dasselbe zermalmen sollen.

Das Lager für die Nacht ist aus Stroh, Binsen oder Moos gebildet. An den Wänden hängen Stricke von Pflanzenbast oder Hanf, große Bündel gesponnener Fäden. Gespinste aus Flachs oder Hanf, wie Kleider, Decken 2c. liegen umher, kunstreiche Geflechte aus Stroh oder biegsamen Zweigen fehlen ebenfalls nicht.

Das Haus- und Arbeitsgerät ist einfach. Große Steinäxte sind die Hauptstücke; dann Sägen aus scharfgezahnten, glatten Feuersteinstücken bestehend, die mit Erdpech im Holze befestigt sind, Schleifsteine, kleine Meißel und spitzige Instrumente aus Knochen. Dann treffen wir Reusen und Netze, aus Seegras und Binsen verfertigt, Spindeln und steinerne Spinnwirtel.

Der eigentliche Hausrat besteht aus Thongeschirr. Dasselbe ist zuweilen mit Buckeln und Eindrücken verziert, bisweilen auch bunt bemalt oder auch mit zickzackartigen Streifen geschmückt. Daneben stehen Holzgefäße, aus Ahorn- oder Eichenholz geschnitzt, und geflochtene Körbe.

An einem besonderen Orte gewahren wir die Waffen der Hausbewohner. Pfeilspitzen und Dolche sind aus den ungeheuren Zähnen des Wildschweins oder aus dem Geweih des Hirsches hergestellt, Keulen aus knorrigen Baumästen mit der Steinaxt zurechtgehauen, Bogen aus Eibenholz geschnitzt, Spieße aus Eschenholz.



Pfahlbaudorf.

An einer weiteren Stelle finden wir einen Vorrat von Lebensmitteln aufgehäuft: die Körner der zweizeiligen Gerste, der am frühesten gebauten Kornfrucht, auch Weizen. Brot findet sich nicht. Zerschnittene und gedörrte Äpfel und Birnen treffen wir in Menge an, auch Eicheln, Bucheln und Haselnüsse. Viele Haselnüsse sind wie eine Menge bunter Schneckenhäuser von zwei Seiten angebohrt, um als Schmuck aufgereiht werden zu können.

In Felle und rohe Gespinste gekleidet hausten unsere Vorfahren in solcher Umgebung. Vergegenwärtigen wir uns einmal ihr Leben während eines Tages.

Es ist Morgen, die Sonne ist über den dunkeln Gipfeln des Waldes emporgestiegen und beleuchtet hell die Wasseransiedelung. Am Herde haben die Frauen den Gerstenbrei bereitet, die Männer haben das Fleisch zerlegt. Das Mahl ist vorüber. Die Frauen zerreiben Getreide zwischen den Mahlsteinen oder sitzen vor der Thüre und flechten Netze, spinnen Garn oder sticken Felle aneinander, die als Kleidung dienen sollen. Vor anderen Häusern sehen wir die Künstler des Stammes. Die Männer sind hier Meister der Töpferei. Aus dem neben ihnen liegenden Thone formen sie mit der Hand verschiedene Gefäße, drücken mit den Fingern die Buckeln zurecht und ritzen mit Stäbchen Zierate in die geglättete Fläche.

Nicht weit davon arbeiten andere. Sie bereiten Waffen und Jagdgeräte. Es ist mühevoll genug, mit dem Feuerstein Horn, Knochen und Stein zu bearbeiten; hier werden Steinkeile in den Hornschaft eingesetzt, dort werden Löcher in die Hauer des Ebers gemeißelt.

Auf dem Stege, der ans Land führt, sehen wir Männer, die zur Jagd ziehen, Halberwachsene folgen ihnen, Hunde begleiten sie. An der Seite hängt ihnen die Steinaxt oder ein Bündel Pfeile, in der Hand tragen sie den Knotenspieß oder den Bogen. In dem nahen Jagdbezirke werden sie Hirschen und Rehen, Füchsen, Hasen und Eichhörnchen nachstellen, oder sie wollen nach den Gruben schauen, die sie künstlich angelegt haben, um große Tiere zu fangen, die ihre schwachen Waffen sonst nicht bewältigen können. Sind aber die Auerochsen, Elentiere, Wildschweine ꝛc. in der Grube, so kann die Steinaxt sie töten.

Knaben folgen ihnen, die zum Vogelfang ausziehen. Jetzt schreiten sie alle durch die Umzäumung am Lande, wo das Vieh aus den Hürden getrieben wird. Rind, Schaf, Ziege, ja selbst das Schwein treffen wir hier, aber die Zahl der Tiere ist nicht groß. Das Pferd dient dem Menschen noch nicht mit Brust und Nacken.

Vor dem Zaune ist der Wald gerodet; dort finden wir Weideplätze und Felder. Da wächst Gerste und Weizen, auch Hanf und

Flachs. Üppig gedeiht alles in dem nur leichthin aufgeritzten Boden. Am Rande des Waldes, fern von den leicht brennbaren Behausungen, sitzen etliche Gestalten um ein hellflackerndes Feuer; sie härten die Thongefäße, deren Bildung vollendet ist.

An den Ufern lauern einige der Fischotter oder dem Biber auf; mitten auf dem Wasser haben andere die Netze nach Fischen ausgeworfen, und auf Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen, sind sie hinausgerudert.

So ungefähr gestaltete sich das Leben der Menschen, welche die Pfahlbauten bewohnten.

Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Durch die kleinen Ausflüge war Peters Durst nach Neuem geweckt worden, sein lebhafter Geist suchte nach Nahrung; sein Heimatdorf aber und dessen ganze Umgebung konnte ihm diese nicht gewähren; da kannte er jedes Häuschen von außen und innen, jeden Baum, jeden Strauch und jeden Stein. Da schaute er sich denn wohl einmal den Himmel etwas genauer an und war ganz überrascht von dem wunderbaren Farbenspiel, das sich da beständig vollzog, von dem ersten Tagesgrauen an bis zum Sonnenniedergang; dann fielen ihm die vielgestaltigen, oft recht wunderlichen Wolkenbilder auf, aus denen seine stets rege Phantasie sich Gebirge, Städte, Tiere und ganze Landschaften schuf. Er hatte an diesen Gebilden eine unendliche Freude, wenn er einsam die Schafe und Rinder seines Vaters hütete; aber es verlangte ihn schließlich doch, etwas mehr von der Welt zu wissen, und das konnte er vorderhand nur durch Bücher erfahren. Er suchte also sich deren zu verschaffen, und man vertraute sie ihm gern an, weil man wußte, daß er sie nie in irgend einer Weise beschädigte; dazu hatte er einen viel zu großen Respekt vor den Büchern selbst und vor fremdem Eigentum.

Sobald er denn seine Herde ruhig weiden sah, setzte er sich auf einen Stein, zog sein Buch aus der Tasche und fing begierig an zu lesen von den Wundern der Welt: vom Meer und was darinnen ist, von fremden Erdteilen mit ihren Bergen und Strömen, von Städten und ihren Merkwürdigkeiten. Besonders gern las er von der großen Kaiserstadt Wien mit ihrem hohen Stefansturm, auch von deren Belagerung durch die Türken in den Jahren 1529

und 1683. Vor allem aber liebte er es, von dem guten Kaiser Joseph II. zu lesen, und er gewann diesen leutseligen Fürsten, der so besorgt um das Wohl seines Volkes war, so lieb, daß er beschloß, denselben in Wien aufzusuchen. Es ließ ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr; in einem oder zwei Tagen vermeinte er den Weg dahin zurücklegen zu können — natürlich zu Fuß — und Geld hatte er ja auch, hatte er doch erst kürzlich sein Lämmchen verkauft!

Seine Eltern freilich wollten zu diesem abenteuerlichen Vorhaben zuerst ihre Einwilligung nicht geben; erst als er versprach, nach seiner Rückkehr recht brav arbeiten und auf dem Wege dahin in der Wallfahrtskirche zu Maria-Schutz ein Gebet verrichten zu wollen, erlaubten sie es ihm. War das eine Freude!

Noch an demselben Tage machte sich der jetzt zwölfjährige kleine Bursche auf zu der weiten Wanderung nach Wien, um seinen guten Kaiser Joseph zu besuchen. Mit dem Bündel, in welches die vorsorgliche Mutter einige Lebensmittel gepackt, in der einen, und dem Wanderstab in der andern Hand verließ er das elterliche Haus.

Zuerst ging die Sache ganz gut, er kam durch bekannte Gegenden und wurde bei einem Bauer, der mit seinem Vater zuweilen im Viehhandel Geschäfte gemacht hatte, zur Nachtherberge aufgenommen, d. h. der Bauer erlaubte ihm, im Stalle zu schlafen. Früh in der Morgendämmerung des nächsten Tages machte sich unser kleiner Wanderer schon wieder auf den Weg; wohlgemut und gestärkt durch einen gesunden Schlaf durchschritt er die nächsten Dörfer. Freilich, als er diesmal an die Semmeringbahn kam, bedauerte er, den Paten jetzt nicht bei sich zu haben, denn dieser wäre gewiß wieder mit ihm im Dampfwagen gefahren, allein aber getraute er sich's doch nicht; auch möchte sein kleiner Schatz von dem Verkauf seines Lammes so weit nicht gereicht haben. Bald kam er in eine Gegend, die ihm gänzlich unbekannt war; eine weite Ebene lag vor ihm ausgebreitet, unser Waldbauernbub fühlte sich hier ganz fremd, und es begann ihm ein wenig bange ums Herz zu werden. Eben hatte er, seinem Versprechen getreu, in Maria-Schutz seine Andacht verrichtet und sich unter einer großen Linde niedergesetzt, da wurde es ihm so weh- und leidmütig zu Sinne, daß er fast wieder umgekehrt und der Waldheimat zugewandert wäre, wenn ihm die schöne Kaiserstadt und darin der gute Kaiser Joseph nicht allzu sehr am Herzen gelegen hätten. So wanderte er denn weiter und weiter durch Städtchen und Dörfer. Am Mittag stellte sich ein herzhafter Hunger bei ihm ein; um nun seine kleine Börse nicht zu stark anzugreifen, ehe er nach Wien käme, lud er sich in einem Bauernhause zu Gast und erhielt Sauerkraut vorgesetzt, das ihm zwar recht gut schmeckte, denn verwöhnt war er von Haus aus nicht, aber doch den Wunsch

in ihm erregte, daß Speckknödeln dabei sein möchten. „Vielleicht," so dachte er, „bekomme ich die im nächsten Hause." Allein als er da vorsprach, erhielt er wieder Sauerkraut ohne Knödeln; er hatte es schlimm getroffen, vermutlich war gerade Sauerkrauttag bei den Leuten. Er aß auch dies Gericht noch, doch mundete es ihm schon nicht mehr so gut wie das erste, indessen tröstete er sich mit dem dritten Hause; da aber kam er noch schlimmer an, denn der Hausherr wies ihm schimpfend die Thüre. Sauerkraut hatte er nun genug, und der Appetit war ihm nach solchen Erfahrungen vorerst auch vergangen, darum setzte er seinen Stab wieder weiter.

Heute aber ging es mit dem Marschieren schon weit weniger gut; es war heiß und die schweren Schuhe drückten den armen Jungen, der gewöhnt war, meist barfüßig zu laufen. Aber weiter, immer weiter schritt er; endlich mußte er ja doch den hohen Stefansturm, das weithin sichtbare Wahrzeichen der österreichischen Kaiserstadt, erblicken. Ach, das hätte er nicht gedacht, daß diese so entfernt von seiner Heimat sei. Schon nahte die Nacht, und er war vorerst zweifelhaft, ob er noch einmal unterwegs einkehren oder aber seine Wanderung fortsetzen und Wien noch an diesem Tage zu erreichen suchen sollte; doch entschied er sich schließlich für das Letztere, da Wien seiner Meinung nach gewiß nicht mehr weit sein konnte. Daß er einen großen finsteren Wald zu durchschreiten habe, wußte er nicht, nun er ihn aber einmal betreten hatte, mußte er auch durchzukommen suchen, denn im Walde war kein Dorf und kein Bauernhaus, wo man nächtigen konnte. Als er so durch den finstern Wald in stiller Nacht dahinschritt, dachte er an alle Mord- und Räubergeschichten, die man ihm erzählt hatte, und es wurde dem armen kleinen Burschen, der so mutig die weite Fußwanderung unternommen hatte, doch ein wenig bange ums Herz. Ein anderer hätte sich jetzt vielleicht hingesetzt und geweint oder um Hülfe geschrien in seiner Angst. Peter aber war klüger, er begnügte sich damit, so still als möglich zu sein und leise aufzutreten.

Endlich, endlich bemerkte er eine Menge kleiner Lichter, der Wald war zu Ende und statt der Bäume sah er nun die Umrisse von Türmen und Häusern. Das mußte sicherlich Wien sein. In der That sah hier, als er näher kam, alles sehr städtisch aus und für unsern Waldbauernbuben waren die hübschen Läden und die Straßenbeleuchtung schon lauter Wunder.

Doch war es schon zu spät und er selbst zu müde, um heute noch mit Umschauen sich lange zu verweilen, er mußte suchen, eine Nachtherberge zu bekommen. Er trat darum in ein Wirtshaus ein und fragte bescheiden an, ob er hier übernachten könne. Der Wirt, der sich an dem kleinen Bauernbuben keinen Zehrgast versprach, wies

ihn hartherzig ab; seine Frau jedoch, die menschenfreundlicher war, erbarmte sich des armen, müden Bürschleins und befahl dem Hausknecht, ihm irgend ein Eckchen zum Übernachten anzuweisen. Der Hausknecht übergab seinen Auftrag einer Magd und diese wieder dem Stallknecht, der ihm dann endlich ein Lagerplätzchen bei den Pferden einräumte und sein Nachtessen mit ihm teilte.

Des anderen Morgens frühe, nachdem Peter sich angekleidet hatte, wollte er sich die Stadt Wien besehen, doch ehe er ging, fragte er seinen eigentlichen Wirt, den Stallknecht, was er für sein Nachtquartier zu bezahlen habe. Dieser lachte und wollte nichts annehmen, allein unser kleiner Mann hatte Ehrgefühl, er wollte nichts umsonst von einem, dem er die Gastfreundschaft nicht erwidern konnte; so legte er denn ein kleines Geldstück neben des Knechtes Tabaksbeutel. Dann erkundigte er sich, was er in Wien zuerst beginnen solle, denn er wollte die kurze Zeit seines Aufenthalts in der großen Stadt möglichst ausnützen.

Als der Stallknecht nun merkte, daß der Knabe meine, er befinde sich in Wien, lachte er überlaut und teilte ihm mit, daß er erst in Wiener-Neustadt sei und noch eine starke Tagereise bis zur Kaiserstadt vor sich habe. Das war kein kleiner Schreck für unsern kleinen Reisenden. Noch eine ganze Tagereise, und draußen rieselte der Nebel hernieder, daß man fast nichts vor sich sah! Aber er verlor den Mut nicht; nachdem er schon so viele Meilen hinter sich hatte, würde er auch die letzten noch überwinden, dachte er, und gegen den Nebelregen schützte ihn des Vaters Schlapphut, den er auf dem Kopfe trug. Freilich war derselbe viel zu groß, aber einen Hut mußte man doch haben, wenn man nach Wien ging, und im gegenwärtigen Falle konnte er einen Regenschirm ersetzen. Also frisch drauf los und durch Dick und Dünn!

An diesem nebligen und regnerischen Tage sah er nicht viel von der Landschaft, aber er verlor auch nichts dabei, denn die Gegend war eintönig und öde. Endlich am Nachmittag zerstreute sich der Nebel; Peter schritt rüstig aus, aber immer noch war von dem ersehnten Ziele nichts zu sehen. Die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu und die Landstraße zog sich jetzt eine sanfte Anhöhe hinauf, auf deren oberstem Punkte eine Säule stand; hinter derselben aber ragten aus der Thalmulde spitze Türme und Kuppeln auf, und je weiter Peter hinanstieg, desto mehr vermehrten sich die Formen weit ausgedehnter Gebäulichkeiten; ein wahres Häusermeer lag vor ihm, und in dessen Mitte — ja, den kannte Peter wohl aus den Beschreibungen, die er gelesen — das mußte der Stefansturm sein, und wenn es der Stefansturm war, so mußte das Häusermeer dort unten Wien, die Kaiserstadt sein. (Forts. folgt.)

Briefwechsel zweier Freunde.

15.

Stralsund, den 14. August 1888.

Lieber Paul!

Das ist eine prächtige Idee! Meine drei Briefe sind gestern schon fort. Ich habe an einen Vetter in Berlin, an den Sohn meines Onkels Wilhelm in Hamburg, den Du ja kennst, und an einen früheren Schulkameraden, der jetzt in Dresden ist, geschrieben, und ich denke, daß sie meiner Aufforderung, auch drei Briefe zu schreiben, nachkommen werden. Ich werde auch noch einige Briefe schreiben, an Adressen fehlt mir's nicht. Aber — und nun habe ich auch einmal eine Idee, und ich bin neugierig, was Du dazu sagen wirst — wollen wir unsern Plan nicht der Redaktion der Kinder-Gartenlaube mitteilen? Ich denke, sie wird sich darüber freuen. Da die Anregung aber von Dir ausgegangen ist, so würdest Du das wohl übernehmen müssen. Schreibe mir, was Du dazu meinst.

In alter Liebe

Dein Freund

Erhard Schubert.

16.

Breslau, den 16. August 1888.

Lieber Erhard!

Herrlich, herrlich! liebster Freund. Heute in aller Eile nur eine Postkarte. Deine Idee ist prächtig. Schicke mir sofort alle meine Briefe. Ich schicke dann den ganzen Briefwechsel an den Redakteur der Kinder-Gartenlaube. Vielleicht teilt dieser von unserem Plane in der Zeitung etwas mit, und das Drei-Briefe-Schreiben geht dann in vielen Orten zu gleicher Zeit los. Also bitte, umgehend meine Briefe!!!

Mit herzlichem Gruß

Dein Freund

Paul Fischer.

Nachschrift der Redaktion.

Die Briefe sind richtig eingegangen. Wir danken den beiden Freunden der Kinder-Gartenlaube für ihre lebendige Teilnahme an der Zeitschrift, teilen nicht nur ihren Plan, sondern den ganzen Briefwechsel mit, und wünschen ihnen und uns den erwarteten Erfolg.

Das Blumenspiel.

(Ein Spiel für Mädchen im Freien oder im Zimmer.)

Ein Mädchen ist Gärtnerin, zwei Mädchen sind Blumenkäuferinnen; die andern setzen sich im Halbkreis; das ist der Garten. Die Blumenkäuferinnen treten abseits. Die Gärtnerin tritt in ihren Garten und giebt jedem Mädchen leise einen Blumen-Namen. Die erste Käuferin kommt und sagt:

„Guten Tag Frau Gärtnerin, kann ich hier Blumen finden,
Rosen, Veilchen und Jasmin, um einen Kranz zu winden?"

Die Gärtnerin antwortet:

„Ja, mein Kind, die habe ich; draußen in dem Garten
Blühen rot, weiß, gelb und blau, Blumen aller Arten.
Sagen Sie nur gütigst an, womit ich Ihnen dienen kann."

Nun darf die Käuferin drei Blumen-Namen nennen. Trägt ein Mädchen den genannten Namen, so führt es die Gärtnerin herbei und sagt: „Das Gewünschte bring' ich hier." Ist der Name nicht vertreten, so antwortet die Gärtnerin: „Thut mir leid, das ist nicht hier." Hierauf geht die Käuferin mit ihren erratenen Blumen, d. h. Mädchen, ab und die zweite Käuferin erscheint, indem sie alle Worte der ersten wiederholt und von der Gärtnerin die gleiche Antwort erhält. Nach der zweiten Käuferin erscheint die erste wieder und so fort in stetem Wechsel, bis der Garten geleert ist; doch sagen die Käuferinnen jetzt nicht mehr dieselben Strophen, wie bei ihrem erstmaligen Erscheinen, sondern nur kurz: „Guten Tag, Frau Gärtnerin, dreier Blumen ich noch benötigt bin," worauf die Gärtnerin eben so kurz antwortet: „Wählen Sie sich selber aus, hier den allerschönsten Strauß." Ist der Garten geleert, so faßt die Mehrzahl der Mädchen mit ihrer Käuferin sich bei den Händen und während sie sich hüpfend im Kreis herum bewegen, singen sie fröhlich:

„Wir bilden einen schönen Kranz,
Drum hebt die Füßlein flink im Tanz.
Juheirasa, juhei! Es lebe die Gärtnerei."

Zuletzt kommt die andere Käuferin mit ihrer Minderzahl von erratenen Blumen. Diese stellen sich stumm auf ein Häufchen zusammen, neigen ganz matt und schläfrig die Köpfchen und lassen die Arme schlaff herunter hängen, während ihre Käuferin das Spiel mit den Worten schließt: „Ich hab' nur einen welken Strauß. O weh, o weh! das Spiel ist aus." Soll das Spiel von neuem beginnen, so darf diejenige Käuferin, welche die meisten Blumen erraten hat, Gärtnerin sein.

(Chr. M.)



Anagramm.

Ich war vor mehr denn tausend Jahren,
Als Karl der Große fest und stark
Das große Frankreich regierte,
Nach Süden zu des Reiches Mark.

Doch jenes Reich ging längst in Trümmer;
Es fiel mit Karl, dem mächt'gen Mann.
Ich aber zieh' und geh' noch heute
Wie ehedem dieselbe Bahn.

Siebst du den Zeichen meines Namens
In and'rer Ordnung ihren Stand,
Brauchst leider oft du mich als Fremdwort,
Um zu bezeichnen dein Gewand.

(Ludwig Prosiegel.)

Auflösung der Rätsel in Heft 4.

I. Aufgabe.

	S	A	M	
A	T	H	E	N
F	R	O	S	T
W	E	R	S	T
	U	N	E	

II. Geographisches Füllrätsel.

I	N	D	I	E	N
T	A	U	R	U	S
D	U	B	L	I	N
I	R	L	A	N	D
M	A	I	N	A	U
C	A	N	D	I	A

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5",
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlunge

Band 7. № 6.

Kinder-Gartenlaube.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Die Sterne.

Gottes Augen sind die Sterne,
Die vom Himmel seh'n herab:
Drum, mein Kind, vom rechten Wege
Deiner Pflicht weich' niemals ab!

Gottes Augen sind die Sterne,
Die dir leuchten früh und spat:
Drum, mein Kind, vertrau den Sternen
Stets auf deinem Lebenspfad!

(Ludwig Prosiegel.)



Feldmarschall Moltke.

Als im Jahre 1870 die Nachrichten von den Siegen der Deutschen in dem französischen Kriege auch nach Konstantinopel drangen, da hörte man dort vielfach ausrufen: „Aferim! Aferim! Bizim Moltke!" d. i. Bravo! Bravo! Unser Moltke!

Aber wie kamen die Türken dazu, Moltke den ihren zu nennen? Ist er nicht unser, der Deutschen Moltke? Hat er nicht im deutsch-dänischen Kriege von 1864, im deutsch-österreichischen Kriege von 1866 und im deutsch-französischen Kriege von 1870 und 1871 nach den von ihm entworfenen Plänen die deutschen Heere zum Siege geführt? Hat ihn nicht Kaiser Wilhelm I. „des Reiches Schwert" genannt?"

Das ist alles wahr und richtig, aber die Türken hatten doch auch ein Recht, Moltke den Ihren zu nennen, denn in der Türkei hat Moltke nach Vollendung seiner Lehrjahre einen Teil seiner Wanderjahre verbracht, in denen er nach guter alter deutscher Art bestrebt war, sein Wissen und Können zu vermehren, in denen er jene reichen Erfahrungen sammelte, die ihn dann befähigten, als Führer des gesamten deutschen Heeres den Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln.

Aber nicht nur darum erscheint uns der Feldmarschall Moltke so groß, weil er einer der Männer ist, denen wir des deutschen Vaterlandes jetzige Macht und Größe verdanken, nicht nur darum, weil er so Großes erreicht hat, weil er Thaten vollbracht, die in den Büchern der Geschichte fortleben werden, sondern weil er mit seinem ganzen Leben seinem Volke ein Vorbild gegeben hat, ein Vorbild, dem das jüngere Geschlecht zu seinem eigenen und zu des Vaterlandes Heile nachstreben soll.

Leicht ist es Moltke nicht geworden, die Höhe zu erklimmen, die er erreicht hat, vom Glück ist er in seiner Jugend wenig begünstigt worden. Was er erreicht hat, das ist eine Frucht seiner inneren Tüchtigkeit, seines rastlosen, unermüdeten Arbeitens an seiner eigenen Ausbildung, eine Frucht seiner Bescheidenheit, die ihn zunächst nichts für sich, sondern alles für das allgemeine Wohl erstreben

ließ, und eine Frucht jener unwandelbaren Treue, mit der er im Dienste seines Herrn stand, die ihm dann aber auch reiche Frucht von der Dankbarkeit seines Herrn eintrug.

Helmut von Moltke ist geboren am 26. Oktober 1800 in dem mecklenburgischen Städtchen Parchim. Sein Vater lebte dort als preußischer Hauptmann außer Dienst, zog aber sehr bald nach der Geburt dieses Sohnes nach dem Rittergute Gnevitz und später nach der alten Hansestadt Lübeck.

Hier in Lübeck sah Helmut von Moltke als sechsjähriger Knabe, wie die Franzosen in die Stadt eindrangeu, wie sie sengten und plünderten und auch die väterliche Wohnung verwüsteten.

Vielleicht war durch dieses Ereignis den Eltern der Aufenthalt in Lübeck verleidet. Der Vater kaufte das Gut Augustenhof bei Kiel, und so wuchs der junge Helmut in Holstein auf, das zwar als deutsches Herzogtum zu Deutschland gehörte, aber unter der Herrschaft Dänemarks stand.

Daß Helmut Soldat wurde, erschien nach den Überlieferungen der Familie selbstverständlich, und da er jetzt in Holstein wohnte, sollte er dänischer Soldat werden. Der Vater brachte ihn daher nebst dem älteren Sohne Friedrich nach Kopenhagen, wo die Brüder einem alten ausgedienten General zur Überwachung und Pflege anvertraut wurden.

Daß es ihnen hier nicht allzuwohl erging, sagt Moltke selbst, wenn er fünfzig Jahre später schreibt: „Ohne Verwandte und Bekannte brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil darüber doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzig Gute, welches diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten.“

Auch der Unterricht machte dem Knaben viel Not, da er in dänischer Sprache, die er noch keineswegs vollkommen beherrschte, erteilt ward. Aber ein Jugendgenosse berichtet aus jener Zeit über den Schüler Helmut von Moltke: „Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück; ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit beseelten ihn.“

Diese Tugenden, die der Mann später bis in sein höchstes Alter bewährt hat, halfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg und Neujahr 1818 bestand er mit gutem Erfolg die Offiziersprüfung.

Der dänischen Armee gehörte Moltke aber nur bis zum Jahre 1822 an. Als Deutscher wollte er in einem deutschen Heere und einem deutschen Fürsten dienen. Er erhielt den erbetenen Abschied und trat in das preußische Heer ein.



Der Tag. Relief von Thorwaldsen.

Hier lernte man seine Tüchtigkeit bald schätzen, seine Vorgesetzten bewunderten den jungen Lieutenant, der in den dienstfreien Stunden sich nicht der Erholung und dem Vergnügen hingab, sondern ernsten wissenschaftlichen Studien oblag. An kostspieligen Vergnügungen teilzunehmen, verbot ihm schon seine Armut. „Es ist wahrhaftig kein angenehmes Los, das eines armen Lieutenants“ schreibt er selbst fünfzig Jahre später.

Als Moltke 1835 Hauptmann geworden war, ward ihm ein sogenannter „Königsurlaub“ bewilligt, den er, um seine militärischen Kenntnisse und seine Kenntnisse von Land und Leuten zu bereichern, zu einer Reise in die Türkei benutzte.

Hier erkannte man bald auch seine außerordentliche Tüchtigkeit, und der damalige Sultan bat den preußischen König, ihm den Hauptmann Moltke auf einige Jahre zu überlassen, um mit seiner Hilfe das türkische Heer in der Weise anderer europäischer Heere ausbilden zu lassen.

Dankbar erkannten die Türken und vor allem der Sultan an, was Moltke in treuer Pflichterfüllung hier that. Als er einst vom Sultan empfangen wurde, redete ihn dieser mit den Worten an: „Dein König hat mir viele Beweise der Teilnahme und Freundschaft zukommen lassen, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Er hat mir seine Freundschaft auch neuerdings dadurch bestätigt, daß er auf meinen Wunsch einen Offizier von Deinen Talenten und Kenntnissen zu mir beurlaubt hat, um mir bei der Durchführung der von mir befohlenen militärischen Reformen zu helfen.“ Und mit Ehrenstellen und Orden belohnte der Sultan Moltkes pflichtgetreues Wirken unter oft recht schwierigen Verhältnissen.

In wie gutem Andenken die Türken Moltke behalten haben, ersahen wir schon am Anfang dieser kurzen Lebensskizze. Kein Wunder, wenn die Deutschen ihrem Moltke, für die er doch viel mehr noch gethan hat, eben so dankbar sind.

Nach seiner Rückkehr aus der Türkei stieg Moltke bald von Stufe zu Stufe, bis er endlich Chef des Generalstabes wurde und als solcher den Grund legte zu den späteren Siegen, welche Deutschland einig und stark machten. Die Geschäfte des Generalstabes bestehen nämlich während der Friedenszeit in der Sammlung und Bearbeitung eines reichen Materials zur Geschichte früherer Kriege, aus der die Offiziere für künftige Kriege lernen sollen, ferner in der Sammlung und Zusammenstellung von Nachrichten über die Einrichtungen und Veränderungen bei fremden Armeen, über die Gegenden, welche möglichenfalls die Kriegsschauplätze in künftigen Kriegen werden können, in der Sammlung, Vervollständigung und Berichtigung der vorhandenen Karten und Pläne, endlich in der

Vorbereitung aller Pläne und Maßnahmen, welche bei ausbrechendem Kriege in Wirksamkeit zu treten haben, z. B. der Pläne, wie eine Armee mit Hilfe der Eisenbahnen am schnellsten an einen bestimmten Ort der Grenze gebracht werden kann u. s. w.

Auch manche Reise hatte Moltke im Auftrage seines Königs noch zu unternehmen. So war er als Adjutant des Prinzen Heinrich längere Zeit in Rom und Italien, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den späteren Kaiser Friedrich I., begleitete er auf seinen Reisen an die Höfe von Paris und Petersburg.

Auf einer Reise durch Spanien kam Moltke einst in eine Gegend, wo er zu seinem Erstaunen Leute mit blonden Haaren fand. Es war eine Ansiedelung von Deutschen, und zwar von Schwaben, die im achtzehnten Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt worden waren. Aber dieser Anblick weckte in Moltke wehmütige Betrachtungen, denn kein einziger der Ansiedler verstand ein Wort Deutsch mehr. Da schrieb Moltke in sein Tagebuch: „Unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Mississippi und Spanier in der Sierra Morena. Ja, sie schämen sich ihres zerrissenen, ohnmächtigen Vaterlandes."

Das war 1846. Jetzt hat kein Deutscher mehr Ursache, sich seines Vaterlandes zu schämen; stolz darf er darauf sein; und daß er es darf, das verdankt er neben anderen großen Männern auch dem echten deutschen Helden Moltke.

Als Moltke im Jahre 1856 mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Paris zurückkehrte und durch das Elsaß reiste, gedachte er der Zeit, wo welsche Arglist uns Straßburg und das Elsaß raubte und keine deutsche Hand sich rührte, das Bedrängte zu schützen, das Verlorne wiederzugewinnen. Und in einem Briefe schrieb er damals: „Es war traurig, die Leute dort deutsch sprechen zu hören, und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen!"

Aber jetzt sind die Elsässer wieder deutsch, und daß sie es sind, dazu haben die beiden Reisenden von damals, der tapfere Feldherr Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Schlachtendenker und Schlachtenlenker Moltke das Beste mit gethan.

Jetzt wohnt Moltke, der achtundachtzigjährige Greis, meist auf seinem Gute Kreisau in Schlesien, körperlich und geistig noch so rüstig, wie ein zwar mühe- und arbeitsvolles, aber einfaches und mäßiges Leben einen Menschen wohl erhalten kann. Auf seinen Wunsch hat Kaiser Wilhelm II. ihn zwar von seinem Amte als Chef

des Generalstabes entbunden, er schrieb ihm: „Ich will unter keinen Umständen, daß Sie Ihre uns teuere Gesundheit überanstrengen, darum werde ich, wenn auch schweren Herzens, Ihrem Wunsche willfahren;“ aber der Kaiser bat den treuen Helden, daß er auch ferner mit den wichtigeren Angelegenheiten des Generalstabes in Verbindung bleibe und seinem Nachfolger gestatte, seinen Rat in allen Fragen von Bedeutung zu erbitten.

Kaiser Wilhelm schloß sein Schreiben, das er in dieser Angelegenheit an den Feldmarschall richtete, mit den Worten: „Einen besonderen Dank für alles, was Sie als Chef des Generalstabes der Armee gethan, in dieser Stunde in Worten auszudrücken — davon trete ich zurück. Ich kann nur auf die Geschichtsbücher der letzten fünfundzwanzig Jahre weisen und kann mit vollster Überzeugung aussprechen, daß Sie als Chef des Generalstabes der Armee in hochgeehrtestem Andenken stehen werden, so lange es einen deutschen Soldaten, ein deutsch schlagendes Herz und Soldaten-Empfindungen in der Welt giebt. In hoher Wertschätzung und Dankbarkeit Ihr König Wilhelm.“

Das deutsche Volk schließt sich diesen Worten seines Kaisers von ganzem Herzen an. Möge jedes deutsche Herz empfinden, daß es seinen Dank gegen den greisen Helden nicht besser äußern kann, als wenn es in seiner Treue gegen das Vaterland dem Vorbilde des greisen Helden folgt und auch zu seinem Wahlspruch macht, was Moltke als den seinen in das Gedenkbuch des Germanischen Museums zu Nürnberg geschrieben hat:

„Alle Zeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!“

Des Felsenburgers Töchterlein.

(Eine Erzählung aus alter Zeit von K. Thoring.)

(Schluß.)

Die beiden Kinder hielten einander umfangen und weinten. „Doch nun weine nicht mehr,“ sprach endlich Dietz, „jetzt rette ich dich; noch einen Tag halte hier aus, morgen Nacht komme ich wieder, und dann fliehen wir.“ Bis gegen Morgen blieb er bei ihr, dann stieg er leise und vorsichtig wieder in seine Kammer und überlegte, wie er die Flucht am besten bewerkstelligen könnte. Am Strick durchs Fenster, und dann durch den Burggraben, wie damals mit Heinz, konnte er mit Irmenfriede nicht ins Freie gelangen; so versuchte er am nächsten Tage, als der Thorwart ans Herdfeuer kam, um sich die

Morgensuppe zu holen, diesem aufzupassen und heimlich mit ihm zu sprechen. Er flehte und bat ihn und versprach ihm alles, was er wollte, wenn er ihn diese Nacht heimlich zur Burg hinausließe. Der Thorwart hätte es ihm wohl gern zu Gefallen gethan, doch fürchtete er sich vor dem gestrengen Herrn und sagte: „Ich kanns nicht, Jungherr, euer Oheim tötet mich, wenn ich's thu.“ Da fiel dem Dietz das letzte Hilfsmittel ein, und er sagte: „So flieht mit uns, Thorwart; ich sage es euch, der Felsenburger, zu dem wir wollen, giebt euch bessern Dienst.“ „So kommt und seid vorsichtig.“ „Um 1 Uhr,“ flüsterte Dietz noch und ging schnell fort, damit niemand sie zusammen verhandeln sähe. Den Tag über blieb er meist in seiner Kammer und suchte alles zusammen, was er zur Flucht etwa gebrauchen könnte. So mutig er war, zitterte er doch vor dem Mißlingen. Wenn der Ohm sie entdeckte? Wenn der Thorwart sich anders besonnen?

Endlich kam die Nacht. Er wartete, in dem abgelegenen Gange, der zur Kapelle führte, versteckt, bis der Oheim aus dieser zurück kam und nichts mehr von ihm zu hören war. Dann gelangte er wie gestern zu Irmenfriede. Sie erwartete ihn angstvoll, und die beiden zitternden Kinder fielen einen Augenblick betend vor dem Altarbilde nieder; dann schlichen sie hinaus in den Hofraum. Es war eine dunkle Nacht, kaum konnten sie den Thorwart, der sie schon am Burgthore erwartete, sehen, und sie erschraken heftig, als er sie anredete. Dann gingen sie schweigend über die Zugbrücke. „Wohin, Jungherr?“ flüsterte der Burgwart, der erstaunt das Mädchen betrachtet hatte, denn er hatte gemeint, nur Dietz habe fliehen wollen, um der strengen Zucht des Oheims zu entgehen. „Zu dem Kaiser ins Lager, dort ist der Felsenburger; das ist seine Tochter, und wir müssen sie ihm wiederbringen.“ Da nahm der Alte Irmenfriede ohne weiteres auf den Arm, und sie liefen, so schnell sie konnten, zur Felsenburg, um sich dort Pferde zu holen. Dann ritten sie mehrere Tage und Nächte, so wenig als möglich rastend, die einsamsten Pfade suchend und kaum imstande, sich die notdürftigste Nahrung zu verschaffen. Daß der alte Mann bei ihnen war, half ihnen sehr; sonst hätte der sie verfolgende Neuberger die Kinder wohl bald aufgefunden.

So kamen sie am vierten Tage in die Nähe des Lagers des Kaisers. Doch da brach das Pferd des Burgwarts zusammen; er selbst verletzte sich. Um aber die Kinder nicht aufzuhalten, sagte er: „Reitet allein weiter, Kinder, ihr seid bald da, und ich komme nach.“ Da ritten sie denn und kamen nach einigen Stunden zu den ersten Wachen, die sie anhielten und nicht ins Lager lassen wollten. „Wir müssen zum Ritter von Felsenburg,“ sagte Dietz. „Was müßt ihr da?“ fragte der Gewappnete. „Laßt uns durch,



Die Nacht. Relief von Thorwaldsen.

wir wollen zu ihm und dem Kaiser" rief Dietz trotzig. Doch die Wache wich keinen Fuß breit und hielt die Lanze vor. Irmenfriede, der geängstigten und von dem langen Ritte ermüdeten, standen die hellen Thränen in den Augen, und ein mitleidiger Knappe rief: „Laßt uns doch den Felsenburger holen, er wird ja sehen, ob sie zu ihm müssen." Alsbald lief er selbst hin und sagte dem Ritter, daß zwei Kinder angehalten worden seien, die zu ihm wollten. Und als er weiter berichtete, wie ermüdet und bestaubt die armen Kinder aussähen, und wie das Mädchen geweint habe, weil man sie nicht zu ihm lassen wolle, da ergriff ihn mächtig eine Ahnung, und eiligst ging er mit dem Knappen. Als er der Wache näher kam, hörte er eine trotzige Stimme mit dem Knappen schelten. „Das ist Dietz," rief er laut und lief dem verwunderten Knappen voraus, stürzte auf die Kinder zu und riß das Mädchen an sich. „Mein Kind, Irmenfriede!" schrie er auf und drückte sie an sein Herz. Und er küßte sie immer wieder und küßte den Dietz und weinte laut, so daß den rauhen Kriegern umher ganz wehmütig wurde. Dann nahm er die Kinder mit sich in sein Zelt und ließ sie nicht wieder von sich und pflegte und stärkte sie, damit sie sich wieder erholten von der langen Flucht. Und er ließ sich immer wieder erzählen, wie es alles gekommen war. Dann nahm er sie mit sich zum Kaiser und zeigte ihm freudestrahlend sein liebes, goldblondes Töchterlein und den tapfern Dietz, der es befreit und wiedergebracht hatte. Da klopfte der Kaiser dem Dietz auf die Schulter und sprach: „Du bist ein mutiger Knabe und wirst ein edler Ritter werden, der die Frauen schützt und gegen das Böse kämpft. Was machen wir mit ihm, Herr Ritter von Felsenburg?" „Er ist fortan mein Sohn!" „So soll er bei uns bleiben und im Heere dienen, und wenn er einmal ein tapferer Held geworden, mag er sich des Felsenburgers Töchterlein zum Weibe holen, er hat sie sich wahrlich schon erstritten; aber seines Oheims böse That wollen wir streng ahnden." — So blieb Dietz im Lager beim Felsenritter und wurde ein tüchtiger Ritter, während Irmenfriede in ein Kloster, wo des Kaisers Schwester Äbtissin war, gebracht und dort sicher aufgehoben und erzogen wurde, bis der Dietz sie sich holen durfte. Heinz, für den der Felsenburger auch wie für einen Sohn sorgte, sprach, als er hörte, wie alles gekommen war: „Wenn der Dietz die Irmenfriede heiratet, so bleibe ich im Kloster und lerne Latein und werde ein großer Abt." Und er ist es geworden und hat immerfort viel Freude gehabt an seinen lateinischen Büchern. Die größte Freude aber ist es ihm stets gewesen, wenn einmal sein Bruder, der Ritter Dietz, mit seinem holden Weibe Irmenfriede in seinem Kloster einkehrte.



Ein Besuch in Kopenhagen.

(Von Th. von Bibra-Speßhardt.)

Kopenhagen ist durch seine stattlichen Gebäude, seine interessanten Museen, seine das Häusermeer in erfrischender Weise unterbrechenden Park-Anlagen und in erster Linie durch seinen belebten Hafen am Öresund, wie dieser Teil der Ostsee genannt wird, eine höchst sehenswerte Stadt.

Zunächst wenden wir unsere Schritte nach Kongens-Have, einem prächtigen Parke mitten in der Stadt, dessen uralte Bäume von den längst vergangenen Zeiten früherer dänischer Könige erzählen, die im benachbarten Schlosse Rosenborg residierten.

Letzteres ist ganz aus rotem Sandsteine erbaut und mit reichen Zierraten und luftigen schlanken Türmen versehen. Ehedem soll es, ähnlich dem Schlosse, in welchem Dornröschen schlief, ganz und gar von blühenden Rosen umgeben gewesen sein. Jetzt birgt Rosenborg zwar keine Königinnen und Prinzessinnen mehr, aber doch noch deren Juwelen, denn in einem, mit doppeltem Verschluß versehenen, kleinen Gemache ruhen unter Glas und weich auf Sammt gebettet die Krone und das Scepter der dänischen Könige, sowie die Juwelen und die Krone der Königin.

Das ist eine Pracht, die man sonst nur in einem Märchen trifft, und da man in Dänemark bei dem Worte Märchen sofort an den liebenswürdigen Märchen-Erzähler Andersen denken muß, so kehren wir vom Schlosse Rosenborg in den daranstoßenden Park Kongens-Have zurück, um uns dort Andersens Standbild anzusehen.

Andersen war nicht eigentlich ein schöner Mann, aber er besaß Eigenschaften, die weit wertvoller sind, als körperliche Schönheit, nämlich einen feinen Geist und eine Herzensgüte, welche so unverkennbar aus seinen Zügen leuchtet, daß man den Mann lieb gewinnen muß, sobald man sein Bild ansieht.

Er ist in Kongens-Have mit einem halbgeöffneten Buche in der Hand dargestellt, scheinbar eben im Begriffe stehend, seinen lauschendeu Zuhörern eins seiner reizenden Märchen zu erzählen.

Gewiß kennt ihr dieselben, und so interessiert es euch auch, zu wissen, daß Andersen 1805 zu Odense, auf der von Seeland westlich gelegenen Insel Fünen geboren wurde, als der Sohn eines armen Schuhmachers. Zunächst lernte er das Schneiderhandwerk, gab es aber aus Liebe zur Dichtkunst bald auf und widmete sich dieser vollständig.

Beim Heraustreten aus dem Parke Kongens-Have und dem Thore, das zum Schlosse Rosenborg führt, nahen wir uns dem



Des Felsenburgers Töchterlein IV.

Exerzier-Platze und wir kommen eben recht, um die Garde vorübermarschieren zu sehen, welche leicht an den hohen, fast wie Bärenmützen aussehenden Kopfbedeckungen kenntlich ist. Voran schreitet mit großer Wichtigkeit ein kleiner Tambour, der nicht über dreizehn Jahre zählen kann. Das Amt des Tambours bleibt nämlich bei dem dänischen Militär dem zarten Knabenalter überlassen.

Wir halten uns nicht allzulange bei dem Militär auf, sondern setzen uns nun in die Pferdebahn, welche uns schleunigst nach Christiansborg, dem in Folge eines im Herbste 1884 stattgefundenen, großen Brandes zerstörten Königsschlosse und dem dicht dabei liegenden Thorwaldsen-Museum führen soll.

Von der ehemaligen Pracht, welche Christiansborg von außen und innen umgab, ist nichts zu sehen, als ausgebrannte Mauern, welche uns öde anstarren. Schlüpfen wir also rasch an ihnen vorüber in das Thorwaldsen-Museum, in dem durch die zahllosen Kunstschätze reiches Leben herrscht.

Ihr kennt gewiß die reizenden Reliefs von Thorwaldsen, welche Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter allegorisch darstellen? Oder doch seine beiden in Deutschland am meisten verbreiteten Schöpfungen: den **Tag**, einen Engel in holder, jungfräulicher Gestalt, welcher Blumen streut, und zu dessen beglückender Beschäftigung ein kleiner Amor mit der Fackel leuchtet, und dazu als Gegenstück die **Nacht**, welche sorgsam und liebevoll im rechten Arme ein schlafendes Kind trägt, während die Linke einen soeben von der Erde zu Gott entflohenen, kleinen Engel hält. Als Attribut der Finsternis flattert eine Eule dicht hinter ihr.

Wollt Ihr Näheres über den Lebenslauf des großen Bildhauers hören, so kann ich euch erzählen, daß Albert Thorwaldsen 1770 geboren wurde und zwar, als seine Mutter eben auf einer Seereise von Island nach Kopenhagen sich befand. In der dänischen Hauptstadt lebte sein Vater als Schiffsbildhauer, und schon frühzeitig half ihm der Knabe an den Schnitzereien. Mit 17 Jahren besuchte Albert die Akademie und erhielt bei jeder Wettbewerbung den Preis, wodurch er rasch ein Liebling des Direktors Abildgaard wurde. Später ging er nach Italien, um dort sein Talent vollständig auszubilden. Letzteres gelang so über Erwarten, daß er schon nach Ablauf weniger Jahre als Meister überall gefeiert wurde und daß er Bestellungen auf Bestellungen erhielt. Öfters kehrte er auf kürzere oder längere Zeit nach Kopenhagen zurück, wo er 1844 plötzlich starb. Sein Grab birgt der innere Hof des Museums, so daß er also mitten unter seinen Schöpfungen ruht. Letztere sind in verschiedenen Stockwerken und in einer ganzen Reihe von Sälen aufgestellt, und man durchwandert diese nicht allein mit Bewunderung

vor einem solchen gottbegnadeten Genius, sondern auch mit Hochachtung vor der Willenskraft des Meisters, da uns für dessen so außerordentlich zahlreiche Werke ein Menschenleben fast zu kurz erscheinen will.

Wir verweilten so lange im Thorwaldsen-Museum, daß es bereits dunkelt und wir durch abermalige Benutzung der Pferdebahn gerade recht nach Tivoli, dem volkstümlichen Vergnügungsorte der Kopenhagener kommen und dasselbe recht in seinem Glanze sehen können.

Sowie wir durch das große Eingangsthor eingetreten, hören wir Musik, und eine Fülle von Licht strömt blendend uns entgegen. Letzteres strahlt durch Laubgänge aus unzähligen kleinen, bunten Lampen, welche sich zauberhaft in den weiten Parkanlagen des großen Platzes ausnehmen. Hier treiben Seiltänzer ihr Wesen, dort wird ein Karussell durch Dampf getrieben und ladet euch ein, eine Gondel zu besteigen, die nach dem Takte eines von dem berühmten dänischen Tanzkomponisten Lumbye komponierten Walzers sich artig hin und herwiegt.

Habt ihr euch genug schaukeln lassen, so lasset uns weiter wandern, denn Tivoli bietet des Wunderbaren noch weit mehr.

Seht dort, hinter jenen dunkeln Bäumen steigt feenhaft ein orientalischer Bazar empor, aus mehr denn tausend bunten Lämpchen künstlerisch zusammengestellt, und weiter hin führen immer wechselnde und in allen Farben spielende, hellglitzernde Laubgänge zu einem Krystallpalast, in dem soeben ein rauschendes Konzert beginnt. Dicht daneben ist eine gute Restauration, wo ihr euch bei den Klängen der Musik erst erfrischen sollt, bevor wir zum Harlekin-Theater gehen, um uns dort an den tollen Sprüngen und Possen des Herrn Pierrot zu belustigen und damit für heute unsere Wanderung durch Kopenhagen zu beschließen.



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Und so war's auch. Der kleine ausdauernde Fußgänger — der zwölfjährige Knabe hatte in einer Fußwanderung von 3½ Tagen endlich sein Ziel erreicht.

Jetzt hatte er sich auf die steinernen Stufen der Säule gesetzt, die auf der Anhöhe stand, und betrachtete bei den letzten Strahlen

der Abendsonne die mächtige Stadt zu seinen Füßen. Diese hatte er sich denn freilich in seinem kindlichen Sinne viel märchenhafter vorgestellt. Flugs reinigte er nun seinen Anzug, um in der Kaiserstadt auch anständig zu erscheinen, und stieg dann hinab.

Von außen hatte die Stadt allerdings grau und verworren ausgesehen, als er aber hinein kam, da ward er fast zur Bildsäule vor Erstaunen über diese Märchenpracht; er sah hier Dinge, von denen er in seiner Waldeinsamkeit keine Ahnung gehabt hatte; dazu kam noch das ihm ungewöhnte Menschengewühl und der Straßenlärm, was alles einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. Er durchschritt trotz seiner langen Wanderung an diesem Tage noch eine Masse von Straßen und Plätzen und fand des Verwunderns kein Ende.

Auf seiner nächtlichen Umschau kam er auch an ein riesiges Gebäude, dessen dunkle Masse sich oben in der Nacht verlor. Auf seine Frage, was das für ein Gebäude sei, erhielt er die Antwort, es sei der Stefansdom mit dem Stefansturm! Er ging hinein. O, wie war das groß und weit und hoch, man verlor und verirrte sich schier darin. Peter setzte sich auf eine Bank, es wollte ihm fast unheimlich werden in dieser Riesenkirche, die zu dieser späten Stunde wenig Besucher hatte und deshalb auch nur schwach beleuchtet war. Das war freilich anders als in dem heimatlichen Gotteshaus, wo alles so hübsch nahe bei einander war. Nachdem er sich ein wenig ausgeruht und ein kurzes Gebet verrichtet hatte, mit dem er sich dem Schutze Gottes in dieser für ihn fremden Welt empfahl, trat er wieder hinaus auf die Straße und begann von neuem seine Wanderung durch die weit ausgedehnte Stadt.

Auf dieser Wanderung kam er auch an eine Synagoge, die hell erleuchtet war, da Abendgottesdienst gehalten wurde. Peter wußte jedoch nicht, daß dies ein israelitisches Gotteshaus war, und trat auch hier ein. Da er noch niemals einem solchen Gottesdienste beigewohnt hatte, fiel es ihm auf, daß der Rabbiner sowohl, als auch die Männer unter den Andächtigen ihre Hüte aufbehalten hatten, hohe, schwarze Hüte; auch andere Gebräuche kamen ihm so wunderlich vor, daß er zuletzt das Lachen nicht mehr zurückhalten konnte. Das war nun freilich kein angemessenes Betragen, allein es gereichte ihm zur Entschuldigung, daß er vorher niemals in der Lage gewesen war, die Kirchengebräuche Andersgläubiger kennen zu lernen, und deshalb auch nicht belehrt worden war, daß man über dergleichen, so wunderlich sie uns auch erscheinen mögen, niemals lachen dürfe, um kein Ärgernis zu geben. Da Peter sich nun dagegen versündigt hatte, wurde er ganz einfach und ruhig zur Thüre hinaus gesteckt.

Wieder wanderte er weiter und kam an ein anderes großes Gebäude, das auch hell erleuchtet war und aus dem Musik ertönte.

Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß es ein Schauspielhaus sei. Ei, das mußte unser keckes Bürschchen natürlich auch sehen, wozu wäre man sonst in Wien? Für ein Billet auf die oberste Gallerie reichte sein Geld schon, flugs wurde eins gelöst, und er stieg hinauf bis zum sogenannten „Paradies."

War das aber eine Pracht! So etwas hatte er all sein Lebtag noch nicht gesehen. Alles strahlte und schimmerte, die Lichter und die Leute. Die Logen hielt er für Fenster, zu denen die geputzten Leute herein schauten, die Operngläser für kleine Doppelpistolen und die Fächer der Damen für Flügel, den Vorhang aber vor der Bühne für eine Wand; auch erschrak er nicht wenig, als diese Wand plötzlich emporrollte und die Orchestermusik volltönig einfiel.

Es scheint jedoch, daß der arme Junge um sein Geld geprellt worden war, denn er sah nur eben noch den Schluß der Vorstellung, ein Ballet mit bengalischer Schlußbeleuchtung.

Endlich hielt er es doch für an der Zeit, sich nach einer Nachtherberge umzusehen; müde war er sicherlich und hungrig nicht minder, denn satt sehen, das geht wohl für die Augen, aber nicht für den Magen

Ja, aber wohin? Hier in Wien war er so recht eigentlich „Peter in der Fremde"; zehn Uhr war es auch schon; allein so spät es auch war, er sollte noch um einige Erfahrungen reicher werden an diesem Abende.

Während er sich umsah, wo er wohl ein Nachtquartier entdecken könne, kam er an einem hellerleuchteten Hause vorbei; durch die Fenster blickend gewahrte er lange, weißgedeckte Tische, an denen essende und trinkende Herren saßen; es war demnach ein Wirtshaus, und zwar ein sehr stattliches, das unserem Peter so gut gefiel, daß er bei sich dachte, hier möchte er wohl bleiben. Er trat also ein. Da kam ihm denn sofort ein gar feiner Herr im schwarzen Frack entgegen, der ein weißes Tuch über den Arm geworfen trug; Peter meinte, es sei sein Taschentuch und der Herr wäre etwas sehr Vornehmes. Auf die Frage dieses Herrn, was er wünsche, antwortete Peter, er möchte wohl hier übernachten, wenn es sein könne. Sofort ergriff der Herr ein Licht und leuchtete seinem jungen Gaste voran über einige Treppen und Gänge zu einem in Peters Augen wundervollen Zimmer mit Polstermöbeln und einem großen Spiegel. Da erst fiel es ihm ein, zu fragen, was er denn für dieses Nachtquartier zu bezahlen habe. Als er aber hörte, daß es 2 fl. 48 kr. kosten solle, erschrak er nicht wenig; soviel ertrug sein kleiner Geldbeutel nicht, und er war viel schneller wieder draußen, als er hereingekommen war, wozu ihm der feine schwarze Herr freundlichst ein wenig verholfen hatte, als der weltunerfahrene Waldbauernjunge von dem Preise etwas hatte abhandeln wollen.

Nun stand Peter wieder auf der Straße, ratlos schaute er sich um; ja, was machen jetzt zu dieser späten Stunde? Es waren wenig Leute mehr auf den Füßen, und Peter kam sich in diesen Augenblicken recht verlassen vor in der fremden Stadt.

Schon wollte er es machen, wie er es vorhin von einem Betrunkenen gesehen, der sich hinter einem Brückenpfeiler auf die harte, nackte Erde gelegt hatte, als eine alte Frau auf ihn zukam und den weinenden Knaben fragte, was er hier thue? Und als sie hörte, daß er fremd sei und nicht wisse, wo er sein Haupt hinlegen solle, da erbarmte sich die gute Alte seiner und nahm ihn mit sich nach ihrer Wohnung. Die war nun freilich nicht so glänzend wie die Räume in jenem vornehmen Gasthause, das sich Peter gegenüber als sehr ungastlich erwiesen hatte, aber sie war traulicher. Auf dem eisernen Ofen stand eine Suppenschüssel; diese leerte die alte Frau jetzt in zwei Teller, setzte einen davon vor ihren kleinen Gast, legte eine Semmel daneben und forderte ihn auf, zuzugreifen. Das ließ sich Peter nicht zweimal sagen, denn er hatte jetzt einen wahren Wolfshunger und ließ daher auch kein Tröpfchen Suppe in seinem Teller zurück, kein Krümchen von seiner Semmel auf dem Tischtuche, ja, er wäre froh gewesen, wenn er wieder von vorn hätte anfangen können; aber die Suppenschüssel war leider leer, denn seine Wirtin hatte so spät keinen Gast mehr erwartet, um sich darauf einrichten zu können.

Als die einfache Mahlzeit beendigt war, frug die gute Frau Peter nach Namen, Eltern und Heimat, und dieser erzählte nun von sich und seinen Angehörigen und wie er keine Ruhe mehr gehabt, bis er Wien gesehen und den Kaiser aufgesucht. Die gutmütige Alte schalt ihn dann ein wenig ob seines leichtsinnigen Streiches und stellte ihm vor, was alles ihm in dieser Stadt, wo er keinen Menschen kenne, begegnen könne, und sie redete ihm zu, am nächsten Morgen sofort wieder heimzukehren. Alsdann machte sie ihm auf dem Sopha eine Lagerstätte, wo der todmüde Knabe endlich Ruhe fand.

So endete dieser ereignisreiche Tag noch gut für Peter. Am andern Morgen fühlte er sich wieder frisch und kräftig, nahm dankbar Abschied von seiner gütigen Wirtin und wanderte — durch Wien, denn in Wien gewesen zu sein und den Kaiser nicht einmal gesehen zu haben? Unmöglich! Seinen Kaiser Joseph mußte er durchaus noch sehen.

Nach langem Hin- und Herfragen stand er endlich vor der Kaiserburg; es ist ein wunderliches, altes Gebäude von gelblichgrauer Farbe und mit vielen, vielen Fenstern. Er schritt durch das dreifache Thor und kam dann auf einen großen Platz, wo sich eine

Menge Soldaten befanden mit aufgepflanztem Gewehr; auch vor dem Thore, durch welches Peter nun gehen mußte, um in die eigentliche Hofburg zu kommen, standen zwei bärtige und riesige Schildwachen, die so grimmig aussahen, daß Peter fast den Mut verlor, zwischen denselben hindurch zu schreiten; doch als er sah, daß sie keinem was zu leide thaten, der an ihnen vorüber in die Burg eintrat, wagte er es auch. (Forts. folgt.)

Rose und Schmetterling.

(Von Pauline Schanz.)

In einem großen Garten, in welchem sich oft eine Schar lustiger Kinder tummelte, hatten die Blumen einen ganzen Sommer lang geblüht, hatten ihre bunten Kelche in der Sonne entfaltet, hatten Licht und Tau getrunken, mit Schmetterlingen und Bienen gespielt und hatten endlich ihre Kelche wieder geschlossen, ihre Blättchen zusammengerollt und waren wieder hinuntergekrochen in ihr warmes Winterstübchen. Da wohnten sie nun alle still und traulich beisammen, hatten das warme Schneedach über sich und sollten schlafen, bis es wieder Frühling wäre.

Die Kinder gingen in den Garten hinunter, stießen einen Pfahl in die Erde und bauten einen Schneemann, dem setzten sie eine Krone von Eiszacken auf den Kopf und steckten ihm einen riesigen Eiszapfen als Scepter in die Hand. Als er fertig war, nannten sie ihn Winterkönig. Dann waren sie Soldaten, machten Kanonenkugeln aus Schnee, die sie sich an die Köpfe oder auf den Rücken schossen.

Die Blumen unter der Erde konnten bei solchem Lärm natürlich nicht schlafen. Sie waren wach geworden, flüsterten untereinander und wunderten sich, was da oben los sein könne.

Die alte, braune Malve, die gern schlafen wollte, guckte sich ärgerlich um und schalt: „So schlaft doch nur; kann man denn nicht endlich ein bischen Ruhe haben?“

Die Blumen schwiegen wieder still, bis sie dachten, daß die Malve eingeschlafen wäre. Dann begannen sie wieder zu flüstern und ein kleines Aurikelchen sagte, indem es sich sein Sammtmiederchen glatt strich: „Ach, wenn es doch wieder Frühling wäre und die Schmetterlinge wieder flögen, und die Vögel sängen, ach und die liebe, goldene Sonne wieder schiene!“

„Ja,“ sagte die Tulpe, „es giebt nichts langweiligeres, als so in der Erde zu schlafen. Wie freue ich mich, auf die Zeit, wo die Sonne wieder mein schönes, buntes Röckchen bescheint.“

„Wie könnt ihr euch nur so nach der Sonne sehnen," rief eine Sonnenrose ganz entrüstet; „seht mich doch an, bin ich denn nicht auch eine Sonne? Wie golden schimmern meine großen, gelben Blätter; man kann sie für wirkliche Sonnenstrahlen halten."

„Wie eitel sie ist," lachte eine spanische Wicke ihrer Nachbarin, einer Kressenblüte zu, indem sie dabei sich bemühte, in dem glatten, glänzenden Kressenblatt ihr rot und weißes Gesichtchen wie in einem Spiegel zu betrachten.

„Ich möchte doch gar zu gerne wissen," rief ein junges Röschen, welches nur erst einen Sommer alt war, „wie es jetzt auf den Gartenbeeten da oben aussieht."

„Was so ein kleines dummes Ding nicht alles wissen möchte," sagte die braune Malve, die von dem Gespräch der Blumen aufs neue erwacht war; „was kümmert's uns denn, wie es jetzt da oben aussieht? Schlaft doch und haltet Ruhe!"

Röschen war ganz rot geworden; es schwieg still und senkte sein Köpfchen, als ob es schlafen wollte, doch es hörte dabei jedes Wort, das die Schwestern sprachen.

„Hört," sagte eine Aster, „ich will euch etwas vom Winter erzählen; ich habe ihn einmal von ferne gesehen, als ich mich im Gespräch mit einem Rotkelchen oben etwas verspätet hatte. Hu, da kam auf einmal ein großer, schneeweißer Riese durch die Luft gesaust, der hatte einen weiten, flatternden Mantel um, und aus seinem Munde blies er einen eiskalten Sturm über die Erde hin, so daß alles erstarrte. Einen Sack hielt er in der Hand, daraus nahm er weißes, kaltes Gestöber und Eisstücken, die schleuderte er um sich her; hier an diesem Blättchen könnt ihr noch die Narbe sehen, wo so ein Stück Eis mich getroffen hat. Aber die Kinder kamen lustig gesprungen, als sie den Winter sahen, sie holten einen Schlitten herbei nud riefen jauchzend: „Juchheisa, der Winter ist da! Schnee! Schnee!"

„Hu, ich fürchte mich," sagte ein Windenglöckchen, indem es an seinem feinen Stielchen zu zittern begann und sich mit einen paar großen Blättern die Ohren zuhielt.

„Glaub's nicht, daß der Winter so grimmig ist," fiel ein Schneeglöckchen ein, „ich kenne ihn auch ein wenig und habe oft ein Zipfelchen seines weißen Mantels gesehen, wenn ich mein Köpfchen als Blumenherold zuerst aus der Erde streckte."

„Ich will euch etwas vom Winter erzählen," sagte ein Veilchen, „ich habe ihn auch einmal gesehen."

„Ach ja, Veilchen, du kannst so hübsch erzählen," riefen alle Blumen durcheinander, „bitte, erzähle vom Winter!"

„So hört," sagte Veilchen, „ich war auch einmal neugierig, den Winter zu sehen, als ich noch ein kleines, dummes Knöspchen

war. Da schlüpfte ich einst in der Nacht, da wir schlafen sollten, davon und machte mich heimlich auf den Weg nach dem Gartenbeet. Die Erde war hart wie Stein, aber ich fand einen Weg, wo im Sommer ein Stab in dem Beet gesteckt hatte nnd kam ganz gut ans Licht herauf. Ach, welch ein blendender Glanz strömte mir entgegen, als ich mein Köpfchen aus dem Boden streckte! Zuerst sah ich die Bäume über und über voll silberner Blüten, so fein, so zart, so schön, wie keine von uns allen. Aber wie ich mich umsah, da sah ich, daß alle Beete und Wege und die Lauben und die kleinen Marmorengelchen am Brunnen, kurzum, daß alles mit diesen schönen krystallenen Blüten bedeckt war. Vom Laubendach hingen schöne glänzende Zacken herunter, die schimmerten wie Glas und Gold. Da stieg am Himmel die Sonne auf, und wie sie ihre Strahlen niedergleiten ließ, da funkelte und glühte alles, daß ich kaum in den Glanz hineinzusehen vermochte. Der Winter schritt auf dem großen Gartenwege daher; er hatte eine gläserne Krone auf dem Kopfe, ein silbernes Scepter trug er in der Hand und von seinem Mantel stäubten die Krystallblumen durch die Luft."

(Forts. folgt.)

Rätsel.

Ein jeder kennt's als Schlange;
Stellt ihr die Laute um,
So hat als Stadt es lange
Geblüht im Altertum.

Ihr könnt im Städtekranze
Welschlands noch heut' es sehn;
Doch wird's zum alten Glanze
Kaum wieder auferstehn.

(C. Leo.)

Auflösung des Anagramm in Nr. 5.

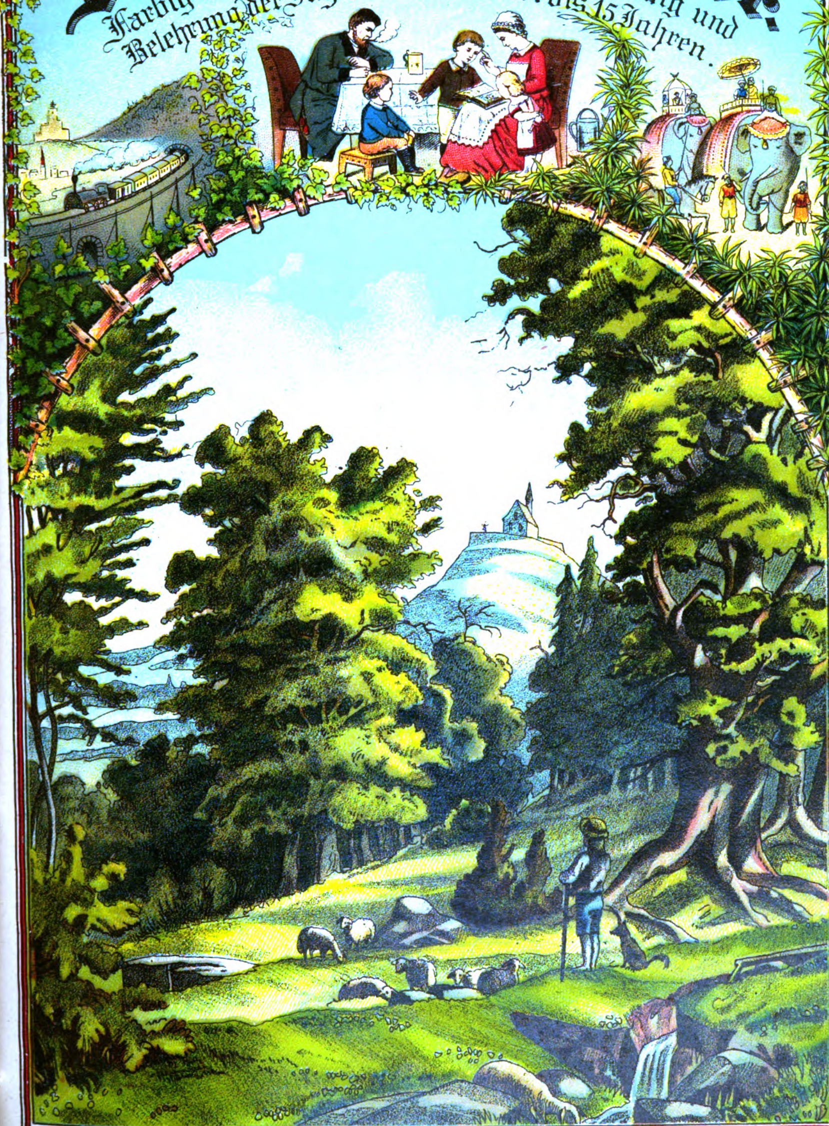
Ebro-Robe.

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.

Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5"
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige
Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnberg

Die Wurmlinger Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Wer kennte nicht dieses herrliche Lied von **Uhland**, wer hätte es nicht schon mitgesungen? Aber außerhalb der Heimat **Uhlands** wissen wenige, wo das Kirchlein stand, das den Dichter zu diesen Versen begeisterte. Ganz in der Nähe Tübingens liegt der Wurmlinger Kapellenberg, und gar anmutig nimmt sich derselbe aus, wenn man von der Stadt herkommend aus dem Walde heraustritt in das kleine Wiesenthal, über dem der kahle Berg emporsteigt mit seinem vom Friedhof umschlossenen Kirchlein, wie es unser heutiges Titelbild darstellt.

Das Kirchlein ist gar alt und stand sicher schon im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Im Jahre 1050 wurde hier der Graf Anselm von Tübingen bestattet, der in seinem Testamente eine gar sonderbare Bestimmung getroffen hatte. Zu seinem Gedächtnis sollte alljährlich am Dienstag nach dem Allerseelentage ein Gottesdienst gehalten werden, und nach dem Gottesdienste sollte man den versammelten Herren drei gebratene Schweinsköpfe zur Mahlzeit auftragen, darnach je zweien der Herren eine gebratene Gans, in der Gans aber sollte eine Henne und in der Henne eine Bratwurst stecken. Außer diesem Mahle für die Herren sollten noch Speisen verabreicht werden an alle Armen, welche an diesem Tage das Kirchlein besuchten. Man kann sich denken, daß es an diesem Tage nicht an armen Kirchenbesuchern gefehlt hat, die das Andenken des wohlthätigen Grafen segneten.

Ein Liebeswerk Beethovens.

(Erzählt von Carola von Schirnding.)

Beethoven, unser großer Tondichter, von dessen Sonaten vielleicht schon mancher der Leser die eine oder die andere gespielt hat, war nicht nur ein großer Musiker, sondern auch ein herzensguter Mann. Er beschenkte die Armen, so lange er selbst etwas besaß; aber nicht selten kam es vor, daß er halb lächelnd, halb traurig seine Taschen umwandte und dabei sagte: „Habe selber nichts, mein Freund, und wo nichts ist, da hat das Geben aufgehört."

An einem schönen Sommerabende saß Beethoven auf einer Bank in dem kleinen Wäldchen, das sich außerhalb Mödling, einem kleinen Dorfe bei Wien hinzog, und sann über eine neue Tondichtung

nach, als plötzlich Stimmen an sein Ohr schlugen. Unwillig über die Störung, wollte er eben aufspringen und sich entfernen, als ihn die klangvolle Stimme eines Kindes fesselte.

Lauschend bog er seinen Kopf vor, um die Worte des Kindes besser verstehen zu können, — und ein Zug von Rührung glitt dabei über des Meisters edles Gesicht.

„Ach, Mutter,“ fragte der Knabe traurig, „wir haben wohl schlechte Geschäfte gemacht?“

„Ja, Kind, wir haben kaum so viel zusammengebracht, um ein Nachtlager bezahlen zu können, unser Magen aber bleibt leer, wenn nicht der Wirt so menschenfreundlich ist, uns etwas zu essen zu schenken. Je näher wir der großen Stadt Wien kommen, desto hartherziger sind die Menschen.“

„Ach, Mutter, und ich bin so müde, so hungrig,“ seufzte das arme Kind, sich an einen Baum lehnend.

Beethoven blickte mit inniger Teilnahme auf den armen Knaben, der ungefähr zwölf Jahre zählen mochte; es war ein hübsches Kind, aber blaß von der Anstrengung der Reise, während welcher ihm oft auch das notwendigste Essen gefehlt hatte. Plötzlich hob der Knabe die Augen auf; da sah Beethoven, daß der Bedauernswerte blind war.

„Armes, armes, Kind,“ murmelte der Meister, „also darum mußt du betteln gehen?“ und hinter den Bäumen schritt er leise gegen die Bank zu, auf welcher die Bettler müde und matt sich niedergelassen hatten.

„Ist es noch weit nach Wien, Mutter?“ fragte der Knabe.

„Nein, Kind, wir können bis Abend dort sein, und dann kannst du ausruhen, so lange du willst, mein Liebling.“ „Wird aber der große Doktor mich sehend machen, auch wenn wir ihm kein Geld geben können?“ fragte der Knabe ängstlich weiter.

„Er soll ein guter, frommer Mann sein,“ antwortete die Mutter seufzend, „vielleicht macht er die Operation auch ohne Geld. Und wenn er es nicht thut, so arbeite ich so lange, bis ich die nötige Summe verdient habe. In großen Städten giebt es mehr Arbeit, als auf dem Lande. Bete nur recht inbrünstig zum lieben Gott, daß er dir hilft, mein Kind.“

Als die Mutter nach diesen Worten ein hartes Stückchen Brot aus ihrem Tüchlein nahm und es dem Sohne zu essen gab, während sie selbst in treuer, entsagender Mutterliebe hungrig blieb, litt es Beethoven nicht länger in seinem Verstecke. Rasch trat er hervor und sagte: „Hier, ihr guten Leute, habt ihr ein Stück Schinken und frisches Brot, das ich mir zum Abendimbisse mitgenommen hatte; ist es auch für zwei Personen nicht viel, so ist es doch besser, als nichts.“



Kaffeebaum.

Dankbar und freudig griff die Mutter nach der willkommenen Gabe und teilte sie mit ihrem Kinde. Ach, das war ihnen ein seltener Genuß!

Als sie ihren Hunger gestillt, ließ Beethoven sich von ihnen erzählen, wie der arme Knabe erblindete. Ein heimtückisches Scharlachfieber hatte dem Armen sein Augenlicht geraubt! Da der Arzt ihres Heimatdörfchens die Erblindung aber für heilbar hielt, riet er der Mutter, mit ihrem Sohne nach Wien zu einem berühmten Augenarzte zu gehen und die Operation vornehmen zu lassen. Es handelte sich nur darum, ob der Arzt das Liebeswerk unentgeltlich vollbringen wollte, da die Frau sehr arm war und die großen Kurkosten nicht aufzubringen vermochte.

Plötzlich leuchtete es in Beethovens Zügen freudig auf; der liebe Gott hatte ihm einen Gedanken eingegeben, wie den armen Leuten zu helfen sei.

„Wartet hier auf dieser Bank,“ rief er, „ich will euch etwas mitgeben, was euch von allen Sorgen befreit.“ Dann setzte er sich auf einen Baumstumpf, zog aus der Tasche ein kleines, verschließbares Tintenzeug, sowie eine Rolle Notenpapier, wie er beides immer bei sich trug und begann nun allerhand Striche, Haken und Noten, zu schreiben. Als er geendet, las er sein Werk noch einmal durch, änderte hier, strich dort aus, fügte da noch etwas hinzu, und rief endlich strahlenden Gesichts: „So, nun wird's recht sein!“ Rasch sich bückend, ergriff er eine Hand voll Sand, warf sie über das Geschriebene, schnellte mit den Fingern den Sand wieder ab und rollte die Noten zusammen. Auf einen Zettel aber, den er aus seinem Notizbuche riß, schrieb er mit kräftiger Hand:

„Der Adjutant Haßlinger, Mitbesitzer der Steinerschen Musikalienhandlung in Wien, ist unfehlbar beauftragt, der Überbringerin dieses Marsches 8 Dukaten auszuzahlen.

Ludwig van Beethoven.“

Als dies geschehen, trat er zu der Frau, gab ihr die Rolle und sagte: „Seid ihr in Wien bekannt?

„Nein, Euer Gnaden,“ antwortete die Gefragte.

„Nun, so fragt nur nach der Steinerschen Musikalienhandlung. Habt ihr sie gefunden, was nicht schwer ist, weil jeder euch hinweisen kann, so gebt dies Papier ab und laßt euch 8 Dukaten geben. Und nun Gott befohlen, mein Sohn! Viel Glück auf den Weg!“ fügte er freundlich hinzu, seine Hand wie segnend auf des Knaben Lockenhaar legend.

„Was, — wie viel? Acht Dukaten?“ rief die Frau halb bestürzt, halb mißtrauisch auf das Blatt in ihrer Hand blickend.

„Acht Dukaten, merkt es wohl," erwiderte lächelnd Beethoven.

Der Frau aber schien das Glück, so viel Geld auf einmal erhalten zu sollen, so unglaublich, daß sie zweifelnd den Kopf schüttelte und dann bittend sagte: „Euer Gnaden wollen uns doch nicht zum Besten haben? Wir sind arm und unglücklich, Herr, da thut Hohn und Spott noch weher."

„Beruhigt euch, gute Frau, ich scherze nicht; denn wahrlich mit dem Unglück scherzen, das könnte nur ein rohes Gemüt!" Dann wandte er sich rasch ab, und ließ den beglückten Wanderern kaum Zeit, ihm die heißesten Dankesworte nachzurufen. In seinem Herzen aber stieg ein Dankgebet auf, daß Gott ihm einen Weg gezeigt, wie er Unglücklichen Rettung und Trost verschaffen konnte.

Neugestärkt durch den guten Imbiß, den ihr Wohlthäter ihnen gegeben, machten sich Mutter und Sohn wieder auf den Weg und erreichten Wien auch glücklich, ehe die tiefe Nacht hereinbrach.

In einer kleinen Herberge suchten sie ein Unterkommen und schliefen mit tausend Segenswünschen für ihren unbekannten Wohlthäter ein.

Am folgenden Morgen suchten sie die Musikalienhandlung von Steiner und gaben zögernd und ängstlich die Papierrolle ab. Erstaunt blickte Herr Haßlinger erst das Blatt Papier, dann die Wanderer an, und rief: „Wo habt ihr denn das Notenblatt her?"

Unerschrocken erzählte die Mutter den ganzen Hergang; sie fügte aber auch hinzu, wie sie selbst nicht glauben könne, daß sie so viel Geld für ein Stückchen Papier bekommen solle.

Aufmerksam lauschte Haßlinger der Erzählung; dann rief er feuchten Blickes: „Daran erkenne ich den Meister. Wißt ihr, wer euer Wohlthäter war?"

„Nein," antwortete die Frau, „wir hatten keine Zeit zu fragen, da er so schnell davon lief, um sich unserem Danke zu entziehen!"

„Es war unser großer Tonmeister Beethoven, der mir hier einen prächtigen Marsch schickt und dafür verlangt, daß ich euch acht Dukaten auszahle. Hier habt ihr euer Geld; gebe Gott, daß es eurem Sohne zu seinem Augenlichte verhelfe!"

Heiße Dankesthränen rannen der glücklichen Mutter über die Wangen; als sie das Geld in Empfang nahm.

Und Gottes Gnade segnete des edeln Meisters gute That. Die Operation gelang, das Kind konnte wieder — sehen!

Nie aber in ihrem ganzen Leben vergaßen Mutter und Sohn ihres Wohlthäters, des großen Musikers und edlen Menschen Beethoven.



Rose und Schmetterling.

(Von Pauline Schanz.

(Schluß.)

„Plötzlich klangen Glöckchen; sie hatten einen Schlitten, darin saß das hübsche, kleine Mädchen, welches wir so oft gesehen, ihre sechs Brüder hatten sich mit Schellenglöckchen behangen und zogen den Schlitten. Sie jubelten und lachten; ich aber kroch schnell in das Erdloch hinein, da ich fürchtete, die wilden Kinder könnten mir auf mein Köpfchen treten. Ich war ganz steif gefroren und huschte schnell in mein warmes Bettchen. Nun, ist meine Wintergeschichte nicht hübsch?“

Veilchen sah sich um, aber alle Blumen waren eingeschlafen, keine antwortete.

„Veilchen“, rief eine feine Stimme, „liebes Veilchen, ich möchte auch den Winter so gerne einmal sehen!“

„Ach, Röschen du?“ sagte Veilchen, „du in deinem dünnen Sommerkleide, du müßtest ja gleich erfrieren.“

Röschen besah ihr Kleid, es war wirklich von dünnem Flor. „Aber ich habe ja meinen grünen Moosmantel, den kann ich ja über den Kopf ziehen, und mir den Winter oben einmal ansehen, meinst du nicht, liebes Veilchen?“ fragte die kleine Rose.

Aber Veilchen schlief auch schon, alle Blumen schliefen außer Röschen, und Röschen war so neugierig. Es stand also ganz sachte auf, schlich an den schlafenden Schwestern vorbei und kam glücklich aus dem Schlafstübchen hinaus. Es ging immer weiter und weiter, plötzlich sah es etwas schimmern, und als es näher kam, sah es einen schönen, schlafenden Schmetterling mit goldgeränderten Flügeln.

Röschen streifte im Vorbeigehen mit dem Kleidchen an den Fühlhörnern des Schmetterlings an, wovon dieser erwachte und fragte: „Wer ist denn da?“ „Ich bin es,“ sagte Röschen, und als es den grünen Moosmantel auseinanderschlug, erkannte der Schmetterling das Röschen, mit dem er so oft im Sommer gespielt hatte, richtete sich schlaftrunken in die Höhe und putzte die Erde von seinen bunten Flügeln ab.

Röschen erzählte dem Schmetterling ganz leise, was es vorhabe und dieser fragte: „Darf ich nicht mit dir gehen, Röschen? Ich möchte auch so gern einmal den Winter sehen.“ Da freute sich Röschen, denn es machte die Reise nicht gern allein. Beide gingen nun zusammen und der Schmetterling wußte einen ganz bequemen Weg durch ein Erdmausloch.

„Nun sind wir gleich oben;“ sagte der Schmetterling. Röschen konnte es kaum erwarten, es lief immer voraus und klatschte in die Händchen, als es einen blendenden Lichtschimmer durch das Mausloch

dringen sah. Ein scharfer Luftzug blies den Wanderern entgegen, aber Röschen fühlte vor lauter Freude die Kälte nicht, machte einen Sprung und da standen Beide oben im Schnee.

„Hu, hu, hu, wie kalt!" sagte der Schmetterling, indem seine Flügel an einander klapperten.

„Ach, wie schön, wie schön!" jauchzte Röschen. Über dem Garten stand gerade der Vollmond; es hatte den ganzen Tag geschneit und die Luft war still und klar. „Siehst du die Silberblüten an den Bäumen?" fragte Röschen.

„Ach wie schön das alles flimmert und blitzt! Siehst du dort den Winter stehen mit seiner gläsernen Krone und dem gläsernen Scepter? Sieh, jetzt stäuben Krystallfunken von seinem weißen Mantel. Sie tanzen in der Luft herum, wie silberne Mücken."

Röschen meinte nämlich den großen Schneemann, der den Eiszapfen in der Schneefaust hielt.

Aber der Schmetterling sah gar nicht hin; er hob immer ein Beinchen ums andere in die Höhe und sagte vor Frost zitternd: „Komm Röschen, laß uns umkehren, es ist gar zu kalt hier oben."

Aber Röschen konnte sich an des Winters Herrlichkeit nicht satt sehen. Es wand sich ein Kränzchen von Schneesternchen und setzte sich's auf sein Köpfchen.

„Sehe ich nicht aus wie eine Prinzessin?" fragte es den Schmetterling. Dieser rieb seine Flügel frierend an einander und sagte: „Ja, Röschen, wie eine wirkliche Prinzessin, aber nun müssen wir umkehren."

Röschen trippelte aber immer weiter, es fühlte vor lauter Lust nicht, wie seine Händchen und Füßchen starr und kalt wurden.

„Sieh, Schmetterling," sagte es, „dort ist ein großes Haus, da wohnen die lustigen Kinder darin, die im Sommer im Garten spielen und die das Veilchen mit dem Schlitten hat fahren gesehen."

Indem es so sprach, wurden aber plötzlich die Fenster in dem Hause hell, man hörte lustiges Jauchzen der Kinder und der Glanz zahlreicher Lichter schimmerte weithin in die Nacht hinaus.

„Ach," sagte Röschen, „wenn ich doch fliegen könnte, so flöge ich da hinauf und sähe zu einem der hellen Fenster hinein zu den lustigen Kindern." Der Schmetterling meinte gutmütig: „Nun Röschen, wenn du das so gerne möchtest, so trage ich dich hinauf. Setze dich nur zwischen meine Flügel und halte dich an meinen Fühlhörnern fest."

„Du lieber Schmetterling, wie gut du bist!" sagte Röschen und setzte sich wie eine kleine Reiterin auf des Schmetterlings Rücken. So flogen sie hinauf an eines der hellen Fenster. Da stieg Röschen ab und beide sahen zwischen den Eisblumen, welche die Scheiben bedeckten, in den erleuchteten Saal hinein.



Kaffee - Blüte u. Frucht.

Da stand inmitten des Raumes der Christbaum, mit goldenen Früchten beladen und auf jedem Zweige hielt er ein flammendes Licht. Die Kinder sprangen jauchzend umher und hielten die Geschenke in der Hand, die unterm Baum gelegen. So etwas Herrliches hatte Röschen noch nie gesehen.

„Ist das nicht schön?“ fragte es.

„Ja,“ sagte der Schmetterling, „aber hier am Fenster ist ein ganzer Wald von Eisbäumen gewachsen, und ich friere, ach, ich friere!“

„Nur noch ein Weilchen, ein kleines Weilchen laß uns bleiben,“ bat Röschen. „Nun,“ sagte der Schmetterling, „so gucke du; ich mache meine Augen zu, denn ich bin so müde; wenn du fortwillst, so magst du mich wecken.“

Röschen stand noch lange neben dem Schmetterling und spähte durch das Fenster. Da kam aber plötzlich der Wind geweht, blies Röschens Moosmantel auseinander und wehte den Schneeblütenkranz von dem Köpfchen herunter. Da fing Röschen an zu zittern und seine roten Bäckchen wurden blaß. „Schmetterling,“ sagte es „nun komm, wir wollen herunterfliegen, ich friere auch so sehr.“

Aber der Schmetterling schlief und antwortete nicht. Da zupfte ihn Röschen am Flügel und bat so sehr, er solle doch aufwachen und sie nach Hause bringen.

Aber der Schmetterling hörte nicht. Röschen fing an zu weinen, setzte sich neben den Schmetterling, streichelte seine bunten Flügel und sagte traurig: „Bist du tot, lieber Schmetterling?“ Der Morgenwind blies immer stärker, der Schnee fiel von neuem und der Mond hatte sich hinter eine dunkle Wolke versteckt.

Nun löschten die Kinder im Saale die Lichter des Christbaumes aus, trugen ihr Spielzeug fort und schickten sich an, mit ihren Eltern in die Christmette zu gehen.

„Es schneit wieder,“ sagte das kleine, hübsche Mädchen zu ihren Brüdern, und sie machte das Fenster auf, um hinauszusehen.

Da lag ein bunter Schmetterling und ein Moosröschen. Der Schnee hatte Beide mit feinem Silber bestreut. Schmetterling und Röschen waren tot. Röschens Wänglein waren blaß und ein gefrorenes Thränlein hing noch wie eine Tauperle daran.

Das Mädchen nahm beide in ihre kleine, warme Hand, küßte sie mit ihrem roten Mündchen und als sie sich nicht rührten, legte sie Rose und Schmetterling in ein Kästchen und stellte es in ihren Schrank.

So blieben sie beisammen und das Kind hob sie auf, und als es schon ein erwachsenes Mädchen war, lagen Röschen und Schmetterling noch immer still in ihrem kleinen Sarge und schliefen.

Der Kaffee. (Coffea arabica.)

(Von Hugo Weber.)

Das Kind hat ausgeschlafen und springt auf den Zuruf der Mutter rasch aus dem Bett. Noch schlaftrunken kleidet es sich an, dann wascht es sich mit frischem Wasser ein rosig Gesicht und helle Augen, und rüstet sich zur Schule.

Da kommt die Mutter und setzt eine große Kanne auf den Tisch und daneben ein Körbchen mit frischem Gebäck. Die klirrenden Tassen rufen die Familienglieder herbei; man setzt sich und schenkt einen braunen Trank ein, dem ein würziger Duft entsteigt; auch das Kind erhält seine Tasse voll, mit Zucker versüßt und mit Milch versetzt. Ei, wie das schmeckt! Der braune Trank hat dem Kinde sichtlich wohlgethan. Es fühlt sich erwärmt und viel munterer als vorher. Die letzte Müdigkeit verliert sich, der Puls geht rascher, die Gedanken werden lebendiger, der Mund wird geschwätziger, die Augen blicken heller und die Füße laufen leichter und schneller.

Das Kind hat das schon oft erfahren, aber noch nie darüber nachgedacht. Es weiß wohl, daß es schwer eingeschlafen ist, als es einmal spät abends noch Kaffee getrunken hatte; es hat auch gesehen, daß die Damen viel lauter und lustiger plaudern, wenn bei der Mama das „Kaffeekränzchen“ erscheint. Und als es bei dieser Gelegenheit einmal selbst eine Tasse „starken Kaffee“ trank, die ihm die Tante eingeschenkt, hat es gefühlt, daß das Herz darauf stärker klopfte und der Kopf heiß wurde, als hätte er Fieber. Es hat auch gehört, wie der Hausarzt zur Mama sagte: „Geben sie dem Kinde nur schwachen Kaffee, aber recht viel Milch dazu; starker Kaffee ist nicht gesund für Kinder, er regt sie nicht an, sondern auf!“ Aber das Kind hat sicherlich nicht gewußt, noch geahnt, was ich ihm jetzt sagen werde. Erschrick nicht! Der Kaffee ist Gift.

Ja, der Kaffee ist Gift, oder besser gesagt, im Kaffee steckt ein Gift, ein Pflanzengift, wie im Tabak, im Stechapfel, in der Tollkirsche, im Seidelbast und in zahlreichen anderen Pflanzen. Der Chemiker kann dir dieses Gift zeigen; es besteht aus feinen Krystallchen, die er aus dem Kaffee herauszuziehen weiß; er nennt es Kaffeïn und zählt es zu den Alkaloiden. Und der Arzt kann dir beweisen, daß man von diesem Gifte sterben kann. Er wird dir sagen, daß es in den Blutstrom gelangt, von da aus das Gehirn, die Nerven und das Herz reizt und dadurch das Blut in Wallung versetzt, daß eine große Menge starken Kaffees und schon eine geringe Dosis reinen Kaffeïns das Herz so stark antreiben kann, daß es ermattet, plötzlich wie ein Mühlrad stillsteht, und der Mensch, vom Herzschlag getroffen, tot umsinkt.



Ein Liebeswerk Beethovens.

Aber, beruhige Dich nur wieder! In dem Kaffee, welchen wir trinken, steckt wohl Gift, aber so wenig, daß es nur selten schadet, zumal wenn man sich daran gewöhnt hat. Überdies ist der Kaffee teuer, so daß viele Menschen nur jenen schwachen Aufguß genießen können, welchen man in Sachsen scherzweise „Blümchenkaffee“ nennt, weil er so dünn ist, daß die gemalten Blümchen auf dem Boden der Tasse hindurchscheinen. Aber immerhin ist der Kaffee ein Gift, wenn auch kein sehr gefährliches. Er gehört zu denjenigen Giften, die in kleiner Dosis den Körper wohlthuend zu beleben, die Nerven anzuregen und die innere Wärme zu steigern vermögen. Für ermüdete Reisende ist daher der Kaffee ein vorzügliches Erfrischungsmittel; manchem, der erschöpft zu Boden sank, hat er in der Wüste oder in den Alpen wieder auf die Beine geholfen und zwar besser als Wein und Branntwein; ja, manchen hat er schon vom Tode errettet.

Wir haben gesehen, daß der Kaffee ein angenehmes, ein anregendes und unter Umständen ein heilsames Getränk ist; allein daraus folgt noch nicht, daß er ein notwendiges Getränk ist. Es wäre vielleicht besser, die Menschen hätten die verführerische angenehme Wirkung gar nicht kennen gelernt und sich das Kaffeetrinken gar nicht angewöhnt. Jahrtausende hat die Menschheit gelebt, ohne den Kaffee zu kennen. In Deutschland ist er erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Gebrauch. Unsere Vorfahren befanden sich bei ihrer Mehlsuppe jedenfalls wohler, und behielten die Millionen, die jetzt für Kaffee ins Ausland gehen. Wenn man aber bedenkt, daß unsere Zeit viel Arbeit und dabei große geistige Regsamkeit und Spannkraft verlangt, daß der Branntwein viel mehr Schaden anrichtet, so werden wir uns mit dem Kaffee wieder aussöhnen und ihn als einen Freund begrüßen, der uns die Last der Arbeit und der Sorgen überwinden hilft. Übrigens haben sich alle Völker mehr oder minder an derartige Reizmittel gewöhnt; doch ist auch hier der Geschmack verschieden. Während man sich in Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, in der Türkei und im Morgenlande durch Kaffee anregt, belebt man in Holland, Rußland, England, China, Japan und Amerika die müden Lebensgeister mit dem chinesischen Thee, welcher das gleichfalls an- nnd aufregende und unter Umständen gleichfalls giftig wirkende Theïn enthält.

Du selbst, kleiner Leser, hast gewiß schon manchmal beim Kaufmann den Kaffee holen müssen. Bist du aufmerksam, so wirst du gesehen haben, daß in seinem Laden große Säcke standen. Jeder war mit den grünlichen Kaffeebohnen angefüllt; in jedem war eine andere Sorte zu anderem Preise. Du wirst auch schon gesehen haben, wie der Kaufmann, die Köchin oder die Mutter den Kaffee brennen oder rösten, bevor sie ihn brauchen. Durch das Rösten

entwickeln sich die ätherischen Öle des Kaffees, die sich verflüchtigen und den würzigen Duft aushauchen, der das ganze Haus erfüllt und sich bis auf die Straße zieht. Ist der Kaffee gebrannt, so kann er zu Mehl zerstoßen oder gemahlen werden, und du selbst hast gewiß schon manchmal eigenhändig die Kaffeemühle gedreht. Aus dem Kaffeepulver zieht das kochende Wasser selbstverständlich die nährenden und belebenden Bestandteile des Kaffees viel leichter heraus als aus den harten grünen Bohnen.

Die Bereitung des Getränkes ist sehr verschieden. Im Morgenlande kennt man den Kaffeetrichter und die Kaffeekanne nicht. Man trinkt ihn dort in den Kaffeehäusern aus niedlichen Täßchen, in welchen man das Kaffeepulver mit kochendem Wasser übergießt, so daß sich ein Bodensatz bildet und die Menge durch die Stärke ersetzt wird.

Woher aber stammen die Bohnen? Sie sind die Früchte des Kaffeebaumes, als dessen Heimat man Arabien und zwar die Provinz Yemen bezeichnet. Sicher ist, daß hier der beste Kaffee wächst, der sogenannte Mokka, welcher so hoch im Morgenlande geschätzt wird. Wild wächst er außerdem in Abessinien, im Sudan, in Kamerun und anderen tropischen Landschaften Afrikas, und zwar findet er sich hier so häufig, daß er stellenweise Waldungen bildet. Angebaut wird er, außer in Arabien, in Vorder- und Hinterindien, in Java, Sumatra und Manila, in Westindien, ferner in Venezuela, Surinam, Brasilien und auf den Südseeinseln. Deutschland bezieht seinen Kaffee vorzugsweise von den Sundainseln, aus Westindien und aus Brasilien. Beladen mit Kaffee kommen täglich Schiffe in Bremen und Hamburg an, von wo aus die Großhändler die Kaufleute des Binnenlandes mit der gesuchten Ware versorgen.

Der Kaffeebaum hat einen geraden Stamm, der eine Höhe von 6—10 Meter erreichen kann; man sucht ihn aber in der Regel niedrig zu erhalten, um die Früchte desto leichter pflücken zu können.

Die aus Samen gezogenen Bäumchen pflanzt man in Reihen in einer Entfernung von 2—3 Meter auseinander. Auf diese Weise entsteht die weit ausgedehnte „Kaffeeplantage," in welcher meist Neger die Arbeiten verrichten, früher als Sklaven, jetzt als Freie. Die Blätter sind denen des Lorbeers ähnlich, immergrün und stehen auf kurzen Stielen einander gegenüber. Die Blüten, welche sich in den Blattachseln zu fünf und mehr zusammendrängen, sind weiß und in der Form und Farbe und im Geruche den Jasminblüten ähnlich. Die Früchte sind bei ihrer Entwickelung grün, werden alsdann hellrot und zuletzt dunkelviolett. In der Form und Farbe erinnern sie an unsere Kirschen. Blüten und Früchte finden sich gleichzeitig vor, so daß die Ernte nach und nach vor sich geht.

Das schleimige, süßliche, fade Fleisch schließt 2 halbelliptische Samen ein, Bohnen genannt. Sie lagern mit ihrer breiten Seite aneinander und zeigen auf derselben eine Furche. Sie sind noch von einer Samenhaut umwickelt, welche sich auch ins Innere einschlägt und noch häufig an den getrockneten, in den Handel gebrachten Samen angetroffen wird.

Auf einen Baum rechnet man gewöhnlich 2—3 Kilo Früchte als Ertrag; doch reicht das Alter der Bäume selten weiter als 20—30 Jahre. Das Einernten geschieht entweder durch Pflücken oder durch Schütteln. Hierauf trocknet man die rohen Beeren auf steinernen Trockenplätzen oder in eigenen Trockenstuben. Sind die Beeren ganz trocken, so kommen sie auf eine Mühle mit hölzernen Walzen, durch welche das beim Trocknen pergamentartig gewordene Fleisch entfernt wird. Zuletzt reinigt man die Bohnen noch durch Sieben und Schwingen.

In manchen Ländern läßt man die Beeren gären, indem man sie 24 Stunden ins Wasser legt, damit sich die schleimigen Teile leichter entfernen lassen. Klima und Behandlungsart haben einen großen Einfluß auf die Güte des Kaffees.

In Arabien kannte man den Kaffee schon im 9. Jahrhundert. Der Prior eines persischen Klosters soll zuerst auf die anregende Wirkung aufmerksam geworden sein und ihn zuerst als Getränk in Gebrauch gebracht haben, und zwar um seine Mönche zu ihren nächtlichen Gebetsübungen munter zu erhalten. Nach einer andern Erzählung soll ein Ziegenhirt zuerst bemerkt haben, daß der Kaffee munter und lustig macht. Er sah, daß seine Ziegen, sobald sie von den Früchten genascht hatten, viel aufgeregter umhersprangen. Er kostete selbst, machte an sich die gleiche Erfahrung und entdeckte so den Wert einer Pflanze, deren Anbau jetzt Millionen Hände beschäftigt und für den Handel und das gesellschaftliche Leben höchst bedeutungsvoll geworden ist.

In Europa ist die Sitte des Kaffeetrinkens sehr spät aufgekommen. In London soll 1652 durch einen Griechen das erste Kaffeehaus errichtet worden sein. Im Jahre 1671 hatte Marseille und das Jahr darauf Paris das erste Kaffeehaus. In Leipzig trinkt man ihn seit dem Jahre 1694. Wie der Tabak, so fand auch der Kaffee anfangs viele Gegner. Wie gegen jenen, so wurde auch gegen diesen selbst von den Kanzeln herab geeifert. Urteile selbst, wer Recht hat!



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von **Elisabeth Müller**.)

(Fortsetzung.)

Als er nun so durch die hohen, hallenden Gänge mit einer Menge brauner und vergoldeter Thüren dahin schritt und nicht wußte, wo er anklopfen sollte, kam ihm ein Herr entgegen. Dieser fragte unsern Peter, was er hier suche. „Ich möchte gern zu dem Herrn Kaiser," entgegnete Peter treuherzig.

„So, so" lächelte der Herr „ja, mein Lieber, das ist aber keine ganz leichte Sache."

Peter meinte, das könne doch wohl nicht so schwer sein, er habe ja gelesen, daß mit dem Kaiser Joseph ein jeder reden dürfe, sei er auch noch so gering.

„Zu dem Kaiser Joseph also willst du?" fragte da der Herr erstaunt.

„Ja," sagte Peter, „ich bin deshalb aus der Steiermark nach Wien gewandert." Und nun erzählte er ganz treuherzig, was er alles von dem guten Kaiser Joseph gelesen, wie lieb er ihn dadurch gewonnen und wie sehnlich er ihn zu sehen wünsche.

Dies schien den Herrn zu rühren. So ein winziges Bürschchen von zwölf Jahren wandert zu Fuß den weiten Weg aus einer entlegenen Provinz in die Residenz, um seinen geliebten Kaiser zu sehen. Das mochte wohl das erste Mal sein, daß ihm ein solcher Fall vorkam. Er nahm daher Peter bei der Hand und sagte: „Da du nun einmal den weiten Weg gemacht hast, um Kaiser Joseph II. zu sehen, so will ich dich zu ihm führen; sei also in einer Stunde am Eingang zu der Kapuzinerkirche und erwarte mich da, wir werden dann zusammen zu ihm gehen."

Der Herr aber schien an dem treuherzigen Jungen ein solches Gefallen zu finden, daß er ihm gern eine Freude machen wollte; er zeigte ihm daher manche Sehenswürdigkeiten der Wiener Hofburg. Wie erstaunte Peter über all diese Pracht! Zuletzt führte er ihn auch in einen tempelartigen Raum, wo alle Wände voll Bücher standen; auch Bilder, alte Handschriften und ähnliches lagen auf Tischen ausgebreitet.

Der Herr erklärte ihm, daß dies die Josephinische Bibliothek sei, was aber Peter damals noch nicht recht verstand.

Endlich zeigte man ihm auch einen Globus und belehrte ihn, daß auf dieser Weltkugel alle Länder und Gewässer der Erde aufgezeichnet seien. Das war Peter sehr interessant, noch interessanter aber war ihm, als er auf einer Landkarte sein geliebtes Waldbauernhaus vermerkt fand, worüber er in hellen Jubel ausbrach.

Als er dann alles genau besichtigt und sein gütiger Führer ihn noch einmal erinnert hatte, am Eingange der Kapuzinerkirche ihn zu erwarten, um mit ihm zu Kaiser Joseph zu gehen, verabschiedete er sich höflich und verließ die Hofburg auf demselben Wege, den er gekommen.

Es war ihm jetzt doch ein wenig bang zu Mute, vor einem so hohen Herrn zu erscheinen; indessen erinnerte er sich, was er alles von dessen Leutseligkeit gegen den geringen Mann gelesen, auch hatte ihm ja der freundliche Herr, dem er seine Zaghaftigkeit treuherzig anvertraut, versichert, daß Kaiser Joseph ihm nichts zu leide thun werde.

Zur bestimmten Zeit fand er sich bei der Kapuzinerkirche ein; auch der Herr war pünktlich, er kam mit einem Klosterbruder. Dieser öffnete das Thor zu einem kellerartigen Gewölbe, zündete eine Kerze an und geleitete die beiden Besucher eine finstere Treppe abwärts. Peter verwunderte sich dessen nicht wenig und dachte bei sich selbst: „Wie, sollte der Kaiser Joseph im Klosterkeller eingeschlossen sein? Das wäre doch sonderbar!"

Das Rätsel sollte ihm sofort gelöst werden. Man schritt jetzt zwischen Reihen von großen steinernen und erzenen Behältern hin, die aussahen, als ob es riesige — Särge seien. Vor einem derselben blieb Peters Führer stehen, entblößte sein Haupt und nahm auch Peter den Hut vom Kopfe, während er sagte: „Hier, mein Junge, in diesem Sarge ruht unser Kaiser Joseph." Man befand sich in der Kaisergruft. — Peter war durch diese Nachricht wie vom Blitz getroffen; das hatte er nicht erwartet. So hatte er also den weiten Weg fast umsonst gemacht, sein guter Kaiser, den er so gerne gesehen hätte, war schon lange, lange tot! Er war keines Wortes mächtig, sein Blick voll scheuer Ehrfurcht streifte kaum noch den Sarkophag, und seine Erschütterung trieb ihn aus der Gruft, um sich oben in einem Winkel der Kapuzinerkirche auszuweinen.

Sein Führer aus der Hofburg war ihm gefolgt, und des Knaben Schmerz rührte ihn so sehr, daß er beruhigend seine Hand auf dessen Schulter legte; auch machte er ihm den Vorschlag, ihn dem jetzigen Kaiser vorzustellen, aber Peter hatte jetzt alle Lust an der Kaiserstadt verloren, seine bittere Enttäuschung hatte ihn ganz wehleidig gemacht.

Was sollte er jetzt noch in Wien, jetzt, da sein guter Kaiser Joseph nicht mehr lebte! Der gegenwärtige Kaiser war ihm fremd, er hatte ja noch nichts von ihm gelesen und er scheute sich deshalb vor ihn zu treten.

Dankbar nahm er daher Abschied von dem gütigen Herrn, und ohne sich weiter um die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu kümmern, auf die er doch so begierig gewesen. war, trat er den Heimweg

an. Er hatte auf den Stefansturm steigen wollen, von wo man die beste Aussicht über die großmächtige Stadt habe, hatte in den berühmten Prater, den Volksgarten Wiens, gehen wollen, um auch die „schöne, blaue Donau“ mit ihren vielen Schiffen zu sehen, hatte den zoologischen Garten in dem nahen Schönbrunn mit den fremdartigen Tieren besuchen wollen; aber dies alles hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn, seitdem seine Hauptfreude, den Kaiser Joseph zu sehen, ihm benommen war.

Als er heimwärts wandernd wieder vors Thor kam, setzte er sich auf einen Stein, um sein baares Vermögen zu überzählen. Ach, damit sah es traurig aus — und Peters Miene mochte recht bedenklich ausgesehen haben, denn ein vorübergehender Mann, mit einem mächtig großen Barte, redete ihn an: „Was treibst du hier, mein Junge?“

Der Schelm saß unserm Peter immer im Nacken, trotz augenblicklicher Niedergeschlagenheit antwortete er sofort: „Ich warte auf etwas.“ „Auf was denn?“ fragte der neugierige Herr. „Auf einen Fünfguldenbeutel,“ war die schlagfertige Antwort.

„Nun“, meinte der Herr, „fünf Gulden will ich dir wohl geben, wenn du mit mir kommen willst.“ Peter traute zwar dieser Zusage nicht ganz, schließlich aber dachte er: „Den Hals wird er mir am Ende nicht abschneiden, denn er kann sich denken, daß bei mir nicht viel zu holen ist, und fünf Gulden, das ist immerhin ein hübsches Geld.“ Er stand daher auf und ging mit dem Langbärtigen, der ihn einen ziemlich langen Weg rückwärts in die Stadt in eine bescheidene Wohnung führte, in welcher eine Menge Bilder, aber alle ohne Rahmen, an den Wänden hingen. Es war das Atelier eines Malers.

Dieser, der Langbärtige selber, forderte nun unsern Peter auf, sich ruhig auf einen Stuhl zu setzen, den er in das rechte Licht schob, ordnete dann ein wenig an ihm herum und zeichnete ihn rasch ab. Peters Verwunderung war nicht gering, als er sein Bild auf dem Papier erblickte, noch größer war aber sein Erstaunen, als ihm der Maler wirklich eine Fünfguldenbanknote in die Hand drückte. Anfänglich wollte er sie gar nicht annehmen, dann meinte er, daß man einen schlechten Spaß mit ihm machen wolle, schließlich aber mußte er sich doch überzeugen, daß es eine wirkliche, echte Banknote sei, und daß man keinen Schabernack mit ihm trieb.

Ein anderer in Peters Alter hätte sich vielleicht Leckereien für dieses leicht erworbene Geld gekauft, allein unser Waldbauernbüblein kannte höhere Genüsse, als die des Gaumens — einen Augenblick lang dachte er freilich daran, seine müden Füße zu schonen und eine Strecke Weges der Heimat zu mit der Eisenbahn zu fahren;

doch der Gedanke, welch' schöne Bücher er sich für dieses Geld kaufen könne, die er dann selbst besitzen würde, ließ ihn seine müden Füße vorläufig vergessen.

Rasch entschlossen ging er in den nächsten Buchladen und kaufte sich die Geschichte von Kaiser Joseph II. und auch ein Buch über die Stadt Wien.

Freilich blieb ihm alsdann nur wenig von dem Gelde übrig, aber die geliebten Bücher waren nun auch sein Eigentum und ein stetes Andenken an seinen Aufenthalt in der großen Kaiserstadt.

Nun aber der weite Weg! Auf dem Herweg waren seine Kräfte noch frisch gewesen und die Erwartung hatte seine Schritte beflügelt; das war aber jetzt anders, und zudem hatte er nun auch die schweren Bücher zu tragen. Bald brannten ihm die Füße, er hatte wenig Nahrung zu sich genommen, dagegen viel Staub schlucken müssen; so kam es denn, daß er an diesem Abend in einem Städtchen, noch nicht besonders weit von Wien entfernt, ganz erschöpft auf eine vor einem Hause befindliche Bank niedersank.

Als die Eigentümerin des Hauses den todmüden, halb verschmachteten Knaben erblickte, erbarmte sie sich seiner, führte ihn in ihre Stube und erquickte ihn mit Speise und Trank. Nachdem er sich wieder erholt hatte, fragte sie ihn nach dem Woher und Wohin, und Peter erzählte ihr aufrichtig seine Erlebnisse.

Die gute Frau schüttelte nun allerdings den Kopf über den kleinen Abenteurer, stellte ihm auch vor, wie thöricht er gehandelt, als kleiner Junge mit ein paar Kreuzern in der Tasche so in die Welt hinein zu laufen, nahm ihn aber doch bei der Hand und führte ihn nach dem Bahnhofe, wo sie ein Billet für ihn kaufte, bis zu der Haltestelle gültig, die seiner Heimat am nächsten lag. So fuhr Peter denn doch auf der Eisenbahn; aber er mußte die Nacht hindurch fahren und kam erst in der Frühe des nächsten Morgens in die Heimat.

Sein Vater war ungehalten über sein langes Ausbleiben, denn man hatte darauf gerechnet, daß er zwei Tage früher zurück sein werde — die guten Leute hatten eben keinen Begriff von dem weiten Wege und von der großen Stadt gehabt, die Peter doch besichtigen wollte — als er aber hörte, wie elend es dem Knaben zum teil ergangen, was auch sein Aussehen bestätigte, so ließ er es ohne weiteres Schelten hingehen.

So war also die abenteuerliche Reise nach Wien noch glücklich abgelaufen.

Nun konnte Peter für lange Zeit von seinen Erinnerungen zehren, denn er mußte wieder seines Vaters Rinder und Schafe hüten wie zuvor. Dabei las er dann in den beiden mitgebrachten

Büchern, immer wieder von neuem beginnend, bis er sie fast auswendig wußte. Dann aber kam das Verlangen nach neuen; diese kosteten zwar Geld, indessen dazu ward gleichfalls Rat. Seine Mutter pflegte, wenn sie Eier vorrätig hatte, ihn mit denselben zum Wirt im nächsten größeren Dorfe zu schicken; dieser gab ihm dann jedesmal zwei Kreuzer Trägerlohn, welche Peter zusammensparte und in seiner Sparbüchse, einem roten hölzernen Ei, das ihm eine kinderfreundliche Hausiererin einstmals geschenkt hatte, sorgsam aufbewahrte. Dieses Geld hatte seine besondere Bestimmung, und niemals ließ Peter sich verleiten, es etwa des Sonntags, wenn er ins Dorf zur Kirche ging, für Obst oder sonstige Leckereien auszugeben; sein Sinn stand nach Genüssen höherer Art.

(Forts. folgt.)



Auflösung des Rätsels in Heft 6.

Natter, Tarent.

Rätsel.

Wenn Spanien sein Heimatland,
Ist dir's aus Schillers Dramen bekannt;
Wenn es durch Rußlands Steppen wallt,
So ist es kühl, oft eisig kalt,
Doch strebt es ohne Rast und Ruh
Dem warmen schönen Süden zu.

Verändert ihr den letzten Laut,
Hat mancher sich darin erbaut;
Setzt ihr ein Zeichen vorn noch an,
So ist's ein Mann aus Kanaan,
Und wird es dann noch umgewandt,
So herrscht es streng von Land zu Land.

(C. Leo.)

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5",
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg"
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnberg.

Am See.

Vergangen ist des Winters Nacht,
Zerronnen ist der Schnee.
Gott Lob, auch du bist aufgewacht,
Mein lieber blauer See!

Erstarrt lagst du im Eisesschrein,
Da rief der Lenz mit Macht, —
Wie süß muß solch Erwachen sein
In frischer Frühlingspracht.

Hast du wohl schon rundum geblickt?
Der Wald umgrünt die Höhn,
Mit Veilchen ist das Gras gestickt
Und weißen Tausendschön.

Und hast du schon rundum gelauscht?
Die Drossel singt im Ried,
Und durch die grünen Erlen rauscht
Des Bächleins frisches Lied.

Du lauschest wohl, — du liegst so klar,
Still, ohne Wellenschlag,
Und spiegelst rein und wunderbar
Den ganzen Frühlingstag.

Leis tritt aus holder Waldesnacht
An deinen Bord das Reh, —
Es freut sich auch, daß du erwacht,
Du lieber blauer See!

(Frida Schanz.)

Im Gefolge des Schwabenherzogs.

(Erzählung von Brigitte Augusti.)

I. Mutter und Sohn.

„Rudi! Rudi! — wo der Bube nur steckt! Kein Scheit Holz im Hause, und die alte Heidecke mag selber hingehen und sich das dürre Reisig zusammensuchen, wenn ihr der Rücken auch noch so weh thut! Ja, so sind die Buben! umherlaufen, fiedeln und schwatzen — das ist freilich leichter, als arbeiten und den Alten helfen!“

„Habt Geduld mit ihm, Mutter! Der Rudi ist brav und gut, aber solch ein junges Blut will auch einmal seine Lust haben. Den ganzen Winter über hat er still genug bei uns Frauen gesessen, aber wenn's Frühling und Sommer wird, treibt es ihn übermächtig hinaus, — das hat er vom Vater,“ setzte die Sprecherin leise hinzu.

„Ja, du weißt ihm immer das Wort zu reden, Petrissa,“ eiferte die andere, „und was wirst du damit erreichen? Daß der Bub' gerade solch ein Landfahrer wird wie sein Vater, — der dir das Herz gebrochen hat.“

Petrissa zuckte zusammen, als hätte eine rauhe Hand eine schmerzende Wunde berührt, aber sie zog es vor, zu schweigen. Sie war eine zarte, blasse Frau, die tagaus, tagein am Spinnrocken saß, denn sie war durch eine schwere Krankheit gelähmt und konnte sich ohne Hilfe kaum bewegen. Ihre Mutter dagegen war um so rühriger; sie schaffte von früh bis spät im Hause, in Feld und Garten und trug, trotz ihrer grauen Haare, den Nacken noch so aufrecht wie in der Jugend.

Die beiden Frauen lebten mit dem Rudi in einer Hütte am äußersten Ende eines fränkischen Dorfes; sie gehörten nicht zu den Wohlhabenden, aber auch nicht zu den Armen, denn Haus und Feld waren ihr freies Eigentum, und, dank Mutter Heideckes unermüdlicher Arbeit und Petrissas nimmer feierndem Spinnrocken, waren sie von niemandes Gunst und Gnade abhängig. Um sie aber in ihrem kleinen Besitz aufzusuchen, müssen wir uns um siebenhundert Jahre zurückversetzen, in die Zeit, da Kaiser Friedrich der Rotbart mit starker Hand über Deutschland regierte.

Petrissa hatte eine Weile in trüben Gedanken dagesessen, als draußen schnelle, elastische Schritte ertönten und gleich darauf durch die offne Thüre ein Knabe eintrat, von schlankem Wuchs, mit blondgelocktem Haar und einem Antlitz, das wie heller Sonnenschein glänzte. „Bist du allein, Mütterlein?“ rief er froh, indem er neben der Kranken niederkniete und seine Arme um sie schlang, „ich habe dir soviel zu sagen, dich soviel zu fragen!“

Sie strich ihm zärtlich die dichten Locken aus der Stirn. „Ich bin allein, Rudi, weil die Großmutter in den Wald gegangen ist, um Holz zu holen,“ sagte sie sanft; „sie war sehr böse auf dich, weil du nicht besser vorgesorgt hattest.“

Mit einem ärgerlichen Seufzer sprang Rudi auf: „Schon wieder böse? kann ich sie denn nie zufriedenstellen?“ Aber im nächsten Augenblick war er schon hinaus und lief in großen Sprüngen der Alten nach, die eben das Reisigbündel murrend auf den Rücken nehmen wollte. „Gebt her, Ahne!“ rief er, und ehe sie sich dessen versah, hatte er es ihr entrissen und auf seine starken, jungen Schultern gepackt; nun trug er es so schnell dem Hause zu, daß Mutter Heidecke kaum folgen konnte. So hörte er wenigstens die Scheltworte nicht, die ohne Aufhören ihren Lippen entströmten.

Ungeduldig wartete der Knabe auf eine Gelegenheit, um mit der Mutter allein zu sprechen, und kaum war nach der Mahlzeit die Alte ins Gärtchen gegangen und hatte sich dort in jäten und graben vertieft, als Rudi Holz und Messer hinwarf und sich der bleichen Frau zu Füßen setzte. „Mütterlein!“ hob er an, „ich habe heute Großes und Gewaltiges gehört! Das Herz ist mir so voll davon, daß es kaum noch Platz in der Brust hat, und hätte ich dir nicht bald davon erzählen können, so dünkt mich, es hätte seine Wände zersprengen müssen. Als ich heute früh ins Dorf kam, um Großmutters Auftrag bei der alten Selma auszurichten, da saß unter der Linde ein fremder Mann. Buntscheckig war sein Rock und am Rande tief ausgeschnitten, der Hut mit bunten Federn besteckt; das Haar war grau, aber der volle Bart noch dunkel, Wangen und Hände braun verbrannt, aber darüber leuchteten die



Augen wie helle Sterne. Und dann nahm er die Harfe zur Hand und fing an zu singen — o Mutter, so Schönes hörte ich noch nie! Er sang von unserm großen Kaiser Friedrich mit dem roten Bart, wie er über die Alpen gezogen sei, um die aufrührerischen Städte des welschen Landes zum Gehorsam zu zwingen. Da war eine, die sie Mailand hießen, weil in ihr immer der üppigste Frühling grünte und blühte und Schnee und Eis nur dem Namen nach bekannt waren; die hatte dem Kaiser lange widerstanden, denn sie wollte ihr eigener Herr sein und keinen fremden Herrscher über sich anerkennen. Aber der Rotbart war stärker, als sie, und sie ward so hart bedrängt durch Feuer und Schwert und bittere Hungersnot, daß sie sich endlich ergeben mußte.

Da waren sie denn aus dem Thor hervorgekommen, die trotzigen Bürger, bleich und abgemagert, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupt und Kreuze in den Händen, und hatten laut um Gnade und Erbarmen geschrieen; vor ihnen her aber fuhr ihr höchster Stolz, ihr Carroccio (Fahnenwagen) mit dem weißen Stadtbanner, das schon in manchem ehrenvollen Kampfe die Mailänder zum Siege angeführt hatte. Das gaben sie in des Kaisers Hände samt den Schlüsseln der Stadt — und warteten demütig auf sein Urteil; heimlich aber waren sie dennoch eines gnädigen Bescheides gewiß. Alle Fürsten und Ritter rings umher waren tief ergriffen von der Schmach der stolzen Stadt, aber in des Kaisers Seele kam kein Mitleid; er durfte nicht weich werden bei all dem Jammer, denn in seine Hände hat der höchste Gott das Richteramt gelegt, um die Schuldigen mit strenger Gerechtigkeit zu strafen. Mailand, die Starke, Reiche, Prangende, mußte gebrochen werden; ihre Häuser gingen in Flammen auf, ihre festen Mauern wurden zerstört, ihre Einwohner hinaus getrieben; über die öde Stätte aber, wo einst die herrliche Maiblume geblüht, ließ der erzürnte Kaiser kreuzweise den Pflug ziehen und Salz in die Furchen streuen, zum Zeichen des Fluches und der Unfruchtbarkeit für alle Zeiten.

O Mutter, mir bebte das Herz vor Entsetzen bei der schrecklichen Geschichte — und doch sehe ich immer den Kaiser vor mir stehen, so hoch und erhaben, voll strengen Ernstes und voll gewaltiger Kraft und Majestät. Noch bin ich nur ein Knabe, aber ich fühle meine Kräfte täglich in mir wachsen, und ich wüßte mir nichts Schöneres, als ihm zu folgen und für ihn gegen seine Feinde zu kämpfen!"

Rudi hatte in steigender Erregung gesprochen, sein Blick war in die Ferne gerichtet; so hatte er nicht bemerkt, daß seine Mutter bei dieser Erzählung bleicher und bleicher wurde und die Hand aufs Herz preßte; erst, als er geendet, sah er, daß sie in ihrem Sessel

zurückgesunken war und die Augen geschlossen hatte. „Mutter, Mutter!“ rief er in tötlichem Schrecken, „habe ich dir wehe gethan? Um aller Heiligen willen, was fehlt dir? Du bist doch nicht krank? Du wirst nicht sterben?“

Petrissa that einen tiefen Atemzug und schlug die Augen wieder auf: „Nein, Rudi, ich sterbe noch nicht,“ sagte sie mit mattem Lächeln, „obgleich es mir tausendmal besser wäre, als dies arme einsame Leben immer weiter zu führen, wenn du von mir gehst. Aber der lieben Mutter Gottes sei Dank! noch ist dies nur das müßige Geschwätz eines unmündigen Knaben, noch müßten Jahre vergehen, ehe du die Waffen tragen und denselben Weg einschlagen könntest wie dein Vater. O, mein Konrad, warum hast du mich verlassen? warum bist du nie — wieder zu deinem treuen Weibe zurückgekehrt, das dich nimmer vergessen kann?“

„Erzähle mir von meinem Vater, Mütterlein,“ bat Rudi in scheuem Ton, „wo ist er geblieben? warum spricht die Ahne nur mit Scheltworten von ihm? war er nicht gut? Manchmal ist mir's im Traum, als sehe und hörte ich ihn, aber wenn ich's recht fassen will, ist das Bild wieder zerflossen und alles leer und still.“

„Er war gut und liebreich wie wenige,“ erzählte Petrissa wehmutsvoll, „und glückliche Jahre habe ich an seiner Seite verlebt. Aber sein Blut war heiß und wallte leicht auf in zornmütiger Entrüstung — da gab es oft zu schlichten und zu beruhigen. Wenn der Frühlingswind von den Bergen wehte, dann wurden ihm die Wände des Hauses zu enge, dann trieb es ihn hinaus, um mit der Fiedel im Arm von Dorf zu Dorf zu wandern und mit den Vögeln um die Wette das Lob der neuerwachten Schöpfung und der lieblichen Maienzeit zu singen. Ich ließ ihn gewähren und suchte ihn nicht zu halten, aber die Großmutter schalt ihn heftig und gab ihm böse Namen. Da fuhr er einmal auf in hellem Zorn und schwur, er wolle so weit wandern, daß ihre scharfe Zunge ihn nicht mehr stechen könne, und ehe ich ihn begütigen konnte, war er fort. In einer Nacht pochte es ans Fenster, ich verließ eilends das Lager, auf dem ich schlaflos lag; da stand mein Konrad vor der Thür und sagte, er habe sich beim Grafen von Ellernburg als Knappe verdungen und müsse ihm nach Welschland folgen, um unter Kaiser Friedrichs Fahnen gegen die Aufrührer zu kämpfen. Ich weinte und flehte ihn an, bei Weib und Kind zu bleiben, aber er schüttelte traurig den Kopf und sagte, es sei zu spät, er müsse sein Wort halten. Doch solle ich unverzagt sein und treulich auf ihn warten, er komme wieder, sobald die Heerfahrt beendet sei.

Das war vor acht Jahren, und vielleicht hat er es mit angesehen, wie das stolze Mailand gedemütigt ward, aber wiedergekommen

ist er nicht, und kein Sterbenswörtchen habe ich von ihm gehört bis auf diesen Tag."

„Armes Mütterlein!" sagte Rudi unter Thränen, indem er ihr zärtlich die Hände küßte, „deshalb bist du so blaß und so traurig!"

„Viel hundertmal habe ich auf dem Berge gesessen und nach ihm ausgeschaut," fuhr Petrissa wie träumend fort; „ich bat die Schwalben und die Kraniche, die gen Süden zogen, sie sollten ihm Botschaft bringen, wie heiß ich ihn herbeisehnte, — aber sie verstanden mich und meine Klagen nicht. Einmal überfiel mich ein Unwetter, als ich droben saß; der Sturm riß mich zu Boden, der Regen peitschte auf mich nieder, die Äste flogen mir um den Kopf; da verlor ich Sinne und Gedanken und blieb wie tot liegen. Am andern Morgen fand mich die Großmutter; wohl schalt sie heftig auf meinen Unverstand, aber sie trug mich auf ihrem Rücken heim und pflegte mich in schwerer Krankheit, wie nur eine Mutter ihr Kind pflegen kann. Allmählich genas ich wieder, aber meine Füße waren in der furchtbaren Nacht gestorben; sie trugen mich nicht mehr, und ich blieb ein hilfloser Krüppel. Was wäre aus mir und dir geworden, ohne ihre aufopfernde Fürsorge? Ihr Herz ist so gut . . . ."

„Aber ihre Zunge ist voll Gift und Galle!" warf Rudi erregt ein; „ich kann den Vater wohl begreifen, der davor in die Ferne entwich."

„Nein, Rudi, so darfst du nicht sprechen. Wenn wir in eine Wagschale all' ihre Gutthat legen und in die andere ihre Schwachheit, so schnellt die letzte hoch in die Höhe. Ich bin auch gewiß, daß dein Vater ihr nicht lange gezürnt, sondern wohl bald seine eigene Raschheit bereut hat; er kennt ihre Güte und Treue wohl."

„Bist du sicher, Mutter, daß der Vater tot ist?" fragte der Knabe nach einer Weile stillen Sinnens.

„Nein, ich kann's und will's nicht glauben!" rief Petrissa mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Sieh, Rudi, wenn ich es genau wüßte, daß er in rühmlichem Kampfe gefallen und ehrlich begraben wäre wie ein rechter Kriegsmann, so könnte ich eher zur Ruhe kommen. Aber mein Konrad hat mir beim Abschied gesagt: wenn ich sterbe, sollst du sichere Botschaft erhalten; bis dahin höre nicht auf, für mich zu beten und mir die Treue zu bewahren. So weine und bete ich immer noch, schon recht lange Jahre hindurch! und immer, wenn ich verzweifeln will, ruft eine Stimme mir zu: halte aus! er lebt! er kommt wieder! Kann das Lug und Trug sein? oder ist's nicht vielmehr ein guter Engel, der mir solchen Trost zuraunt?"

Mutter Heideckes Eintritt unterbrach das vertrauliche Gespräch; als sie sah, daß der Löffel, den Rudi ihr schnitzen sollte, noch lange nicht fertig war, schalt sie heftig auf den Nichtsthuer, den Tagedieb, der den halben Tag auf den Straßen herumlaufe und die andere Hälfte daheim mit Faullenzen zubringe. Aber der Knabe hörte sie kaum; seine Seele war von ganz andern Bildern und Gedanken erfüllt. (Forts. folgt.)

Eine Schaluppenfahrt.

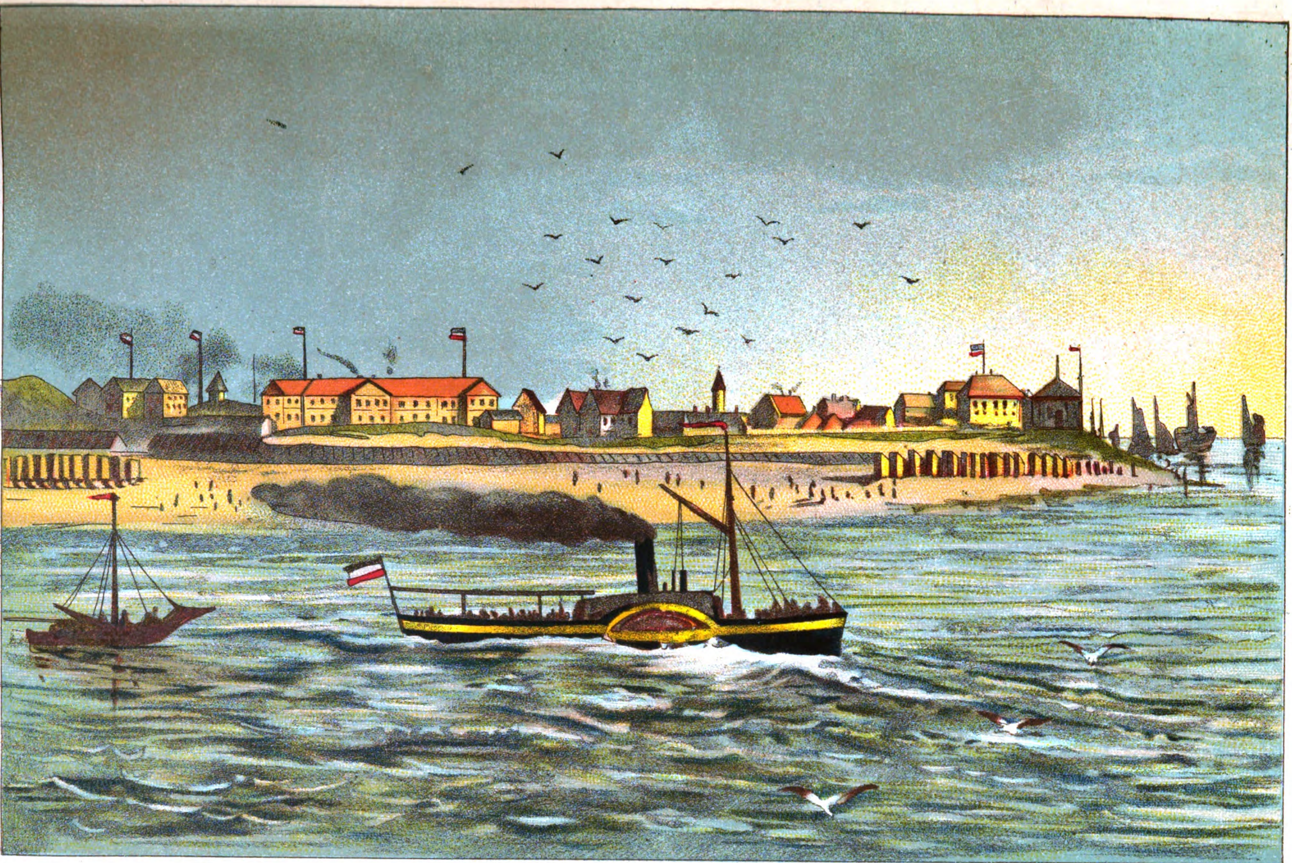
(Von F. Andreae.)

Hast du es schon gesehen, das gewaltige, unermeßliche Meer mit seinen mächtigen Wogen? Wie die dunkeln Wellen mit den weißen Schaumkronen daher brausen, um sich mit lautem Tosen auf den Strand zu werfen oder an den Uferklippen zu brechen?

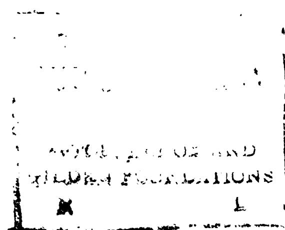
Hast du es jemals gesehen, du wirst's nimmer vergessen! Du wirst auch wissen, daß man nicht müde wird, das ewige Spiel der Wellen zu beobachten, Ebbe und Flut zu belauschen, die kleinen Fischerboote mit den weißen Segeln weit draußen zu verfolgen und die stattlichen Dampfer daher fahren zu sehen. Du kennst dann auch den unendlichen Reiz, welcher darin liegt, den kleinen Seetieren nachzuspüren: den Seesternen an den Steindämmen der „Buhnen“ in ihren Verstecken und den wunderlichen Einsiedlerkrebsen in ihren Schlupfwinkeln; die Taschenkrebse auf dem nassen Sande des Strandes seitwärts marschieren zu sehen und dann — das allerschönste! — Muscheln und Seetang und Seerosen und Korallenstückchen am Strande zu suchen, welche die zurücktretende Flut in reicher Fülle zurückgelassen hat. Stunden lang, immer und immer wieder, giebt man sich diesem Vergnügen hin, und zuletzt ist man fast genötigt, für seine Sammlungen einen Koffer anzuschaffen, wenn man sich beim Scheiden nicht von seinen Schätzen trennen will.

Auch wir befanden uns nach einem vierzehntägigen Aufenthalte auf der Insel Norderney in dieser angenehmen Lage! Ich hatte ein ganzes Brett voll Seesterne vor meinem Fenster an der Sonne zu Stein getrocknet, um sie daheim verschenken zu können, und die herrlichen Muscheln durften natürlich auch nicht zurückbleiben und noch weniger der wunderliche Seetang! Alle diese Raritäten mußten mitgenommen werden, es fragte sich nur: wie?

Vetter Max schlug vor: wir wollten zusammen ein Fischerboot mieten, das sollte unsre Schätze nach Bremerhafen bringen und dort würden wir dann weiter sehen. Dieser Einfall diente zur allgemeinen Heiterkeit in unserem kleinen Kreise und verschaffte Max den



Norderney.



Spitznamen: „Muschelboot.“ Onkel Regierungsrat, Maxens Vater, sann übrigens auf andern Zeitvertreib für uns, weil ihm die täglich anwachsenden Sammlungen doch gar zu bedenklich wurden.

Bei unsern täglichen Strandpromenaden hatten wir mit steigendem Interesse die Dünen der Insel Juist, nordwestlich von Norderney, im hellen Sonnenschein herübergrüßen sehen, scheinbar so nahe, daß man glaubte: ein halb Stündchen über die See spaziert, — so sei man drüben. Es war sehr verlockend, diese kleine Insel, deren Pfarrer vor mehr als 100 Jahren (1750) zuerst die heilkräftige Wirkung der Seebäder entdeckt haben soll, einmal zu betreten!

Fuhren doch täglich Schaluppen und Boote zu Vergnügungsfahrten hinaus in die See. Weshalb sollte man nicht auch hinüber nach Juist fahren können? Das war gewiß sehr einfach. Zwar behaupteten Bekannte, welche von unserm Verlangen nach Juist hörten, eine Fahrt dorthin habe ihre Bedenken und sei nicht ohne Gefahr. Die Schiffer jedoch, welche mit ihren kleinen Fahrzeugen Tag für Tag an den Buhnen lagen und nach Gästen ausschauten, versicherten: die kurze Fahrt habe keine Schwierigkeiten, wenn man nur den richtigen Wind dazu abwarten wolle.

Das wollte man natürlich, und unsre Geduld wurde nicht allzulange geprüft. Onkel hatte sich mit dem Besitzer einer Schaluppe besprochen, dem natürlich die Wahl eines passenden Tages anheim gestellt werden mußte, und damit waren die Würfel gefallen. Die gute Tante mochte protestieren, soviel sie wollte, und uns immer wieder darauf hinweisen, wie geldgierig diese guten Leute seien, wie sie sicherlich nicht nach unserm Wohlergehen fragen würden, wenn sich's um ihren Geldbeutel handelte, — es half alles nichts! Die Fahrt nach Juist war einmal beschlossene Sache und gab's dabei ein kleines Abenteuer zu bestehen, — um so interessanter!

So vergingen einige Tage bei stiller See. Da war keine Rede von Segelfahrten. Eines Morgens hatte sich der Wind gedreht, wir hatten Südwest und ziemlich bewegte See, und der Himmel hing voll dunkler Wolken. Man rüstete sich auf Regenwetter, niemand dachte heute an eine Seefahrt.

Nichtsdestoweniger erschien um neun Uhr unser biederer Schaluppenmann mit dem wettergebräunten Seemannsgesicht und erklärte: Heute sei günstiger Wind zum Segeln, wenn die Herrschaften geneigt wären. Hinüber nach Juist — müßten wir freilich mit „halbem Wind“ fahren, aber herüber kämen wir dann um so rascher.

Der Onkel, als Präsident unsrer kleinen Gesellschaft, fuhr den Mann gewaltig an: „Ich glaube, Sie sind toll, Bester? Sie denken wohl, wir wollen eine Spazierfahrt im Regen machen?“ Aber der Seemann ließ sich nicht abweisen: „Herrschaften verzeihen, — ein

wenig Regen macht nichts und der Wind ist günstig" lächelte er, während wir mit etwas bedenklichen Gesichtern den Himmel prüften, der sehr drohend aussah. Niemand hatte heute Lust, am wenigsten die Damen. Doch wir wurden den zähen Ostfriesen nicht los. Er hörte nicht auf, uns die Vortrefflichkeit des Windes zu schildern, und stellte uns, — „Herrschaften verzeihen" — die Möglichkeit vor, dann während unseres hiesigen Aufenthaltes gar nicht mehr segeln zu können. Von Gefahr sei gar keine Rede! Er wolle sein Leben auch nicht dran wagen u. s. w.

Endlich willigte man ein, nur um ihn fort zu bringen. Wohl war uns jedoch nicht bei diesem bevorstehendem „Vergnügen."

Dennoch waren wir um 10 Uhr vollzählig an einer Buhne des Südweststrandes versammelt, von wo aus die Boote und Schaluppen abzufahren pflegten. Unsere Gesellschaft bestand aus Onkel und Tante Regierungsrat mit dem achtjährigen Max und seiner elfjährigen Schwester Marianne, aus einer jungen, sehr tapfern Schwägerin des Onkels, die meine Freundin war, aus einem uns befreundeten Studenten und meiner Wenigkeit. Wir waren also: sieben! Eine heilige Zahl und sicherlich ein gutes Omen! Vor der Hand empfanden wir jedenfalls keinen Nutzen davon. Denn das Wetter sah mehr als bedenklich aus. Die See ging sehr hoch, der Himmel war dunkelgrau, der Wind wollte uns fast die Hüte nehmen. — Aber da war ja schon das kleine Boot an der Buhne, um uns abzuholen, und drüben lag die Schaluppe, der Gäste harrend!

„Nur Mut! Man muß alles probieren," sagte der Hanswurst, „als er gehenkt werden sollte" — rief der Student mit komischem Ernst und sprang als erster in das stark schaukelnde Boot. Ein als Brücke von der Buhne hinüber gelegtes Brett wollte bei dem heftigen Schwanken nicht liegen bleiben. So vollzog sich unsere „Einschiffung" mit etlichen Schwierigkeiten, und besorgte Blicke der Umstehenden folgten den kühnen Seefahrern. Die Überfahrt — 10 Personen mit den drei Schiffern, in dem winzigen Schaluppenboot, — hatte bei diesem Seegang jedenfalls ihre Bedenken. Doch kamen wir, von einigen lauten Schreckensrufen der Zuschauer begleitet, glücklich hinüber, und mit Hülfe eines senkrecht herabgelassenen Trittes und der dargereichten Hand des immer lächelnden Schiffers, auch glücklich an Bord der Schaluppe. — Dies war das Vorspiel zu der Vergnügungs-Tragödie!

Die Schaluppe, auf welcher wir uns befanden, war etwa 30—40 Fuß lang und 10 Fuß breit, auf dem Deck mit 2 Querbänken versehen, ohne jeglichen Schutz gegen Wind und Wetter. Es blieb uns nichts übrig, als auf diesen Holzbänken Platz zu nehmen, denn ein Geländer an dem Rand des Schiffes gab es nicht.



Die Gabe der Nixen.

Nur eine etwa 20 cm hohe Leiste lief rings ums Deck, als einzige Schutzwehr gegen das Über-Bord-Fallen, was bei diesem Wetter gerade kein Kunststück gewesen wäre. Nun kam's:

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!
Segel gespannt und den Kompaß gerichtet!"

Alles stimmte, bis auf den Kompaß, der nicht vorhanden war, sondern durch ein Steuerruder vertreten wurde, welches unser vergnügter Schiffsbesitzer in höchst eigener Person regierte. Dabei erteilte er den zwei Schiffsknechten beim Aufziehen der Segel fortwährend in einem uns völlig unverständlichen Platt seine Befehle.

Sehr ungemütlich war die bedenklich schiefe Lage unserer Schaluppe! Auf der einen Längsseite nur etwa 3 Hand breit über Wasser, hob sich die andere Seite, von woher der Wind in die drei mächtigen Segel blies, über meterhoch empor. Dadurch rutschten wir natürlich immer nach der Seite hinunter, wo die Wellen fortwährend über Bord spritzten und in kleinen Unterbrechungen einen Teil des Decks überspülten.

Das nannte man also „mit halbem Wind fahren!" So erklärte der Schiffer. Uns schien es gleich bedeutend mit: Jetzt fallen wir um! Man denke sich dieses Vergnügen!

Wunderbarer Weise fielen wir nicht um, sondern kamen auf unserer schiefen Ebene munter vorwärts und vertrieben uns die Zeit mit allerlei Witzen, welche der Student zum besten gab. Man mußte über den Unsinn lachen, aber so recht von Herzen kam's wohl keinem!

Einer der alten Schiffsknechte kniete sehr häufig mit einer langen, eisenbeschlagenen Stange am Rand des Schiffes, um zu untersuchen, ob keine Sandbank käme, deren einige auf dieser Strecke nmsegelt werden müssen. Und kunstgerecht wurden sie umsegelt!

Mariannchen machte inzwischen kunstgerechte Anstalten, seekrank zu werden! Das war kein Wunder; denn wir wurden tüchtig geschaukelt, und wer dabei ohne Beschwerden blieb, der konnte sich als „seefest" glücklich preisen!

Von Minute zu Minute lebte ich in der angenehmen Hoffnung, unsere Schaluppe würde nun eine anständigere Lage annehmen; denn dies beständige Rutschen war höchst fatal.

„Wie lang fahren wir denn noch mit halbem Wind?" fragte ich endlich den Schiffer.

„Herrschaften verzeihen, bis nach Juist," lautete die tröstliche Antwort. —

Das nannte man also: Vergnügen! — Nach zweistündiger Fahrt sahen wir endlich den Strand von Juist vor uns; aber nicht

etwa den Südstrand, an dem sonst die Schiffe landen, sondern den nordöstlichen Badestrand, der bedeutende Brandung zu haben schien. Wir mochten noch eine Viertelstunde von der Insel entfernt sein, da wurde ungeachtet unseres eifrigen Protestierens Anker geworfen und nun hieß es ohne Erbarmen: „Ins Boot!“ Das war eine harte Zumutung.

Das Boot war während der ganzen Fahrt an einem Tau nachgeschleppt worden durch die schäumende See und daher gehörig naß. Unsere Füße standen im Wasser, das mehrere Zoll hoch den Boden des Boots bedeckte, unsere Kleider machten ebenfalls genaue Bekanntschaft mit dem Salzwasser, und als auf des Schiffers Befehl jetzt auch beide Knechte in das kleine Boot sprangen, ging dasselbe so tief, daß uns nun die bisherige Fahrt „mit halbem Wind“ gegen diese Bootfahrt gemütlich scheinen wollte. In der That sollten wir jetzt erst recht erfahren, was eine Schaluppenfahrt als Vergnügen zu bedeuten hat! (Schluß folgt.)

Die Gabe der Nixen.

(Erzählung von Frida Schanz.)

„Verzweifelt nur nicht,“ sagte die alte blinde Lene und streichelte mit der welken Hand tröstend die blonden Köpfchen der beiden Kinder, die leise schluchzend neben ihr auf dem Bänkchen vor dem Armenhause saßen.

„Aber es ist so entsetzlich traurig,“ klagte die kleine Käte. „Was soll daraus werden?“

„Ich weiß auch keinen Rat,“ flüsterte Martin. „Kein Pfennig im Haus, und die Mutter zum Sterben krank. Sie hat immer noch geglaubt, sie könne die Spitzen fertig nähen für die Frau Gräfin; das hätte gleich ein paar Thaler ins Haus gebracht; aber sie ist so schwach, daß sie die Hände kaum rühren kann; wir sollen der Frau Gräfin morgen die angefangene Arbeit bringen und sagen, die Mutter könne nicht weiter, daß sie doch weiß, woran sie ist. Was aber aus uns werden soll —.“

„Kinderle“, sagte die alte Lene, „ich bitte euch noch einmal, verzweifelt nicht. Der liebe Gott macht euer Mutterle wieder gesund, gewiß, ganz gewiß. Und auch sonst wird er euch helfen. Du liebe Zeit, ich habe schon manchen Fall erlebt, wo er die Leute wunderbar aus der tiefsten Not errettet hat. Da war ein junger Müller hier im Dorf zu meiner Jugendzeit, der war durch Krankheit und Unglück in Schulden gekommen und wußte nicht wo aus noch ein.

Die Gläubiger wollten ihm die Mühle, sein liebes Erbteil, nehmen samt dem Gärtchen und den paar Feldern, die dazu gehörten. Darüber brach ihm fast das Herz, und er ging am Abend vor dem Verkauf in bitteren Thränen am Seegestad entlang und frug sich, ob es wohl Sünde sei, wenn er seinem traurigen Leben im kühlen Wasser ein Ende machte. Da blitzt es auf einmal zauberhaft dicht vor ihm im Sande, und als er sich bückt, hält er ein Perlengeschmeide von uralter köstlicher Arbeit in der Hand. Das war von unermeßlichem Wert und hat ihm aus aller Not geholfen. Die Leute schwatzten natürlich viel und meinten, die Kette sei ein Geschenk der Nixen und werde dem Müller Verderben bringen. Aber der Pfarrer hatte recht: sie war eine Gabe Gottes und hat dem Manne, der sie in Demut hinnahm, lauteres Glück gebracht. Wer weiß, wer in ur-, uralten Zeiten den Schatz im See verloren hat, und wer weiß, was der See noch birgt! Aber der liebe Herrgott findet auch sonst Mittel und Wege, zu helfen, wo er will. Fürs nächste getröstet euch nur, ich hab noch ein Silberstück in meiner Lade."

Aber die Kinder schluchzten noch mehr. Es sah der alten, guten Lene ähnlich, auch ihren letzten Spar- und Notpfennig noch herzugeben, aber wie traurig war es, diesen annehmen zu müssen! Die arme Witwe, die jetzt drinnen im Armenhaus auf dem ärmlichen Strohlager in unruhigem Fieberschlummer lag, hatte einst bessere Tage gesehen, und auch den Kindern war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß die arme Alte, die sonst an der Thüre ihres Elternhauses gebettelt, ihnen nun selbst ihr letztes Scherflein als Almosen reichen würde. Mitten im kräftigsten Alter war der junge Pächter, das Haupt und der Ernährer der Familie, gestorben, und das Elend war nun rasch und unaufhaltsam über die Witwe und die Waisen hereingebrochen. Lange Krankheit machte ihr jede schwere Arbeit unmöglich, und nun hob das böse Fieber sogar den Verdienst ihrer fleißigen Hände auf!

Ein Glück, daß die Blinde mit ihrem treuen Herzen als Trösterin und Raterin nahe war!

Aber heute vermochte selbst ihr Zuspruch die betrübten Herzen der beiden Kinder nicht aufzurichten. Hunger thut weh, und das Gefühl, daß nun wirklich alles zu Ende und die bitterste Not so nahe sei, erfüllte die armen Dinger mit trostloser Angst.

Während die Alte nach ihrem versteckten Schatze in der alten Lade umhertastete, sahen die beiden dunkelblauen Augenpaare einander durch Thränen an.

„Ach, Martl, wenn Gott uns hülfe!"

„Ich habe schon so viel, so viel gebetet. Ich glaube, er hört uns nicht! — Oder haben wir ein Unrecht gethan?"

„Wir sind wohl manchmal recht arg gewesen, recht unnütz und wild, als es uns noch gut ging! Martl, weißt du, vielleicht sind es doch die Nixen gewesen, die damals dem armen Müller halfen. — Wenn der liebe Herrgott uns bös ist, so wissen sie doch gewiß nichts davon, und wenn wir sie recht flehentlich bitten, haben sie Erbarmen. Weißt du,", — sie bog sich dicht zu seinem Ohr, — „versuchen sollten wir's. Komm mit an den See! Vielleicht finden wir auch ein so kostbares Geschmeide."

Martin erklärte nach einigem Nachdenken, mitgehen wolle er schon, aber der Glaube, daß es Nixen gebe, sei Unsinn und Märchenthorheit. Was auf Erden Wunderbares geschähe, käme von Gottes Hand.

„Ach, wenn der liebe Herrgott an uns ein Wunder thun wollte! Wenn wir's auch nicht verdienen", sagte er treuherzig.

„Ich will noch einmal recht innig beten", flüsterte das Schwesterchen.

So gingen sie schweigend und nachdenklich die Fahrstraße zwischen den Wiesen entlang und bogen dann in den schmalen, feuchten Fußweg ein, der zwischen hohem wehenden Gras und dichten Rohrbüscheln in leichter Senkung hinab zum See führte.

Dunkel und still lag der weit ausgebreitete glatte Wasserspiegel zwischen dem blumigen Wiesengrün. Es war ein tiefes, unheimliches Gewässer, dieser See mitten in der weiten, sumpfigen Niederung. Nicht freundlich und licht wie die durchsichtig-klaren Seen der Gebirge lachte er zum blauen Himmel auf, sondern trüb und finster lag er da, wie eine Seele, die ein trauriges Geheimnis birgt.

Die Kinder schritten rings um den vielfach ausgebuchteten, weiten Rand des Wassers, die kleine Käte immer noch mit gefalteten Händen, rührende Andacht auf dem zarten Gesichtchen, Martin sorgenvoll und ernst und mehr mit dem Gedanken an die arme kranke Mutter beschäftigt, als mit der Hoffnung auf das Wunder, auf welches Kätchen hoffte.

„Komm nach Haus, Käte," sagte er, als sie den ganzen See umgangen hatten, „die Mutter könnt' aufwachen; du siehst, der See wirft den armen Leuten keine Perlen mehr vor die Füße."

Aber Kätchen sah ihn flehend mit ihren großen schönen Augen an. Sie konnte sich manche Dinge so lebhaft einbilden, und ihr ganzes kleines heißes Herzchen war jetzt davon erfüllt, der See müsse ihr Hülfe bringen.

„Martl, ich bitte dich, bleib noch," schmeichelte sie. „Sieh, da liegt Fischerpeters Kahn, er schilt nicht, wann wir einmal aufs Wasser hinaus rudern. Ich will es den Nixen in den tiefen Grund hinab rufen, sie müssen uns helfen."

„Schon wieder die Nixen!" brummte Martl, aber er löste doch das schmale Schiffchen vom Uferpfahl, ließ Käte hineinsteigen

und ruderte mit der langen Stange in den See hinaus, wie der alte Fischer es ihm gezeigt.

Mit glühendem Gesichtchen rief die Kleine inständige, herzinnige Bitten in die dunkeln tiefen Wogen hinein. „Ihr Nixen, ihr seid so reich, werft uns ein einziges Goldringlein ins Schiff, so ist uns geholfen“ flehte sie mit schluchzender Stimme.

Den Martl dauerte das arme Ding, das sich mit so thörichten Erwartungen quälte. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fuhr er in eine schmale spitze Bucht des Sees hinein, wo gerade zwischen den dunkelgrünen tellerförmigen Blättern die großen weißen Wasserrosen aufgeblüht waren. Er wußte, wie sein Schwesterchen diese herrlichen silberreinen Strahlenblüten, die in der Gegend selten waren, liebte, und wirklich jauchzte die Kleine hoch auf, als sie die schönen Blumen von fern erblickte. Gleich danach fing sie aber an um so bitterlicher zu weinen.

„Ach, Martl, was nützen uns denn jetzt die Rosen! Die Mutter ist zu krank, die schaut sie nicht an, und ich glaube, es ist fast eine Sünde, wenn ich mich so darüber freue, wo die Not so groß ist! Ach hätten uns doch lieber die Nixen geholfen!“

„Was da,“ sagte der Knabe, von einem plötzlichen frischen Gedanken beherrscht, „brich nur die Blumen und sammle sie. Das ist vielleicht gerade das Geschenk der Nixen. Wir können die Blumen morgen mit in die Stadt nehmen, irgendwo bekommen wir wohl ein paar Groschen dafür, da haben wir doch Brot für die nächsten Tage.“

Daß diese weißen Blüten, die doch jeden Sommer hier wuchsen, ein besonderes Geschenk sein sollten, gab Kätchen nicht zu, und daß jemand Geld dafür zahlen würde, glaubte sie auch nicht recht. Aber sie war doch froh, einen Vorwand zu haben, um sie zu pflücken. Mit wahrer Wonne hob sie die herrlichen Strahlensterne aus der Flut und brach die langen, feuchten Stengel. Das kleine Fischkörbchen, das im Kahne stand, war bald gefüllt, und immer noch lockten neue Blüten. Als der Kahn endlich nach seinem alten Platze zurücktrieb und die Kinder ans Ufer stiegen, sah Kätchens Antlitz wirklich so glücklich und getröstet aus, als trüge sie statt der nassen Seerosen ein Perlengeschmeide nach Haus, das ihr die Nixen geschenkt.

(Schluß folgt.)



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Am Thomastage war nämlich in jenem Dorfe alljährlich ein großer Jahrmarkt, und auf diesem kannte Peter eine Bude, die ihn vor allen andern anzog, es war eine Bücherbude; Volksbücher, besonders aber Kalender, waren da aufgelegt, und zwar Kalender, deren Hauptbestandteil, außer dem Kalendarium, aus Erzählungen, Gedichten, Beschreibungen und Anekdoten zusammengesetzt war; auch Bilder befanden sich darin, alles dies in Peters Augen wahre Schätze. Verzagt und schüchtern wagte er zuerst kaum nach dem Preise einer dieser Kostbarkeiten zu fragen. Würde wohl der Inhalt seines roten Eies hinreichen, um eines von den dünnsten zu erwerben? Allerdings war unter den Kupferkreuzern auch ein kleines Silberstückchen, das ihm einmal von einem Vetter geschenkt worden war — doch immerhin war seine Baarschaft nur gering, und ach, sein Herz hing doch an einem solchen Volkskalender, worin so schöne Sachen standen! Endlich ermannte er sich zu der entscheidenden Frage. Gottlob, der Preis überstieg nicht Peters Vermögen, doch ging es auch gerade drauf, aber der glückliche Besitzer des Kalenders fragte darnach nichts. Lustig und guter Dinge trug er seinen Schatz heim, und daß er ihn gründlich durchstudierte, läßt sich denken. Aber alles Ding hat ein Ende, ein Kalender auch — allerdings kann man damit immer wieder von vorn anfangen und dies that denn auch Peter; aber dabei freute er sich schon zum voraus auf den nächsten Thomasmarkt, wo es wieder neue Kalender gab. Aber das Jahr ist lang; und es kann gar vieles an 365 Tagen geschehen; dies sollte auch Peter erfahren. An einem dieser 365 Tage ging er nämlich auch wieder einmal mit einem Körbchen voll Eier durch den Wald nach dem Dorfe und glaubte schon, seine zwei Kreuzer Trägerlohn sicher in der Tasche oder vielmehr in seinem hölzernen Ei zu haben; allein Eier sind eine zerbrechliche Waare, die sich nicht ausbessern läßt, wenn sie einmal verunglückt ist; und wenn man nicht acht darauf hat, kann dies leicht geschehen. Das hätte auch Peter wissen können; statt nun aber auf seinen Weg zu achten, schaute Peterchen andern Dingen nach, stolperte dabei über eine Baumwurzel und — plumps! da lag der Junge samt den Eiern.

Von diesem Tage an vertraute seine Mutter ihm keine Eier mehr an; damit büßte er auch seinen Trägerlohn ein, und folglich konnte er am nächsten Thomastage auch keinen neuen Kalender kaufen.

Einen Kalender aber mußte er durchaus haben. Wie aber dies anfangen ohne Geld. Er sann lange nach und schließlich kam er auf den kühnen Gedanken, einen solchen selbst zu schreiben. So viel Geld hatte er am Ende doch noch, um Papier, Tinte und Federn kaufen zu können. Gedacht, gethan; flugs kaufte er sich das Nötige, und, den Kopf voll Pläne für diese erste schriftstellerische Arbeit, wanderte er wohlgemut heimwärts.

Unbewußt war er damit in die ihm vom Geschick bestimmte Laufbahn eingetreten.

Voll Eifer nähte er sich ein Schreibheft zusammen und schrieb dann darauf los, nach derselben Ordnung, wie er es in den gedruckten Kalendern gesehen hatte: Zuerst das Kalendarium mit seinen Wetterprophezeihungen, welche er ganz nach eigenem Gutdünken bestimmte; dann kamen Erzählungen, Gedichte — alles eigene Erfindung — und endlich auch das, was der lieben Schuljugend oft so viel Kopfzerbrechens verursacht, nämlich Aufsätze über die verschiedensten Dinge; ja er zeichnete sogar die Bilder für seinen Kalender selbst. Nun traf es sich einmal, daß er das Wetter richtiger prophezeit hatte als der gedruckte Kalender, diese Thatsache wurde bald bekannt und die Leute bekamen Respekt vor Peters Weissagungen, so daß sie seinen Kalender zu lesen begehrten; Peter aber war klug genug, sich das kleine Honorar von zwei Kreuzern für das Lesen und Anschauen zu sichern.

Unglücklicherweise aber verlor er das Zutrauen wieder, als er beim nächsten Jahrgange seines Kalenders Pfingsten vor Ostern verlegte. Nach diesem kleinen Versehen wollte niemand mehr seinen Kalender lesen. Gleichwohl hielt ihn dieser Umstand keineswegs ab, nacheinander fünf Jahrgänge zu schreiben, denn diese Arbeit machte ihm unendlich viel Freude und war ihm die liebste Unterhaltung. Allein dieser Liebhaberei durfte er sich nur in sehr beschränktem Maße hingeben, denn sein Vater hielt darauf, daß er mithelfe, das tägliche Brot zu verdienen, zumal die Familie nach und nach ziemlich stark angewachsen, auch von Unglücksfällen aller Art, als da sind: Krankheiten, Hagelschlag u. s. w. heimgesucht worden war, so daß sich ihr Wohlstand allmählich verringert hatte und also jedes Familienglied je nach Kräften bei der Arbeit zugreifen mußte.

Indessen hatte Peters jugendlicher Ehrgeiz eine Standeserhöhung zu verzeichnen: Er war vom Hirtenjungen zum Pflüger emporgestiegen, wonach er schon lange gestrebt hatte. So handhabte er denn eine zeitlang den Pflug und war nicht wenig stolz darauf, das Brot, das er aß, auch selbst bauen zu helfen. Leider war der gute Wille bei ihm stärker als seine körperlichen Kräfte; ein Landwirt muß eine gute Gesundheit und genügende Kraft zu seiner harten

Arbeit haben; deshalb wurde schließlich darüber beraten, zu welchem andern Berufe Peter wohl am geeignetsten sein möchte. Das Ergebnis dieser Beratung war, daß er entweder Pfarrer — da er ja doch so schön vorlesen und vorbeten könne, oder — Schneider werden solle. Die Bauern sind ja meist der irrigen Meinung, daß ein schwächlicher Mensch zu diesen beiden Berufsarten noch am ehesten tauge.

Um Pfarrer werden zu können, muß man studieren, allein das Studium kostet Geld, und der gute Waldbauer hatte dessen durchaus nicht im Überfluß; auch von anderer Seite hatte man nur auf geringe Unterstützung zu hoffen.

(Forts. folgt.)

Auflösung des Rätsels in Heft 7.

Don, Dom, Edom, Mode.

Scherzfragen.

1. Welche Biere werden nicht getrunken, sondern trinken selbst?
2. Welches Horn sitzt nicht am Kopfe, sondern hat selbst einen Kopf?
3. Welche Elle dient nicht zum Messen, sondern wird gegessen?
4. In welchen Landen wohnen keine Menschen?
5. Welche Menschen hauen und stechen täglich, ohne dafür bestraft zu werden?

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.

Briefe für die Redaktion bitten wir an

„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5“,

alle übrigen Zuschriften

An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg“

zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen

Band 7. **Nº 9.**

Kinder-Gartenlaube.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Das Schillerhaus in Gohlis.



Unser heutiges Titelbild zeigt ein gar unscheinbares Häuschen, aber ein Häuschen, das von gar vielen Fremden besucht und von allen, besonders aber von den Bewohnern des Dorfes Gohlis bei Leipzig und von den Leipzigern in hohen Ehren gehalten wird. Und das ist nicht zu verwundern, denn in dem Häuschen hat im Sommer des Jahres 1785 der deutsche Dichter Schiller gewohnt, und hier hat er sein berühmtes Lied an die Freude: „Freude, schöner Götterfunken“ 2c. gedichtet. Nach Leipzig war Schiller von begeisterten Freunden eingeladen worden, die seine traurige, gedrückte Lage in Mannheim kannten, aufs freundschaftlichste war er von ihnen aufgenommen worden, und hier in dem kleinen Häuschen zu Gohlis unweit Leipzig hatten sie ihm ein freundliches Unterkommen verschafft, sich so nahe, daß sie täglich mit dem neuen Freunde verkehren konnten. Da fühlte Schiller zum erstenmale von drückender Sorge sich frei, da jauchzte sein Herz auf in dem unsterblichen Liede an die Freude.

Nach einem halben Jahre schon folgte Schiller seinem Freunde Körner nach Dresden, die Einwohner von Gohlis aber waren stolz darauf, daß sie den Dichter einmal den Ihren hatten nennen dürfen, und zahlreiche Leipziger, sowie manche weit hergekommene Fremde kamen nach Gohlis, um in scheuer Ehrfurcht die Räume zu sehen und zu betreten, in denen der Dichter geweilt.

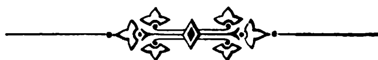
Stattlich waren diese Räume freilich nicht; die Oberstube nebst einer kleinen daranliegenden Kammer hatten die im Erdgeschoß wohnenden Bauersleute dem Dichter abgetreten, und die Einrichtung dieser Räume war die einfachste, die man sich denken kann.

Im Jahre 1845 ermietete der Leipziger Schillerverein diese Räume, und im Jahre 1856 brachte er das ganze Häuschen durch Kauf an sich, um die von dem Dichter bewohnten Räume möglichst in ihrem ursprünglichen Zustande zu erhalten, das ganze Haus aber zu einer Erinnerungsstätte für den deutschen Dichterfürsten zu machen. In der Unterstube finden wir jetzt eine Schillerbibliothek, d. i. eine möglichst vollständige Sammlung aller Ausgaben Schillerscher Werke, die in Einzeldrucken und in Sammlungen erschienen sind. Die Wände schmücken Bilder von Schiller aus verschiedenen Zeiten seines Lebens, Bilder aus seinem Freundeskreise, Schillersche Briefe unter Glas und Rahmen 2c., und auf den Tischen liegen als Andenken allerhand Gegenstände, die Schiller einst selbst besessen.

Außen am Hause ist eine metallne Gedenktafel angebracht, und im Jahre 1859 hat man an des Dichters hundertjährigem Geburtstage eine Schillerlinde vor dem Hause geflanzt, die kräftig gedeiht.

Alljährlich am Geburtstage des Dichters ziehen die Schulkinder des Dorfes unter der Führung ihrer Lehrer und zahlreicher Verehrer des Dichters nach dem Schillerhause, die metallne Gedenktafel wird bekränzt, Lieder werden gesungen, eine das Andenken des Dichters feiernde Ansprache wird gehalten, und zum Schlusse werden an die Kinder Bücher verteilt, die das Andenken des Dichters lebendig erhalten sollen.

So ehrt Gohlis seinen Schiller.



Im Gefolge des Schwabenherzogs.

(Erzählung von Brigitte Augusti.)

(Fortsetzung.)

II. Auf der Rotenburg.

Oberhalb des Dorfes erhob sich auf einem steil ansteigenden Hügel eine stolze Burg mit starken Mauern, Türmen und Zinnen; darin lebte ein edles, junges Paar. Es war mit den vornehmsten Geschlechtern des Landes verschwägert und rühmte sich naher Verwandtschaft mit den Hohenstaufen, also, daß der junge Ritter, Friedrich von Rotenburg, ein Neffe des regierenden Kaisers war, der ihm schon als Knaben die Herzogswürde von Schwaben und reiche Besitzungen in Franken verliehen hatte. Aber das war es nicht allein, was durch Deutschland und darüber hinaus seinen Namen bekannt und berühmt machte, sondern mehr noch, daß Herzog Friedrich ein so vollendeter Ritter war, hoch und stattlich von Gestalt, mit langen goldnen Locken, die ihm bis auf die Schultern herabfielen, und Augen so blau, als spiegele sich der Himmel darin; dabei kraftvoll und gewandt in allen ritterlichen Künsten, so daß er in Turnieren fast immer der Sieger blieb und die fahrenden Sänger und Spielleute seinen Ruhm laut in aller Welt verkündeten.

Aber nicht nur im kriegerischen Spiel, auch in manchem ernsten Kampfe hatte er schon den Sieg erfochten, und keinen treueren Freund und Anhänger besaß Kaiser Friedrich, als seinen Neffen und Namensvetter von Rotenburg. Neben ihm ward von den



Blick ins Dorf auf der Jnsel Juist.

Sängern seine junge Gemahlin Schwanhild als die Blume unter den Frauen gepriesen, deren zarte Haut das schimmernde Gefieder des Schwanes an Weiße beschäme.

Es war im Herbst des Jahres 1166. Wieder waren die kaiserlichen Herolde durch das Land geritten und hatten alle Ritter und Herren aufgeboten, mit Roß und Mann zum Heer des Kaisers zu stoßen, der einen Zug nach Welschland plante, denn trotz der furchtbaren Strafe, welche Mailand und einige gleichgesinnte Städte erfahren hatten, war der Geist des Widerstandes immer noch nicht gebrochen. Auf der Rotenburg herrschte ein reges Treiben: von allen Seiten strömten die Vasallen der fränkischen Herrschaft herbei, denen sich später die der schwäbischen Lande anschließen sollten. Nur die vornehmsten Herren konnten Aufnahme in der Burg finden, die Menge der Knappen und Mannen lagerte auf der großen Wiese am Fuße des Burgberges, wo man eine Menge leichter Zelte aufgeschlagen hatte, und wo die Pferde reiche Weide fanden. Welch ein munteres Leben entwickelte sich hier! Zu Scharen waren die Dorfbewohner herausgekommen, um den Fremden freundlichen Willkommen zu bieten, Männer und Kinder, Frauen und Mädchen drängten sich herzu und mischten sich fröhlich in das bunte Gewimmel. Da wurde um die Wette gelaufen und gerungen; da maß man die Kräfte, indem man mit großen Steinen warf, oder weite Sprünge machte. Hier sammelte sich ein dichter Schwarm um einen braunen Gesellen, der einen Bären nach eintöniger Melodie tanzen ließ, und hell kreischten die Weiber auf, wenn der täppische Tänzer einmal Miene machte, auf die Zuschauer loszugehen; dort scharten sich Krieger und Dörfler um einen Spielmann, der die lustigsten Weisen fiedelte uud die schönsten Lieder dazu sang, bis die Menge in einen bekannten Ton einfiel, sich paarweise zusammenthat und einen Reien schwang.

Auch Rudi trieb sich unter den Gruppen umher, aber ihn lockte heute weder Wettspiel noch Tanz, so sehr er sonst beides liebte; er spähte aufmerksam unter den anwesenden Spielleuten, ob er nicht den Sänger wiederfände, der neulich unter der Dorflinde das Lied von Mailands Fall gesungen hatte. Er war seit jenem Tage ernster und stiller gewesen, als sonst; in seinem Kopfe arbeiteten die Gedanken, und da er des Denkens völlig ungewohnt war, so machte es ihm viel zu schaffen.

Eins stand klar vor seiner Seele: er wollte der trauernden Mutter den Vater wieder zuführen, oder ihr die sichere Kunde von seinem Tode verschaffen, damit sie endlich Ruhe fände, aber wie er das eine oder das andere erreichen solle, das war ihm noch völlig dunkel. Vor allem galt es, den Spielmann wieder zu finden; er

war sicher selbst in Welschland gewesen, vielleicht wußte er etwas vom Vater, oder er konnte guten Rat geben, wo man nach ihm forschen solle.

Nach vielem Fragen, Beschreiben und Kopfschütteln sagte endlich einer der fahrenden Leute: „Wenn du den Heine von Ellerburg meinst, so mußt du ihn auf der Burg unter den Herren suchen; der ist viel zu vornehm geworden, um sich unter das gemeine Volk zu mischen."

Ellerburg — der Name berührte Rudi hoffnungsvoll, war nicht sein Vater unter dem Grafen von Ellerburg ins Feld gezogen? Er schlug sofort den Weg nach der Burg ein, und es gelang ihm, bei dem heutigen Auf- und Abstürmen von Rittern und Knappen, unaufgehalten über die sonst streng bewachte Zugbrücke in den innern Hof zu gelangen.

Hier war es fast noch voller und lärmender, als auf der Wiese, denn hier drängte sich eine Masse Menschen auf einen viel engeren Raum zusammen. Diener und Knappen standen in dichten Gruppen umher, zwischendurch liefen flinke Edelknaben mit dampfenden Schüsseln, die sie aus der riesigen Küche im Erdgeschosse des Pallas (Haupthauses), die breite Freitreppe hinauf, in den Saal trugen, wo die Herren tafelten. Andere kamen mit den Resten der Speisen die Treppe herab und hatten Mühe, sich der andrängenden Knappen zu erwehren, die ihnen die übriggebliebenen Leckerbissen gern aus den Händen gerissen hätten. Aber die Untergebenen des Truchseß hielten eifrig Umschau, und manch ein naseweiser Bursche fühlte sich unsanft auf die Finger geklopft, die sich nach unerlaubten Herrlichkeiten ausstreckten.

Mit einem Freudenrufe fuhr Rudi auf den schmerzlich gesuchten Sänger zu, den er endlich in einem stillen Winkel entdeckte. Aber Heine war nicht in der Laune, seine stürmischen Fragen zu beantworten; seine Stirn war düster umwölkt. „Laß mich in Frieden, Knabe," sagte er unwirsch, „ich habe Wichtigeres zu bedenken. Jeden Augenblick kann der Marschall nach mir schicken, um die Herren bei der Tafel mit Spiel und Gesang zu ergötzen, — und statt die gehoffte Ehre einzulegen, werde ich übel bestehen, oder doch nichts Neues vorbringen. Zum Kuckuck mit dem ungeschickten Buben, der mir meine besten Gedanken zu nichte macht."

„Was ist euch widerfahren?" fragte Rudi.

„Was nützt es, viel darüber zu schwatzen, du kannst mir doch nicht helfen," versetzte der Sänger ärgerlich. „Und der Lutz machte seine Sache so gut!"

„Der Lutz? sollte er auf der Fiedel spielen? Das kann ich auch, und besser als er!"

„Wirklich?“ fragte Heine mißtrauisch, indem er den Knaben prüfend ansah. Da liegt die Fiedel, der Lutz aber ist gefallen und hat sich den Arm zerbrochen, so daß er den Bogen nicht führen kann.“

Schnell griff Rudi nach der Geige, und nach kurzem Besinnen spielte er die Weise, nach welcher der Spielmann neulich das Lied von Barbarossas Heerfahrt gesungen hatte. Das Gesicht des Zuhörenden glänzte immer heller. „Junge, du bist ein Tausendsasa!“ rief er hocherfreut, „du hast mir die Weise so geschickt abgelauscht, als hättest du sie selber erdacht! Nun höre mir aufmerksam zu, denn machst du deine Sache da drinnen schlecht, so setzt es derbe Hiebe statt des Lohnes, sind die Herren aber mit uns zufrieden, so sollst du es nicht bereuen, dem Heine von Ellerburg aus der Not geholfen zu haben!“ Er unterrichtete ihn in kurzen Worten, in welcher Weise er seinen Gesang begleiten, wenn er schweigen und wieder einfallen solle; dann stattete er ihn mit Federmütze und bunten Bändern aus und war eben mit allem fertig, als der Ruf nach Heine, dem Spielmann, ertönte.

Mit klopfendem Herzen folgte Rudi dem Voranschreitenden und trat in den geschmückten Saal ein, wo an zwei mächtigen Tafeln die vornehmsten Grafen und Ritter des Frankenlandes bei einander saßen. Auch einige edle Frauen befanden sich in der glänzenden Gesellschaft, Schwanhild, die junge Gemahlin des Rotenburgers, und andere Damen, welche sich hier von ihren Gatten verabschieden und zugleich der mädchenhaften Herzogin in ihrer Einsamkeit ein wenig tröstende Gesellschaft leisten wollten.

Prächtig sah der große Saal aus, dessen Wände mit schön gewirkten Teppichen bedeckt waren, die teils aus Italien und teils aus dem Morgenlande stammten. Dazwischen hatte man blinkende Waffen aufgehängt, Beutestücke aus aller Welt Enden, vom Strande der Nord- und Ostsee, wo die wilden, heidnischen Slaven und Wenden hausten, bis nach Palästina hin, wo immer noch der Kampf gegen die Muselmänner um das heilige Grab tobte. Auf den langen Tafeln, die mit schön geränderten Linnentüchern bedeckt waren, prangten köstliche Gefäße von Gold und Silber, mit blitzenden Edelsteinen besetzt, der Fußboden war mit Binsen und Blumen bestreut. Fein gekleidete Edelknaben standen hinter den Gästen, um ihnen die Speisen aufzulegen, sie auf besonders gute Bissen aufmerksam zu machen und sie zum Trinken zu nötigen, während die Schenken unablässig die Tafel umkreisten, um jeden leeren Becher aufs neue zu füllen.

Es war für Rudi eine völlig neue Welt, die er mit geblendeten Augen staunend betrachtete, und es bedurfte eines kräftigen Winkes von Heines Seite, um den Knaben zum Bewußtsein seiner

Aufgabe zu bringen. Gewaltsam raffte er seine Gedanken zusammen, um seinem Meister keine Unehre zu machen, dann aber wars, als käme eine besondere Begeisterung über ihn; er spielte so rein und klar und schmiegte sich so völlig dem Gesange an, daß der Spielmann ihm vergnügt zunickte und die Gesellschaft immer aufmerksamer hinhorchte. Lauter Beifall belohnte die beiden, als sie geendet hatten; man warf ihnen Silbermünzen zu, welche Rudi mit geschickten Sprüngen aufzufangen wußte. Dadurch wurde das Vergnügen der Tafelnden noch erhöht; von allen Seiten flogen Geldstücke und Früchte auf ihn zu, und lautes Gelächter folgte jedem gelungenen Fange, den er jedesmal dem Spielmann in den Schoß fallen ließ; als aber die schöne, junge Herzogin ihm lachend eine Blume zuwarf, verneigte er sich artig, drückte sie an seine Lippen und steckte sie an die eigene Brust. Das gefiel den Damen wohl; sie riefen den schmucken Knaben näher an sich heran, steckten ihm leckere Bissen zu, ließen ihn aus ihren Bechern trinken und thaten allerlei Fragen an ihn, die er bescheiden, aber freimütig beantwortete. Dann mußten die beiden wieder spielen und singen, während die Männer weiter zechten und die Frauen ihnen zierlich Bescheid thaten; und als man endlich des Essens und Trinkens müde war, ließ man schnell die Tafeln forträumen und trat zum Tanze an. Das war freilich ein anderes Ding, als der lustige Reien auf dem Anger mit seinen tollen Sprüngen und seinem ausgelassenen Jubeln und Lachen; hier hielten die Paare mit leise schleifenden Schritten und sanften Bewegungen einen Umgang durch den Saal, während Heine und Rudi mit Gesang und Saitenspiel voranschritten und den Takt angaben.

Es war spät geworden, ehe das Fest endete und die Gäste ihre Schlafkammern aufsuchten. Rudi war voller Unruhe; er fürchtete, seiner Mutter bittere Angst zu bereiten, wenn er zur Nacht nicht heimkehrte, aber der Spielmann redete ihm mit begütigenden und spottenden Worten seine Sorgen aus und bewog den Ermüdeten, sich in einer Ecke der großen Halle, mitten unter zahllosen Knappen und Dienern, zum Schlaf hinzulegen. Als er in der Frühe des nächsten Morgens erwachte, mußte er sich lange die Augen reiben, um sich zu besinnen, wo er eigentlich wäre, denn er wollte schnell ins Dorf hinabeilen, aber wieder hielt Heine ihn zurück. Er stellte ihm vor, daß er ihn nicht entbehren könne, daß er im Laufe des Tages viel lernen müsse, um abends mit einem neuen Spiel vor den Herrschaften zu erscheinen, und daß eine Botschaft, die er an die Frauen sende, dieselben Dienste thäte. Wieder ließ Rudi sich überreden, suchte sich einen Boten, der in die Hütte hinabspränge, um die Mutter zu beruhigen, und betäubte die leise Stimme seines



Die Kirche auf der Jnsel Juist.

mahnenden Gewissens, indem er sich ganz dem Zauber des höfischen Lebens nm ihn her hingab.

Wieviel gab es da zu sehen! Schon der morgentliche Zug der Ritter und Edelfrauen nach der nahen Kirche, wo sie der Messe beiwohnen wollten, war ein stolzer Anblick; jede Dame ritt zwischen zwei Herren, welche die Schwerter gezogen hatten, eine rauschende Musik begleitete die Reitenden, denen sich ein Schwarm von Knappen und Edelknaben in den Farben ihrer Gebieter anschloß. Die verhältnismäßige Ruhe und Stille, die nun eintrat, benutze Heine, um Rudi allerlei neue Weisen beizubringen, aber bald füllte der Hof sich wieder mit den Rückkehrenden, die sich dann zum Mahle niedersetzten. Darauf strömte die ganze Gesellschaft hinaus in den weiten Baumgarten, der an den Schloßhof stieß; die Männer unternahmen allerhand Leibesübungen, man focht und warf mit Gerstangen nach dem Ziel; andere ließen die Falken steigen oder ritten einen Buhurt (Lanzenreiten), während einige der älteren Herren nach den Spielleuten riefen. Wieder fand Rudis Spiel besonderes Wohlgefallen bei den Zuhörern, und der ungewohnte Beifall berauschte ihn wie ein Becher starken Weines. Vergessen war für eine Weile die sorgende Mutter, die scheltende Ahne, der verschollene Vater; er brauchte alle seine Sinne und Gedanken, um die immer wechselnden Bilder und Eindrücke in sich aufzunehmen, die jede neue Stunde brachte. Turnier und Jagd, Spiel und Tanz, und dazwischen eine Reihe reichlicher Mahlzeiten füllten die Tage der ritterlichen Herren aus, und bei solcher steten Abwechselung hatten auch die dienenden Geister keine Zeit, an andere Dinge zu denken. (Forts. folgt.)



Die Gabe der Nixen.

(Erzählung von Frieda Schanz.)

(Schluß.)

Lange hielt diese frohe Stimmung freilich nicht an. Zu Hause war alles so traurig, wie es vorher gewesen, die arme Mutter seufzte und klagte, ihr Fieber war nach dem kurzen Schlaf nur noch schlimmer geworden, und die Angst, was nun werden sollte, peinigte sie mehr und mehr. Am meisten quälte es sie, daß sie die Spitzen, über deren Bestellung sie sich so sehr gefrent, nicht fertig arbeiten konnte. Morgen war die Frist, welche die Gräfin, ihre frühere Dienstherrin, ihr gelassen, abgelaufen, und es galt, die Arbeit, fertig oder unfertig, nach der Stadt zu bringen. Die Dame brauchte die Spitzen zu einem Festkleid, und sie pflegte eine

wohlgelungene Arbeit auch gut und reichlich zu bezahlen; dagegen konnte sie eine Enttäuschung nur schwer vertragen, und es war bestimmt vorauszusehen, daß sie wenig Mitleid mit der Kranken haben und die begonnene Arbeit überhaupt nicht bezahlen würde.

„Bitte sie nur vielmal um Verzeihung, Martl," mahnte die arme Frau immer wieder aufs neue. „Sag ihr, wie alles gekommen ist! Ich werde ja wohl bald wieder gesund werden und dann um so fleißiger für sie arbeiten, wenn sie mir überhaupt noch Arbeit giebt!"

Schweren Herzens machte Martin sich am andern Tage auf den Weg. Es war ihm doch nichts übrig geblieben, als das Geldstück der blinden Nachbarin vorm Weggehen noch zu wechseln, um die Mutter und das weinende Schwesterchen nicht ohne Brot im Hause zu lassen. Schluchzend hatte ihm die Mutter die angefangene Spitzenarbeit in das Körbchen gepackt, welches nun gerade noch Raum enthielt, um die in ein feuchtes Tuch gewickelten Seerosen aufzunehmen.

„Im schlimmsten Falle sehe ich ein paar Groschen für die Blumen zu bekommen" sagte der Knabe beim Abschied, „fürchtet nur auf keinen Fall, daß ich mit leeren Händen wiederkomme!"

Der Weg in die Stadt war über zwei Stunden weit und führte auf staubiger schattenloser Landstraße dahin. Müde und halb verschmachtet kam Martin endlich am Ziel seiner Wanderung an. Das zwischen hohen, herrlichen Bäumen versteckte weiße vornehme Landhaus mit seiner hochgewölbten Säulenpforte, das in einer stillen, schönen Vorstadtstraße lag, erschien ihm so recht als der Wohnort alles Glückes. Unwillkürlich trat er leiser auf, als er über den mit feinem goldgelbem Kies bestreuten Gartenweg dem schloßähnlichen Gebäude zuschritt.

Die Frau Gräfin war, wie ein junger hochnäsiger Diener dem Knaben meldete, heute eigentlich für niemand zu sprechen. Es sei der Geburtstag des alten Herrn Grafen und das ganze Haus voll Gäste. Wenn seine Bestellung aber sehr wichtig sei, so möge er warten; vielleicht finde die Frau Gräfin später Zeit.

Damit rannte der schönfrisierte, goldglänzende Jüngling in höchster Eile die Treppe hinauf, wahrscheinlich um die vornehme Dame zu benachrichtigen, daß er da sei, dachte Martel.

Aber wohl eine Stunde verging, ohne daß jemand zu ihm zurückkehrte. Von Sorge und Ungeduld gemartert stand er in der schönen marmorgepflasterten Halle und hörte auf das Surren und Klingen der fröhlichen Stimmen, die von oben zu ihm herniedertönten. Nach ewig langer Zeit, wie es ihm schien, kamen endlich leichte, kaum hörbare Schritte die Treppe herab. „Die Gräfin!" dachte er entzückt, aber sie war es nicht, nur ein schlankgewachsenes

ZIEGE.

BULLDOGGE.

Mädchen, ein Kind noch, erschien oben auf dem Treppenabsatz und lauschte hinunter. Sie trug ein weißes Kleid von schleierfeinem Stoff, weiße Schuhe an den Füßen und weiße Perlen um den Hals und im offenen blonden Haar.

„Noch immer nicht!“ rief sie, nachdem sie eine Weile in den Flur hinunter gelauscht, mit zurückgewandtem Köpfchen in das obere Stockwerk hinauf. „Sie kommen nicht! Wir können das ganze Nixenspielen sein lassen!“

„Was bringst denn du?“ rief sie, während eine Menge lauter frischer Stimmen von oben ertönten, gleich danach dem kleinen Martin zu, den sie jetzt erst unten zu gewahren schien.

Der Knabe faßte sich ein Herz, eilte den Treppenabsatz hinauf und begann, von dem süßen freundlichen Gesichtsausdruck des kleinen Fräuleins ermutigt, sie recht herzlich zu bitten, ihn doch nun endlich zu der Frau Gräfin hinaufzuführen, der er einen wichtigen Auftrag auszurichten habe.

„So komm,“ sagte die schöne Kleine, „Zeit hat die Mama freilich nicht, aber sie wird dich wohl nicht hinauswerfen.“

Sie eilte ihm voraus und riß droben eine riesige Flügelthür auf, so daß ein großer, mit Spiegelwänden und glitzernden Gaskronleuchtern versehener Saal sichtbar ward. Mindestens zwanzig junge Mädchen, alle in weißen Kleidern und mit gelöstem perlengeschmücktem Haar, schwirrten durch denselben, lachten, schwatzten und schienen über irgend etwas in großer Unruhe zu sein; einige ließen sich von den Zofen noch dies und jenes an den duftigen Anzügen richten, und einige standen in einer Nische des Saales neben einer sehr stolz und vornehm aussehenden Dame, die sich ein Gedicht oder etwas ähnliches von ihnen aufsagen ließ.

„Mama, hier kommt jemand, der dich unbedingt sofort, ich glaube im Namen des Königs, des Papstes oder des Schahs von Persien in einer dringenden Angelegenheit sprechen muß,“ rief die übermütige Kleine mit heller Stimme über den Saal weg und zog den verdutzten Jungen nach jener Nische hin.

„Gerda!“ tadelten ein paar entrüstete Stimmen. „Was thust du da schon wieder!“

„Welch ein Unfug!“ rief die Gräfin. „Jetzt, wo wir ohnehin alle in Unruhe sind. Die Modistin läßt uns wahrhaftig sitzen! Schaffe doch den Jungen hinaus! Was will er denn?

Martin stotterte in höchster Verlegenheit ein paar wirre, unzusammenhängende Worte. Er griff tastend in die Tiefe seines Körbchens, um die Spitzen hervorzuziehen, aber das Schwirren der vielen Stimmen, das ungeduldige „hinaus!“ der vornehmen Frau und dazu das Lachen seiner kleinen Beschützerin verwirrten ihn so, daß er das kleine Paket nicht gleich fand.

„Ich will dir helfen,“ sagte das blonde Mädchen in toller Laune und hob, ehe Martin es wehren konnte, mit spitzen Fingerchen das große feuchte Tuch empor, in dem die Seerosen lagen.

Wie ein Sternenregen flogen die silberweißen herrlichen Blüten über den gebohnten Boden hin.

„O weh,“ klagte Martl, aber ein Jubelgeschrei erhob sich in demselben Augenblick von allen Seiten; lachend, im höchsten Eifer, mit fröhlich leuchtenden Augen stürzten die jungen Mädchen über die Blumen her.

„Seerosen! Seerosen! Was wollen wir Nixen mehr! Echte, wirkliche, prächtige Seerosen! Viel tausend mal schöner, als die Modistin sie bringen kann!“ tönte es lustig durcheinander, und in Zeit von kaum einer Minute waren die weiß und goldenen Wasserblumen aufgelesen und prangten als herrlicher Schmuck in den offenen Haaren, den weißen Gürteln und zwischen den Falten der lichten Gewänder der Mädchen.

Selbst das strenge Angesicht der Gräfin sah dem lustigen Spiel heiter und lachend zu.

„Welch eine Überraschung!“ rief sie. „Das ist wirklich köstlich! Woher weißt du denn, Junge, daß die jungen Damen den Nixenreigen für Großpapa aufführen wollen und dazu der Blumen bedürfen?“

Martel gestand verwundert und errötend, daß er von all diesem nichts, auch nicht das geringste gewußt habe. Mit gedrückter Stimme brachte er den Zweck seines Kommens vor, übrrreichte die angefangenen Spitzen und bat im Namen seines kranken Mütterchens um Vergebung, daß die Arbeit nicht habe fertig gestellt werden können.

„Aber die Wasserrosen? wie kommst du dazu, die Wasserrosen zu bringen?“ rief die kleine Gerda dazwischen. „Dies ist die entzückendste Idee, die du haben konntest!“

Martel erzählte, wie er zu den Blumen gekommen sei und daß er sie mitgenommen habe, um sie für ein paar Groschen in der Stadt zu verkaufen. Wie notwendig er diese paar Groschen brauche, sagte er zwar nicht, aber man hörte es dem leisen, thränenumflorten Tone seiner Stimme wohl an.

„Nun, so wird es dir wohl gleich sein, ob du die Blumen einem anderen oder uns verkaufst,“ sagte die Gräfin. „Umsonst wollen wir sie natürlich auch nicht haben.“

„Wir wollen ihm zahlen, was wir der treulosen Modistin für die künstlichen Blumen gegeben hätten,“ schlug die kleine Gerda vor.

„O, das ist aber sehr viel,“ meinten ein paar der Mädchen.

„Einerlei, dafür ist Großpapas Geburtstag,“ rief die Frau Gräfin in bester Laune. „Da nimm: drei Zehnmarkstücke! Verliere

sie aber nicht. Und nimm die angefangenen Spitzen nur wieder mit, die Mutter mag sie mir fertig machen, wenn sie gesund ist, — — jetzt geh —."

Martin starrte wie entgeistert auf das viele Gold.

„So viel! So viel!" stotterte er. „O Gott, was wird die Mutter und die Schwester sagen!"

„Sag ihnen nur, es sei eine Gabe der Nixen," flüsterte ihm die kleine Gerda zu, indem sie ihn an der Hand wieder nach der großen Flügelthüre zog.

Das Wort ging dem armen, glücklichen Jungen während des ganzen Heimwegs nicht aus dem Kopfe.

„So hat das Käterle doch recht behalten," sagte er fröhlich zu sich selber, „es giebt noch Nixen, und die Nixen haben geholfen! „Nein," rief er gleich danach laut und lief im vollen Trabe dem zwischen den Wiesen auftauchenden Heimatdorfe zu, „Du hast alles so gefügt, Du thust alle Wunder, Du lieber allmächtiger Gott im Himmel! Nicht wahr, nun thust Du auch das eine noch und machst unser Mutterl gesund!"

Ehe drei Wochen ins Land gegangen, war des Knaben Flehen erfüllt. Die Freude über die unerwartete Goldspende, die aller Not ein Ende machte, trug viel dazu bei, die arme Witwe gesunden zu lassen. Daß die alte treue Lene ihren Sparpfennig nun wieder erhielt und tausend Dank dazu, versteht sich wohl von selbst.

„Ich habs euch immer gesagt, Kinder, verzweifelt nicht," sprach sie, als sie den kleinen Sparschatz wieder in ihre Truhe verschloß, „Gott läßt keinen umkommen in seiner Not!"



Eine Schaluppenfahrt.

(Von F. Andreae.)

(Fortsetzung.)

Je näher wir in unsrer Nußschale dem Strande kamen, desto stärker wurde die Brandung, desto gewaltiger wurden wir geschaukelt, bis zuletzt eine mächtige Welle das Boot mit gewaltigem Ruck auf den Sand schleuderte, weil die See nicht mehr tief genug war, um's weiter zu tragen.

„Nur schnell, schnell", rief der Schiffer. Die Knechte sprangen ins Wasser, und ehe wir uns besinnen konnten, kam eine zweite, noch größere Welle, hob das Boot hoch, um es dann mit solcher Gewalt ein Stück vorwärts zu schleudern, daß es nun fast im Sande lag, aber natürlich immer noch in mehr als fußhohem Wasser und viel zu weit vom Strande, um diesen zu Fuß erreichen zu können.

„Nun man schnell!“ brüllte der Schiffer von neuem, und wie der Blitz nahmen zwei der Männer die Kinder auf die Arme, trugen sie hinüber aufs Trockene und kamen dann eiligst zurück, um neu beladen denselben Weg zu machen, während der dritte Schiffer zurückblieb, um im Wasser stehend aus Leibeskräften das Boot festzuhalten, welches in großer Gefahr war, von den wild daher brausenden Wellen umgeworfen zu werden. Bis die zwei Schiffer zum zweitenmal zurückkamen, um den Rest der Gesellschaft zu holen, waren drei solcher Sturzwellen über unser armes Boot daher gerollt, hatten uns von den kleinen Querbänken, die wir als Rettungsbrücken bestiegen, herunter gespült und unbarmherzig dazwischen hinein ins Wasser geworfen. Ein versäumtes Seebad durfte nun keiner mehr beklagen.

Da standen wir denn am Strande der berühmten Insel Juist, wie die richtigen Wasserratten: tropfnaß bis an die Knie, Schuhe und Strümpfe ganz durchweicht, Kleider und Hüte vom Seewasser bespritzt, und dazu begann es nun auch noch ernstlich zu regnen. So komisch unsre Lage gewesen sein mag, uns war sie höchst ungemütlich und jedenfalls nicht kurgemäß!

Man drückte das klebrige Seewasser aus den tropfenden Kleidern und Regenmänteln, während der Regierungsrat, vom Studenten unterstützt, den trefflichen Schiffer mit ausgesuchten Schmeicheleien überhäufte.

„Wie können Sie sich beikommen lassen, uns hier zu landen?“ rief der Onkel außer sich, und man sah's ihm an: er hätte den dicken Insulaner gern am Kragen genommen und tüchtig geschüttelt. Der aber, selbst ganz durchnäßt, stand in größter Seelenruhe lächelnd vor ihm: „Herr, ich hab' selbst einen Schuh verloren — und meinen Hut.“ —

„Geschieht Ihnen recht,“ riefen wir im Chor dazwischen. — „und, Herrschaften verzeihen, — wenn ich bei dem Wind hätte herumfahren wollen, hätten wir noch drei Stunden gebraucht und von Essen wär' gar keine Rede gewesen.“

„Warum fahren Sie dann aber überhaupt bei dem Wind? Das mußten Sie ja ganz genau wissen! Solch eine Landerei mit Damen aufzuführen — es ist unerhört! Ich werde Ihre Kunst rühmen,“ brummte der Onkel höchst unzufrieden.

„Wir gehen auch um keinen Preis mehr ins Boot, daß Sie's nur wissen,“ riefen wir einstimmig mit großer Entschiedenheit.

„Herrschaften verzeihen, — sollen's auch nicht; ich sorg' schon. Um drei Uhr ist die Schaluppe drüben am Südstrand. Verlassen Sie sich auf mich.“

„Dann sind wir allerdings verlassen“ spottete der Student, während der Schiffer im Vollbewußtsein seiner Zuverlässigkeit seinen

beiden Knechten zu Hilfe eilte, welche in der mächtigen Brandung das Boot nicht flott bringen konnten.

Heftiger Wind hatte sich erhoben und wirbelte uns den feinen Sand ins Gesicht und auf die nassen Kleider. Dazu regnete es immer stärker, und jeder Versuch, uns mit Schirmen zu schützen, wurde vereitelt. Der Wind trieb uns die Schirme aus der Hand, den Regen aber wagrecht ins Gesicht. Mit vieler Mühe wateten wir durch den fußtiefen Sand über die Dünen dem Dorfe zu, von dem bis jetzt noch nichts zu erblicken war, auch nirgends ein menschliches Wesen! Wer sollte auch Lust verspüren, bei solchem Wetter „zum Vergnügen" draußen herum zu laufen. So dumm waren nur wir!

Nach einer starken Viertelstunde mühseligen Wanderns lagen endlich die Hütten des Dorfes vor uns, eine immer armseliger als die andere, nur ein Erdgeschoß und das Dach darüber. Welches mochte das Wirtshaus sein?

Unser kundiger Schiffer hatte es als „weiß" beschrieben. Nur eine einzige dieser niedrigen Lehmhütten zeigte Spuren eines früheren weißen Anstrichs. Konnte aber dies ein „Gasthaus" sein? — Mutig wurde die sehr einfache Holzthüre vermittelst eines hölzernen Schnappers geöffnet.

„Sind wir hier recht im Gasthaus?"

„Ganz recht, nur herein," rief eine freundliche Frauenstimme aus der offenen Küche, dicht neben der Hinterthür gelegen, durch welche wir jetzt einzogen.

Sofort wurde die behaglich warme Küche als Garderobe in Beschlag genommen, und sie bot bald ein buntes Bild

„Gerade so, wie Sie, kam vor zwei Jahren eine Gräfin mit ihren Töchtern hier an, auch von Norderney herüber; nur war dazumal besser Wetter," tröstete uns die Wirtin in unsrer Ratlosigkeit, und diese war nicht gering! Zwei Paar trockene Strümpfe waren alles, was wir bei uns hatten. Was konnte das helfen? Zudem handelte sich's keineswegs nur um die Fußbekleidung, auch die Kleider mußten teilweise gewechselt werden, wollte man sich nicht gründlich erkälten. Der Wirtin freundliche Tochter, „Babett," schleppte zusammen, was sich nur in Kisten und Kammern auftreiben ließ, und die Mutter ging in ihrer Gefälligkeit so weit, daß sie zuletzt ihre eigenen Schuhe hergab und selbst in Strümpfen ging!

Endlich steckten wir wunderlich in fremden Kleidern, die nirgends saßen, zum Teil in großen Schifferschuhen, mit denen man zur Not „schlurchen," aber nicht manierlich gehen konnte.

Die Küche war schließlich seltsam genug ausgestattet mit allen möglichen Kleidungsstücken. Dabei kochte und schmorte die treffliche

Wirtin mit wahrer Geistesgröße ihr Mittagessen, das für sieben hungrige Magen mehr gestreckt werden mußte.

Als wir in unsrer „Maskierung“ ins Gastzimmer traten, dessen Fenster nach Süden hinaus den Blick aufs Watt boten, machte eben die Sonne einen schwachen Versuch, die Wolken zu durchbrechen, es gelang ihr aber durchaus nicht dauerhaft!

(Schluß folgt.)

Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Also Schneider! Man wandte sich zu diesem Behufe an einen in der Nähe wohnenden Schneidermeister, der die meiste Zeit in den großen Bauernhöfen der Umgegend auf der Arbeit war und von einem zum andern wanderte. Aber dieser machte zuerst Einwendungen, und zwar just aus dem nämlichen Grunde, wegen dessen man Peter diesen Berufszweig ergreifen lassen wollte: seiner körperlichen Schwäche wegen. Endlich jedoch versprach er, es wenigstens einmal mit ihm versuchen zu wollen; und so trat denn Peter wirklich als Lehrling in die ehrsame Schneiderzunft ein.

Obwohl unserm Peter der Schneider nicht recht in den Kopf passen wollte oder auch umgekehrt: sein Kopf nicht zum Schneider, so hielt er doch wacker bei seinem Meister aus und wanderte mit diesem fünf Jahre lang von einem Bauernhofe zum andern auf die Arbeit, wie es in jener Gebirgsgegend so Sitte ist. Der Aufenthalt auf einem Hofe dauert oft Wochen lang, bis alle Familienglieder gekleidet sind, und so lange zählen dann auch die arbeitenden Schneider mit zur Hausgenossenschaft und nehmen an allem Anteil, haben nicht nur ihre Kost, sondern auch ihre Lagerstätte in diesem Hause und lernen auf solche Weise die Verhältnisse der Hausbewohner und deren Charakter ziemlich gründlich kennen.

Solchergestalt waren daher Peters Lehrjahre zwiefache zu nennen, denn er lernte neben seinem Handwerk auch die verschiedenartigsten Menschen und Verhältnisse kennen und sich in sie schicken. Am Samstag Abend aber durfte er nach Hause gehen und dort den Sonntag über bleiben. Auf diese freie Zeit freute er sich die ganze Woche, denn da konnte er nach Herzenslust lesen und, was er sich auf seinem Schneiderschemel ausgedacht, niederschreiben: war ihm doch die Lust am Lesen und am Aufschreiben dessen, was er sich selbst ausgedacht, auch noch als Schneider verblieben — allerdings

nicht zu besonders großem Vorteile für sein Handwerk! Allein es steckte eben auch kein wirklicher Schneider in ihm, sondern etwas ganz anderes, und daß er sich's gefallen ließ, so lange dabei zu bleiben, das that er nur aus Gehorsam gegen seine Eltern und um diesen keinen Kummer zu machen. Er that seine Pflicht mit heiterer Ergebung, fügte sich in sein Geschick und fühlte sich glücklich dabei.

Schon früher hatte eine alte Frau in dem benachbarten größeren Kirchdorfe dem begabten und geistig so strebsamen Knaben ihre Teilnahme zugewandt; diese hatte eine kleine Büchersammlung zu eigen, und unserm Peter hatte sie die Erlaubnis gegeben, davon Gebrauch zu machen. Diese Büchersammlung enthielt: Gedichte, Reisebeschreibungen, Jugendschriften, Zeitschriften und Kalender — eine wahre Schatzgrube für Peter, die er fleißig ausbeutete.

Während der Zeit seiner Lehrjahre verkehrte er viel in dem Hause eines Mannes, der außer einer kleinen Landwirtschaft auch einen Kramladen besaß und durch Ein- und Verkauf einigen Verkehr mit der Außenwelt hatte; es ging hier also etwas lebhafter zu, als in den im Gebirge sehr zerstreut liegenden Gehöften. Auch gab es bei dem alten Haselgraber, so hieß der Mann, Bücher und Zeitungen, und man hörte hier etwas von den Händeln der Welt. Außerdem besaß der Krämer auch Söhne und Töchter, welche dasselbe Interesse an Büchern hatten und von demselben geistigen Vorwärtsstreben beseelt waren wie Peter. Es war daher natürlich, daß die jungen Leute sich freundschaftlich an einander anschlossen, und in diesem kleinen vertrauten Freundeskreise las dann Peter vor, was er dichtete und niederschrieb. Das waren glückliche Stunden für ihn!

So vergingen mehrere Jahre. Die Zahl der Schriften, die er während derselben in seinen wenigen Freistunden verfaßt hatte, war schon zu einer ziemlich beträchtlichen angewachsen. Da geschah es denn eines Tages, daß Peter auf den Rat einiger Personen, die an seinen Dichtungen großes Wohlgefallen gefunden hatten, eine Auswahl derselben an den Redakteur eines Blattes, das in der steierischen Hauptstadt erschien, einsandte — er hätte doch gar zu gern einmal sehen mögen, wie dies alles sich wohl gedruckt ausnehmen möchte! — Und richtig, sein Wunsch sollte ihm erfüllt werden. — Jener Herr Redakteur fand verschiedenes davon des Druckes würdig, riet ihm jedoch, vorerst noch recht zu lernen, bat sich aber zugleich alles bisher von ihm Gedichtete aus. Peter erschrak vor dem Postporto, das ein so großes Paket kosten möchte, denn es stellte sich heraus, daß es nicht weniger als fünfzehn Pfund wog; indessen sein Firmpate, der just in eigenen Angelegenheiten nach Graz wanderte, zog ihn aus dieser Verlegenheit, indem er sich bereit zeigte, die Schriften in einem „Buckelkorb“ mitzunehmen.

Es war am Weihnachtsabend. Peter kam von der Arbeit heim und war guter Dinge, denn er hatte ein paar Feiertage vor sich und Geld in der Tasche, da er nach der überstandenen dreijährigen Lehrzeit nun als Geselle von seinem Meister einen kleinen Arbeitslohn erhielt. Nicht aber um dem nachzulaufen, was gewöhnlich junge Leute unter „Vergnügen“ verstehen, freute sich Peter auf die Feiertage, er kannte ein edleres Vergnügen, als etwa sein sauer verdientes Geld ins Wirtshaus zu tragen; nein, er freute sich auf die freie Zeit, um nach Herzenslust gute Bücher lesen und Erdachtes niederschreiben zu können. Sein erster Gang galt denn auch heute wieder seinem kleinen Bücherschatze. Da kam seine Mutter aus der Küche und teilte ihm, selbst ganz verwundert, was das wohl zu bedeuten habe, mit, daß auf der nächsten Poststation allerlei Briefe und andere Dinge für ihn angekommen seien. Ein vorübergehender bekannter Mann habe es ihr gesagt, sowie auch, daß Peters Name in der Zeitung stehe und die Leute im Städtchen seit einigen Tagen viel von ihm redeten. (Forts. folgt.)



Rätsel.

Ich komme gegangen von Jahr zu Jahr;
Süßduftende Blüten bekränzen mein Haar,
Und wenn ich erscheine, entringt sich der Brust,
Zu fröhlichem Gruße ein Jauchzen der Lust.
Doch wenn ihr das erste der Zeichen vertauscht,
So leb' ich, wo brausend die Meerflut rauscht;
Und tauch' ich empor aus dem Heimathaus,
So weckt mein Erscheinen Entsetzen und Graus.

(E. Den...)



Auflösung der Scherzfragen in Heft 8.

1. Die Barbiere. 2. Das Eichhorn. 3. Die Sardelle. 4. In den Guirlanden. 5. Die Bildhauer und Kupferstecher.



Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5“,
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg“
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige.
Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen

Band 7. Nº 10.

Kinder-Gartenlaube.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Was dem Nandel ist gescheh'n, Als er einst den Nix wollt seh'n.

Da, wo am Bachesrande
Der Wind durch Erlen weht,
Gar still in tiefen Sinnen
Der kleine Nandel steht.

Er schaut zum Bächlein nieder:
„Wie ist das hell und rein!
Gern möcht' ich wie die Fischlein
Auch mal im Wasser sein.

Zwar Mutter hat's verboten,
Vom Nix sie immer spricht;
Doch ich — ich bin so groß schon,
Vorm Nix fürcht ich mich nicht."

Der Nandel spricht's, behende
Zieht Strümpf' er aus und Schuh'.
— „Wenn das die Mutter sähe,
Du loses Bürschlein du!" —

Klein Nandel springt ins Wasser,
Das reicht ans Knie ja kaum;
Wie plätschert er so lustig
Dort unterm Erlenbaum.

Er hascht die klaren Wellen,
Sucht sich manch' weißen Stein,
Und um die Füßchen spielen
Ihm Fische groß und klein.

„Ei" jauchzt er laut „juchheisa,
Wie schön ist's hier, wie schön!
Nun werd' ich alle Tage
Im Bach spazieren gehn! —

Wo mag der Nix nur stecken?
Hier liegt ein großer Stein;
Ich denke mir, darunter
Wird wohl sein Stübchen sein."

Er schiebt den Stein vom Platze,
Trübt so den klaren Bach —
„Herr Nix" ruft er, „du schläfst wohl?
Herr Nix, erwach! erwach!

Ich bin das Ferdinandel,
Und möchte gern dich seh'n,
Schau doch aus deinem Häuslein,
Ei komm', ich bitte schön!

Au, au! was soll das heißen?
Au, au! das thut so weh!
Au, au! was zwickt so schrecklich
Mich in die kleine Zeh'?

Au, au! Herr Nix, ach laß doch
Mich armen Jungen gehn;
Ich will ja niemals wieder
Dir in dein Stübchen sehn!"

In großen Ängsten springet
Das Büblein hin und her
Und jammert laut und flehet,
Doch ach — es zwickt nur mehr!

Da stolpert unser Nandel;
Nun liegt der Länge nach
Das kleine, mut'ge Bürschlein
Da drunten in dem Bach!

„O hilf, du liebe Mutter!
O hilf, der Nix, der Nix,
Der zog dein armes Nandel
Ins Wasser hinterrücks!"

Die Mutter hört daheime
Des Kindes laut Geschrei
Und eilt zu seiner Hilfe
In vollem Lauf herbei.

Sie faßt den Bursch' beim Kragen
— Fürwahr es ist kein Spaß —
Und zieht mit einem Rucke
Heraus ihn — pudelnaß.

Was ihm nun von der Mutter
Noch weiter wird geschehn,
Das kann ich mir wohl denken —
Doch nein, ich mag's nicht sehn!

Da drunten in dem Bache
Ein Krebslein unterm Stein,
Das schüttelt sich vor Lachen —
Sollt' das der Nix wohl sein?

(J. Täschner.)

Der falsche Prinz.

Lustspiel in zwei Aufzügen für die Jugend.

Nach Hauff von W. Egbert.

Personen:

Alimar, der Sultan
Azora, seine Gemahlin
Prinz Omar, ihr Sohn
Barbas, Sterndeuter und Weiser
Melitta, eine Sklavin
Labakan, Schneidermeister
Fenz, Babetto, Morki — seine Gesellen

Leibwache des Sultans. Hofleute.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Schneiderwerkstatt.

Labakan, Fenz, Babetto, Morki sitzen mit unterschlagenen Beinen auf einem großen Tisch, schneidern und singen dazu:

Mel.: Wer will unter die Soldaten.

Wer will sein ein flinker Schneider,
Der muß haben eine Scheer',
Daß er schneid' die neuen Kleider
Fleißig zu zu seiner Ehr'.

Nadel, Zwirn und Fingerhut,
Wachs und Bügeleisen gut,
Schlanken Wuchs und leicht Geblüt,
Hellen Kopf und froh Gemüt!

Labakan: (legt die Arbeit zusammen.) Vom Minaret tönt die neunte Stunde! Ihr dürft nun Feierabend machen, Kinder, das heißt: Babetto und Morki, die fleißig ihre Schuldigkeit gethan haben. Du aber, Fenz, hast wieder viel gefaulenzt und geträumt. Du wirst zur Strafe noch nacharbeiten und jenen feinen Kaftan vom Oberstkämmerer des Sultans fertig machen und seinen Turban aufbügeln, da der erlauchte Herr beides morgen in der Frühe schon haben will. Also frisch ans Werk! Strafe muß sein! Ihr andern kommt! Meine Frau wartet mit den Bratkartoffeln! (ab.)

Babetto: Viel Vergnügen mit dem Oberstkämmerer! (ab.)

Morki: Guten Appetit auf Bratkartoffeln! (ab.)

Fenz: Bin doch unter einem schlimmen Stern geboren! Tag für Tag sticheln in diesem elenden Loch, und wenn die Gedanken mal einen höheren Flug nehmen, gleich heißt's: weiter sticheln und keine Bratkartoffeln bekommen! Wodurch habe ich solch herbes



Der falsche Prinz I.

Geschick verdient? Warum kann nicht auch ich wie die reichen, freien Leute mein Leben genießen? Wenn ich mich im Spiegel betrachte, muß ich mir zugestehen, daß ich für etwas Höheres geboren bin, so adlig, so apart sehe ich aus! Ja, wenn ich ein feines Kleid trüge wie jenen goldgestickten Kaftan, wer würde mir da noch den armen Schneidergesellen ansehen? (er legt den Kaftan an.) Mit solch edlem Kleide legt man auch gleich feine Manieren an, denn das alte Sprichwort: „Kleider machen Leute" ist eine Wahrheit, die keiner tiefer empfindet als ein Schneider. (Er setzt sich des Kämmerers Turban auf. Es klopft.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Fenz. Omar (im Reisemantel) später Morki.

Omar: Verzeihung, ich glaubte hier zu einem Schneider zu kommen.

Fenz: Ganz recht, mein Herr, dies ist die Werkstatt Meister Labakans, des ersten Schneiders von Berkung.

Omar: Und Sie, mein Herr, sind jedenfalls einer seiner Kunden?

Fenz: Ich trage das Kleid des Oberstkämmerers, wie Ihnen diese Tresse beweist, bin aber dennoch gern bereit, einem edlen Fremdling gefällig zu sein.

Omar: Sehr gütig, Herr Oberstkämmerer, mein Anliegen betrifft einen Schaden, den ich an meinem Mantel auf der Reise erlitten und den ich mir hier wollte ausbessern lassen.

Fenz: Mit Vergnügen unterziehe ich mich dieser Beschäftigung. Da ein Höfling in allen Sätteln fest sein soll, so bin ich auch nicht ungeschickt im Nadel-Einfädeln und Sticheln. Vertrauen Sie mir nur das schadhafte Gewand an.

Omar: Sie beschämen mich, Herr Oberstkämmerer; aber ich mache von Ihrer Gefälligkeit Gebrauch, da ich schwerlich zu so später Stunde noch einen Schneider bei der Nadel finde. Meine Faust, nur gewöhnt das Schwert zu führen, vermöchte sich selbst mit dem nötigen Material nicht zu helfen.

Fenz: (springt auf den Tisch, schlägt die Beine in einander.) Nur her mit dem Mantel!

Omar: (lachend.) Wahrhaftig, Herr Oberstkämmerer, es ist ein Vergnügen, Sie so fachgemäß sitzen zu sehen! (giebt ihm den Mantel.)

Fenz: Das gehört eben zum Handwerk! Man bleibt deshalb doch, was man ist! (fädelt ein und näht.)

Omar: (für sich.) Man möchte schwören, er sei ein echter Schneider!

Morki: (schlüpft leise herein mit einem Teller voll Bratkartoffeln, einer Gabel und einem Krug Bier, setzt es neben Fenz auf den Tisch.) Pst, Fenz, Bratkartoffeln und Bier! Frau Meisterin schickt es, der Meister darf's nicht wissen! (ab.)

Fenz: Hält mich die kleine Kanaille wirklich für einen Schneidergesellen und bietet mir, dem Oberstkämmerer, jenes erbärmliche Abendbrot an!

Omar: Das duftet mich so lieblich an, und ich bin hungrig und durstig nach der langen Reise. Sie gestatten mir wohl, dies einfache Mahl in Ihrer Gegenwart zu verzehren.

Fenz: (für sich) Heiliges Dromedar, da habe ich mich zum zweitenmal ums Abendbrot gebracht!

Omar: Natürlich werde ich den Schneidersleuten ihre Gastfreundschaft vergüten. Ihr Wohl! (trinkt.) Ei, wie das Reiten durstig macht!

Fenz: Auch das Nähen macht durstig! Prosit! (trinkt auch.)

Omar: Und wie einem das Essen schmeckt!

Fenz: Das sehe ich! Die Bratkartoffeln sind wohl nicht schlecht? (spießt einige mit der Scheere an und verspeist sie.)

Omar: Sie sind vortrefflich! Schon als Abwechslung nach dem ewigen Fasan und Hummer! Das scheinen der Herr Oberstkämmerer auch zu finden, trotz des ungewohnten Besteckes!

Fenz: Darf ich fragen, warum Sie so verhungert reisen, wenn sie doch eigentlich reich und vornehm sind?

Omar: Damit mein Wohlthäter mich nicht mit Argwohn betrachte, will ich einige Aufklärung geben. Ich setze voraus, daß Sie dem Sultan sehr nahe stehen?

Fenz: Dieses Kleid berührte schon oftmals seine Schulter, denn als erster Diener des Staates steht der Oberstkämmerer auf der oberen Stufe des Thrones.

Omar: Als Vertrauter des Sultans sind Sie sicherlich in seine Familienverhältnisse eingeweiht, ja, ich darf annehmen, Sie kennen sein tiefstes Geheimnis?

Fenz: (nickt geheimnisvoll.) Hören und schweigen, — „Viel Ohr und wenig Schnauze“ ist des Fuchses Hofdevise, junger Mann.

Omar: „Offnes Herz ohn' Arg“ dagegen ist die meine! Darf ich voraussetzen, daß Sie wegen der Nachkommen des Sultans genau unterrichtet sind?

Fenz: Etwa dreizehn Töchterchen, schätze ich!

Omar: Außerdem besitzt der Sultan noch einen Sohn und Erben.

Fenz: Sohn und Erben! Ich weiß, ich weiß! (näht emsig.)

Omar: Der in der Verborgenheit erzogen ward, in Folge eines düstern Traumes der Sultanin.

Fenz: Sie hatte Leberwurst gegessen, ganz recht! Ein schlimmer Traum! Sie kennen seinen Inhalt?

Omar: Die Sultanin Azora träumte, der Prinz überreiche ihr in seinem zwanzigsten Jahr einen silbernen Pantoffel, mit dem sie heftig auf ihren Gemahl einschlug, so daß der Thron ins Wanken geriet. Die Traumausleger fanden die schlimme Deutung, daß der Prinz die Eltern, welche stets in musterhaftem Frieden gelebt, kurz vor ihrer silbernen Hochzeit entzweien und gleichzeitig den Thron erheblich erschüttern würde. Darob erschrocken, beschlossen die hohen Gatten, das Kind ohne Kenntnis seines Ranges von einem treuen Manne erziehen und erst nach seinem zwanzigsten Jahre dem Hofe und dem Elternhause zuführen zu lassen. Sie sehen, Herr Oberstkämmerer, ich bin in alles eingeweiht.

Fenz: Ich möchte mehr wissen!

Omar: Wohlan: Prinz Omar wuchs im Hause Elfi Beys, des Bassas von Kairo, auf und glaubte sich dessen Neffe. Er ward ritterlich erzogen, wenn auch ohne Ansprüche, und hat somit eine gute Vorbereitung für den Thron erhalten. Erst kürzlich hat ihm der sterbende Elfi Bey das Geheimnis seiner Geburt und seinen hohen Beruf verraten und ihm die Wege mitgeteilt, die er einschlagen muß, um auf seinen angestammten Platz zu gelangen. Gleichzeitig warnte er ihn, sich irgend jemand vor der Zeit anzuvertrauen; nur den Oberstkämmerer des Sultans nannte er ihm als treuen Mitwisser des Geheimnisses. Nun wissen Sie, was Sie bereits wußten, Herr Oberstkämmerer, und weshalb ich es Ihnen mitteilte. Ich brauche wohl kaum noch hinzufügen, daß ich selbst Prinz Omar bin!

Fenz: Um mich ganz zu überzeugen, daß Sie der sind, der Sie zu sein behaupten, müßten Sie den Becher Ihres Vertrauens randvoll machen und mir auch den Ihnen von Elfi Bey angedeuteten Weg zum Thron verraten. Es handelt sich da um ganz bestimmte Zeichen, die nur der Sultan, Elfi Bey und das treue Herz, das unter diesem Kaftan schlug, erfuhren.

Omar: Offnes Herz ohn' Arg enthüllt den Rest des Geheimnisses: Am vierten Tage des Monats Ramadan, an dem ich das zwanzigste Jahr vollende . . .

Fenz: Also übermorgen!

Omar: Soll ich mich zur Zeit, da die Sonne sich hinter dem Gebirge Kalla erhebt, in der Wüste Bilkat, an der Säule El Serujah einfinden, um den Männern, die dort meiner harren, diesen Dolch zu überreichen mit den Worten: „Hier bin ich, den Ihr suchet!" Wenn sie antworten: „Gelobt sei der Prophet, der Dich erhielt!" soll ich ihnen folgen, und sie werden mich zu meinem Vater führen.

Fenz: Ich freue mich der erste zu sein, der Prinz Omar als solchen begrüßt und dem es vergönnt ist, Euer Hoheit eine kleine Gefälligkeit wie diese Kunststopfe zu erweisen.

Omar: Mit Dank werde ich dessen stets eingedenk sein, mein lieber Oberstkämmerer, ich warte nur auf meinen Mantel, um meine Reise fortzusetzen.

Fenz: Hoheit haben wenig Zeit zu verlieren, aber dennoch ist es nicht ratsam, in die Wüste zu reiten, ehe der Mond seine Fackel aussteckt. Ich rate meinem teuern Prinzen, die Zeit zum Schlafen zu benutzen, um neue Kräfte zu sammeln, während ich hier mein ungewohntes Werk vollende. Wenn Hoheit dort das armselige Lager eines Schneidergesellen nicht verschmähen . . .

Omar: Durchaus nicht! Ein gutes Gewissen findet bekanntlich ein sanftes Ruhekissen auch auf einer harten Bank (er streckt sich auf einer Bank aus.)

Müde bin ich zum Umfallen! Wecken sie mich, bitte, wenn der Mond aufgeht! Gute Nacht, edler, gefälliger Mann! (er schläft ein.)

Fenz: Träumen Hoheit süß wie — ein Schneidergeselle! Ich jedoch — er schläft! — gedenke mich Prinz zu träumen! Nur träumen? Nein, ich will es sein! (springt leise vom Tisch.) Jenes Gericht Bratkartoffeln, das Du mir vor der Nase weggegessen, soll Dir teurer zu stehen kommen als Esau sein Linsengericht. Ich tausche mir dafür die Prinzenwürde, das Herz des Sultans und wohl gar den Thron ein, denn ich fühl's: ich bin der wahre Jakob! (schleicht zu Omar, zieht den Dolch aus dessen Gürtel.) Mit diesem Dolch, der Dir den Weg zum Throne bahnen sollte, müßte ich Dir jetzt den Weg ins Jenseits bahnen, aber nein, betrügen kann ich, morden nicht! Ich schenke Dir das Leben, schlummernder Knabe! Sieh zu, wie Du mit deinem Menschenvertrauen ohne Prinzenrang ferner durchkommst! Nun fort in die Wüste Bilkat, zu der Säule . . . wie heißt sie doch?

Omar: (spricht im Schlaf.) El Serujah!

Fenz: El Serujah! Dank Dir, offenes Herz ohn' Arg! Schlafe nur mein verschneiderter Prinz! Der geprinzte Schneider schwingt sich statt Deiner nun aufs Roß! Fort! (ab.)

Omar: (stammelt unruhig im Schlaf.) O mein Vater, o Mutter!

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)





Jm Gefolge des Schwabenherzogs. II.

Im Gefolge des Schwabenherzogs.

(Erzählung von **Brigitte Augusti.**)

(Fortsetzung.)

III. Der Aufbruch.

Eine Woche war so vergangen, jeder neue Tag hatte noch neuen Zuzug an Herren und Knechten gebracht, und die Gastereien nahmen kein Ende. Der Marschalk griff sich oft verzweifelnd nach dem Kopfe, denn er wußte nicht mehr, wo er die Gäste unterbringen sollte. Schenk und Truchseß sahen ängstlich die Vorräte im Keller und in den Kammern an, die bei dem riesigen Verbrauche hinschwanden, wie Schnee an der Frühlingssonne, — und doch gab Herzog Friedrich noch immer nicht das Zeichen zum Aufbruch. Das kam daher, daß seine liebliche Gemahlin ihm heimlich mit Bitten und Flehen anlag, den Abschied noch ein wenig hinauszuschieben; ihr war so bange vor der langen Trennung und den Gefahren eines erbitterten Kampfes in einem fremden, tückischen Lande. Aber die Tage wurden immer kürzer, die Nächte immer kühler; man durfte nicht zu lange zaudern, wenn man auf der Höhe der Alpenpässe nicht von winterlichen Stürmen überrascht werden wollte. Immer lauter erklangen diese warnenden Stimmen, und so sah sich der Herzog endlich genötigt, den Aufbruch zu befehlen. Sofort begann auf allen Seiten ein Rüsten und Packen, Putzen und Abschiednehmen; die Zelte unten auf der Wiese wurden abgebrochen, die Pferde eingefangen, und langsam setzte der schwerfällige Troß sich in Bewegung, dem die Herren in wenigen Tagen folgen sollten.

Auch Heine rüstete sich zur Wanderung, er wollte das Heer nach Welschland begleiten. Rudi erwachte bei all' diesen Vorbereitungen aus seinem traumverlornen Zustande und besann sich zum erstenmal wieder auf den Zweck, der ihn auf die Burg geführt hatte. Tief beschämt über sein völliges Vergessen drang er in den Spielmann, ob er ihm nichts von seinem Vater sagen könne, der vor acht Jahren mit dem Grafen von Ellerburg nach Italien gezogen sei. Da er ihm aber wenig Kennzeichen angeben konnte, und es mehr als einen Konrad unter den Mannen des Grafen gegeben hatte, so wußte ihm jener keine Auskunft zu geben, bis er endlich sinnend sagte: „Wart' einmal, Knabe — da war ein braver Geselle, mit dem ich eine zeitlang gute Kameradschaft hielt, weil er gar wacker auf der Fiedel zu spielen wußte — ob er Konrad geheißen, weiß ich freilich nicht mehr zu sagen —, mit dem zusammen fiel ich einmal vor den Thoren von Mailand in einen Hinterhalt. Er schlug um sich wie ein Rasender, aber es waren ihrer zu viele gegen ihn;

sie banden ihn an ihre Pferde und schleppten ihn weg. Ich konnte ihm nicht helfen, denn ich hatte nicht einmal eine Waffe bei mir; ich hatte mich hinter einen Steinhaufen verkrochen, wo mich die welschen Unholde nicht sahen. Als jener also entführt wurde, drehte er sich noch einmal um und schrie laut: „O Petrissa! sag' ihr......"

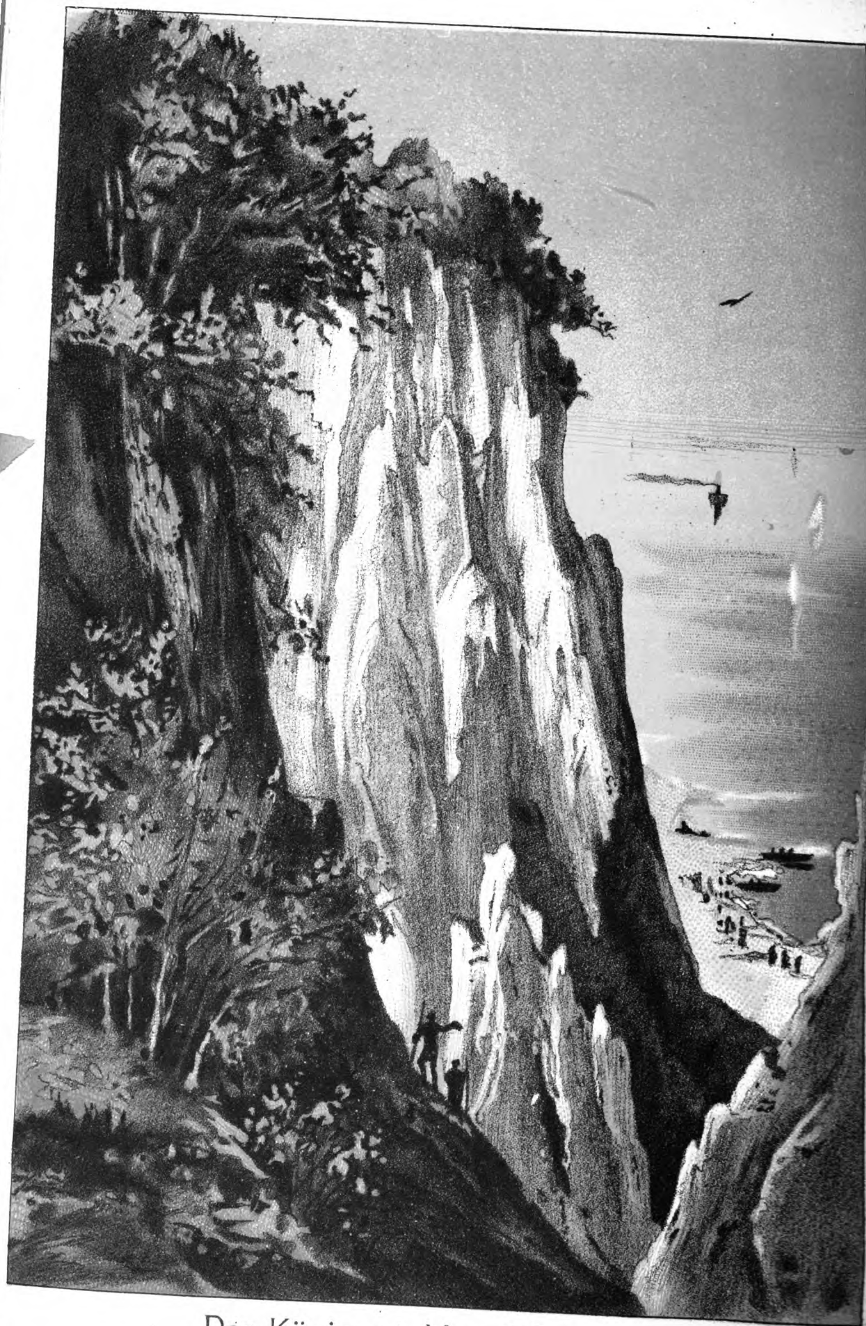
„Das war mein Vater!" rief Rudi atemlos und am ganzen Leibe zitternd, „denn meine Mutter heißt Petrissa! Sagt mir, um aller Heiligen willen, was ist aus ihm geworden? lebt er noch?"

„Mein armer Bube," sagte Heine mitleidig, „seitdem sind Jahre verflossen — wie kann ich wissen, was die zornigen Mailänder mit einem armen Gefangenen gemacht haben? Aber ich will dir etwas sagen: Komm mit ins welsche Land und sieh dich selbst nach deinem Vater um, vielleicht findest du ihn und kannst ihn befreien. Du gefällst mir, mein Knabe; ich will dich alle meine Künste lehren und treulich für dich sorgen; schlag' ein, du sollst es nicht bereuen, dich dem Heine von Ellerburg anvertraut zu haben!"

Rudi starrte zu Boden, der Vorschlag hatte viel Verführerisches! Wie eng und klein schien ihm sein bisheriges Leben, wie lockend die weite Welt, die sich plötzlich vor ihm aufthat! Und welche Wonne, wenn er den Vater fände und ihn der Mutter zuführen könnte! Aber was würde sie und die Großmutter zu dem abenteuerlichen Plane sagen? Er schüttelte betrübt den Kopf. „Ich fürchte, die Mutter wird mich nicht ziehen lassen," sagte er stockend, — „aber ich will gleich zu ihr hin und sie um Erlaubnis bitten," fügte er aufspringend hinzu, „ich bin ohnedies schon so lange hier, sie wird mich vermißt haben."

„Dann laß uns nur gleich von einander Abschied nehmen, mein Kleiner," sagte der Spielmann mit spöttischem Lächeln, „denn wenn du dich erst an Mütterleins Rock hängst, so kommst du auch nicht wieder davon los. Erst wird die liebe Mutter sich aufs Bitten legen, und zuletzt wird sie dich in den Keller sperren und nicht eher heraus lassen, als bis der letzte Mann über alle Berge ist — das kennt man schon. Ich meinte es gut mit dir, aber du bist wohl noch allzu kindisch für meinen Vorschlag. Gehab' dich wohl und sei hübsch artig und gehorsam, sonst muß das Mütterlein zur Rute greifen, um dir den Rücken zu klopfen."

Der hämische Spott reizte den Knaben fast zu Thränen, die er mühsam verbiß, um nicht wirklich so kindisch zu erscheinen, wie jener ihn hielt. Er wandte sich ab, und in seiner Seele lag die heiße Lust, dem eigenen Sinne zu folgen, in hartem Streite mit der schuldigen Ehrfurcht und Liebe gegen seine Mutter. Nach dem freien, lustigen Leben hier oben wieder zurückkehren unter die strenge Aufsicht der scheltenden Ahne — war das denkbar? Während er noch



Der Königsstuhl auf Rügen.

kämpfte, kam ein Edelknabe der Herzogin, um ihn zu seiner Herrin mit sich zu rufen. Ueberrascht folgte ihm Rudi; was konnte die edle Frau ihm, dem armen Knaben, zu sagen haben?

Man führte ihn in die Kemenate (Frauengemach), deren prächtige Einrichtung mit den vielen goldgestickten Decken und geschnitzten Möbeln, mit der von Wohlgerüchen erfüllten Luft, wieder berauschend auf ihn wirkte; nachdem er ein paar Augenblicke gewartet, trat die Herzogin ein. Wie schön, aber wie blaß und traurig sah sie aus! Sie erschien ihm wie ein höheres Wesen, und er beugte das Knie vor ihr so andächtig, wie vor einem Heiligenbilde.

„Ich habe einen Auftrag für dich," begann sie schnell. „Du hast ein gutes Gesicht, und in deinen Augen liegt etwas, das Redlichkeit und Treue verheißt. Sprich, Knabe, willst du mir einen Dienst erweisen?"

„Jeden, der in meiner Macht steht, hohe Frau!"

„Du kannst singen und spielen, — merke auf, ich will dir ein Liedchen vorsingen, das sollst du dir tief ins Herz schreiben. Bleibe immer in der Nähe des Herzogs; wenn er nach des Tages Last und Mühe ruht, so schleiche dich zu ihm und singe ihm in leisen, sanften Tönen diese Worte vor:

„Du ziehst mit großem Troß hinaus,
Ich bleibe traurig hier zu Haus;
Doch wo ich geh' und steh' allein,
Gedenk' ich dein!

„Dort tritt dich an Gefahr und Not,
Dort dräut dir eher der bittere Tod,
Hier ring' ich wund die Hände mein
Und denke dein!

Du aber, Liebster, schwöre mir:
Bist du gleich dort, und ich bin hier,
In Tod und Leben, Lust und Pein
Gedenke mein!

Die süße, traurige Weise schmeichelte sich schnell in das Ohr des Knaben ein, bald konnte er sie singen und auf der Fiedel begleiten. Die Herzogin nickte zufrieden. „Hier hast du Geld, Knabe," fuhr sie fort, „nimm es als Lohn; wenn du mit dem Herzog zurückkehrst und meinen Auftrag treu erfüllt hast, sollst du mehr erhalten. Aber laß niemand sonst die Worte hören, sie dürfen nur vor dem Ohr meines Herrn und Gemahls erklingen — versprich mir's!"

„Ich gelobe es bei allem, was heilig ist," sagte Rudi feierlich; „gebietet über mich, hohe Frau, ich bin selig, wenn ich Euch dienen darf."

„Ich vertraue dir!" sagte sie gütig und reichte ihm die Hand, die er ehrfürchtig an seine Lippen zog; dann winkte sie, und der Edelknabe erschien, um ihn wieder hinauszuführen.

Wie verzaubert blieb Rudi am Fuß der Treppe stehen und schaute mit leuchtenden Augen auf das seidene Beutelchen in seiner

Hand, durch dessen Maschen die Goldstücke blinkten — Gold hatte er in dieser Form noch kaum gesehen, geschweige denn besessen. Sein Schicksal war entschieden; wie hätte er dem Willen der schönen Herzogin widerstreben dürfen? Er war überzeugt, daß die Mutter Gottes selbst ihm diesen Weg eröffnet habe, und er wollte ihn ohne weitere Bedenken gehen, sich an die Fersen des Herzogs heften und seine Aufgabe getreulich erfüllen, daneben aber den Vater suchen und ihn, wenn es notthat, mit diesem Gelde aus der Gefangenschaft lösen; kam er sich doch so reich vor wie ein König. Er wäre gern hinabgesprungen, hätte der Mutter alles gesagt und um ihren Segen gebeten; sie würde ihn verstanden und seine Gedanken gebilligt haben. Aber dann würde die Ahne kommen und ihn einen Tagedieb und Landfahrer schelten, und das Mütterlein würde ängstlich werden und ihn bitten, um des lieben Friedens willen der Alten zu willfahren. Nein, nein, das ging nicht an! Er suchte die kleine Tochter des Thorwarts auf, die ein kluges, verständiges Kind und seine gute Freundin war; die sollte der Mutter tausend herzinnige Grüße und die Botschaft bringen, daß er im Dienste der Frau Herzogin ausziehe, und daß er das Glück suchen wolle!

Am nächsten Morgen schmetterten lustige Fanfaren auf dem Burghof; die ritterlichen Herren nahmen Abschied von den versammelten Frauen und bestiegen ihre Rosse, die Menge der Knappen ordnete sich, und fort ging's durch das hallende Thor, über die Zugbrücke, den steilen Burgberg hinab. Oben auf dem Söller standen die Frauen und ließen ihre Tücher zum letzten Gruß im Morgenwinde wehen. Der junge Herzog Friedrich schaute sich oftmals um, plötzlich löste er sich aus der Reihe der Reiter und sprengte ein Stück zurück, um seine teuere Herrin noch einmal zu grüßen, denn ihr thränenüberströmtes Antlitz war ihm in gar zu schmerzlicher Erinnerung. Als er sich wendete, scheute sein Roß und er wäre fast zu Falle gekommen, doch riß er es noch schnell herum. „Was thust du hier?“ herrschte er Rudi an — denn dieser war es, der dem Pferde den Schrecken bereitet hatte.

„Ich sage meinem Mütterlein ade!“ erwiderte der Knabe, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, „dort liegt unsere Hütte. Aber seht, Herr Herzog, was hier am Boden steht,“ rief er auf einmal mit froher Stimme, „ein Vierklee — und noch einer! Das bedeutet Glück für Euch und mich und eine fröhliche Heimkehr!“

Er hob die Blätter jubelnd in die Höhe. „Gieb her!“ sagte Herr Friedrich und bückte sich hastig danach, aber ehe er das Blättchen fassen konnte, blies ein Windhauch es ihm aus den Fingern. „Da fliegt mein Glück dahin!“ sagte Friedrich von Rotenburg mit gerunzelter Stirn, doch lachte er gleich darauf. „Fort mit den

thörichten Gedanken!“ rief er stolz, „das Glück schwebt auf der Spitze meines Schwertes, und da will ich es festhalten. Auf, zum Siege wider alle Feinde meines Kaisers!“ Er gab dem Pferde die Sporen und sprengte davon, daß die langen, goldenen Locken um seine Schultern flogen, ein Bild männlicher Kraft und jugendlicher Schönheit, einem jungen Kriegsgott vergleichbar, vor dem aller Widerstand ohnmächtig zu Boden fällt.

Rudi sah ihm voll Bewunderung nach, dann eilte er in großen Sprüngen hinterdrein. Unten am Fuße des Berges sollte er Heine treffen und ein leichtes Wägelchen, in dem sie dem Heere folgen wollten. So zog der Knabe in die Welt hinaus, und jauchzend begrüßte er die fremden Länder, die Berge und Auen, die Ströme und Städte, die im hellen Herbstsonnenscheine vor ihm lagen. Als sie dann an die gewaltige Felsenmauer der Alpen kamen, als sie immer höher hinaufkletterten und das fröhliche Leben der Thäler immer weiter hinter ihnen zurückblieb, als endlich nur Schneefelder und schimmernde Gletscher sie umgaben und die Lawinen donnernd in die Abgründe stürzten, da ward Rudi still und stiller, denn ein Schauer heiliger Ehrfurcht vor solcher erhabenen Größe schloß ihm den Mund. Aber als es dann von der einsamen Höhe wieder abwärts ging, und die gesegneten Gärten der lombardischen Ebene sich vor ihren Blicken aufthaten, da fand er den hellen Frohsinn und den jubelnden Sangesmut wieder, denn ihm war es, als ginge es auf Flügeln gradeswegs ins Paradies hinein. (Forts. folgt.)

Eine Schaluppenfahrt.

(Von F. Andreae.)

(Fortsetzung.)

Das niedrige, ganz mit Holz getäfelte Zimmer mit seinen winzigen Fenstern und der ziemlich vorsündflutlichen Einrichtung erweckte unser großes Interesse. Namentlich konnten sich die Kinder gar nicht beruhigen über zwei große Doppelthüren, welche eine der Wände fast ganz einnahmen. Sie sahen so braun verräuchert aus, wie alles Übrige, und wir vermuteten Wandschränke von seltenem Umfang dahinter. Das Geheimnis mußte ergründet werden! Max träumte von großen herrlichen Muscheln und anderen Seltenheiten, die hier verborgen sein möchten! Man öffnete ein wenig und — was gab's zu sehn? Betten, säuberlich mit Linnen bezogene Betten! — Das waren also die berühmten ostfriesischen „Wandbetten,“ wie sie früher auf all diesen Inseln gebräuchlich waren. Sie haben Ähnlichkeit mit den Schiffskabinen, sind nur vielleicht etwas weniger luftig.

„Mama, da müßte ich ersticken,“ meinte Max ganz ängstlich. Er dachte, die Thüren seien des Nachts auch geschlossen und wurde tüchtig ausgelacht. Überhaupt fehlte es nicht an Scherz über diese raumersparende Erfindung, und unser „Galgenhumor“ fand auch außerdem genügende Gelegenheit zum Lachen. Als nun die „schöne Babett“ herein kam und mit großer Gewandtheit Anstalten zur »table d'hôte« machte, erreichte die allgemeine Heiterkeit den Höhepunkt. Also sollte es uns nicht erspart bleiben, in diesem Aufzuge — vor Fremden erscheinen zu müssen!? Wir erfuhren, daß drei Herrn und eine Dame, als „Reste der Saison“ täglich hier speisten.

„Das Unvermeidliche mit Würde tragen!“ Dies sollte offenbar der Wahlspruch des Tages bleiben. Also: nur tapfer! Wir behaupteten denn auch unsere „Würde“ nach Kräften und die »table d'hôte« verlief recht heiter. Das Essen war vorzüglich, besser als in Norderney.

Die Kurgäste — im Laufe des Sommers zählte Juist deren etwa 40 — gestanden uns in lobenswerter Offenheit, daß der Anblick unsrer Landung unstreitig der größte Spaß gewesen sei, den sie während des hiesigen Aufenthaltes gehabt hätten, und fanden sich deshalb veranlaßt, uns für dieses Vergnügen zu — danken! Da bewahrheitete sich denn wieder einmal das alte Sprüchwort: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen;“ — aber wir gönnten den guten Leuten ihren Spaß und trösteten uns des gehabten Schadens.

Der kurze Sonnenblick hatte bald wieder dem Regen weichen müssen, dazu tobte der Wind so entsetzlich, daß wir von der berühmten Insel, deren Anblick so teuer erkauft worden war, fast nichts zu sehen bekamen. Als endlich der Regen etwas nachließ, traten wir vors Haus, wo ein roher Holztisch mit Bank angebracht war, beschattet von den Zweigen einer Esche, dem einzigen Baume auf der ganzen Insel. Wie kam diese Esche hieher? Es mußte damit eine besondere Bewandtnis haben!

„Sie wurde vor vielen Jahren mit andern Bäumen von einem gescheiterten Schiffe hier angeschwemmt“, erzählte der Wirt, — seines Handwerks zugleich Schiffer —, der inzwischen samt unserm Schaluppenmanne zum Vorschein gekommen war. Was Bildung anlangte, so stand der „Gasthofsbesitzer“ augenscheinlich unter seiner Gattin. „Damals haben wir alle Bäume hier angepflanzt, aber nur dieser ist gediehen,“ fügte er hinzu, nicht ohne Stolz auf diesen einzigen.

Rechts drüben lag die turmlose Kirche inmitten des Gottesackers, auf dem nur wenige, vom Sturm verschobene Kreuze die Stätten der Gräber bezeichneten. Ringsum zerstreut, scheinbar halb im Sand begraben die 23 niedrigen Häuschen, welche das Dorf Juist

bilden, — ein recht ärmliches Bild! Die Insel ist dem Wind in hohem Grade ausgesetzt; darum keine Rede von Bodenkultur! Kaum, daß einige Kartoffeln gebaut werden können. Alles macht einen verwehten, melancholischen Eindruck, nichts Erheiterndes ringsum. Der vorzügliche Wellenschlag und die billigen Preise waren wohl die geheimnisvollen Magnate, welche Kurgäste gerade hierher zogen!?

Auf den Anblick eines berühmten Wracks, den man von der Düne aus genießen konnte, verzichteten wir, obwohl derselbe zu den Sehenswürdigkeiten der Insel gerechnet wurde. Die Entladung dieses Wracks bot solche Schwierigkeiten, daß die Bewohner Juists schon einige Jahre damit beschäftigt waren, ohne sie beendigt zu haben. Max fühlte natürlich große Neigung, dieses „Meerwunder" zu besichtigen, — aber der Papa gab's nicht zu. „Am Ende wirst du mir von der Düne hinunter in die See geblasen! Das fehlte gerade noch," meinte er und schaute bedenklich nach den Wolken, die nur so flogen. (Schluß folgt.)

Der Königsstuhl auf Rügen.

Reich an herrlichen Naturschönheiten ist die Insel Rügen, und wer dieselben einmal gesehen hat, der sehnt sich nach ihnen zurück, wie der Dichter Ernst Moritz Arndt, der an seine meerumspülte Heimatinsel die Verse richtete:

O Land der dunklen Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie thut's nach dir mir weh!

Einer der schönsten Plätze auf dieser Insel, ein Punkt, der jährlich Tausende von Fremden herbeilockt und den wohl keiner ohne Bewunderung betritt, ist die auf der Halbinsel Jasmund, fast im äußersten Osten der Insel gelegene Stubbenkammer. Der Name „Stubbenkammer" stammt aus dem Slavischen und bedeutet eigentlich: Stufenstein (stupien = Stufe, kamen = Stein).

Hier hat die Natur alles vereint, was in der Menschenbrust das Gefühl erhabenen Staunens hervorzurufen imstande ist: über uns das dichtgewölbte Dach alter, mächtiger Buchenkronen, dicht vor uns jäh, fast senkrecht gegen 120 Meter tief abfallende Kreidefelsen, und tief unten zu unsern Füßen die blauen, unabsehbaren Fluten der Ostsee, die seit Jahrtausenden an diese Felsen geschlagen, mit rasender Gewalt gegen sie angestürmt, und die doch nicht vermocht haben, sie zu erschüttern.

Die ganze nördliche Seite der Halbinsel Jasmund ist nichts als ein vielfach zerklüfteter Kreideberg, dessen einzelne Spitzen mit

herrlichen Buchen bewaldet sind; und die höchste Spitze ist der sogenannte Königsstuhl. Die Sage erzählt, ein schwedischer König habe von hier aus dem Verlaufe einer Seeschlacht zugeschaut. „Wer aber immer dem Berge den Namen gegeben, königlich ist die Aussicht auf das weite, unbegrenzte Meer, unsagbar schön, wenn am Frühmorgen die Sonne am östlichen Himmelssaume aufsteigt, und ehe uns ihr erster Lichtstrahl trifft, wunderbare Farbentöne vom dunkeln Violett bis zum grellen Feuerrot auf der schimmernden Wasserfläche hervorruft. Der Sonnenaufgang, vom Königsstuhl aus gesehen, gehört mit zu den großartigsten Naturgenüssen. In Glut getaucht, mit flüssigem Golde übergossen, erscheinen dann die zackigen, zerklüfteten Kreidefelsen, und sie erblassen mehr und mehr, je höher die Sonne emporsteigt. Erst wenn ihr heller Schein die letzten Schatten aus der Tiefe der Schluchten verscheucht hat, läßt sich die ganze Großartigkeit der wildzerrissenen Felsenwand wahrnehmen.“



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Fortsetzung.)

Das war eine Überraschung! Doch es sollte noch besser kommen. Obwohl es dunkle Nacht war, ließ es ihm doch keine Ruhe; schlafen hätte er ohnehin nicht können bei seiner Aufregung, und so zog er denn seine Sonntagskleider an, nahm eine Stallaterne und machte sich auf den Weg nach der Post. Unterwegs grübelte er beständig darüber nach, von wem doch wohl die Briefe und die „andern Dinge“ sein möchten, die unter seiner Adresse angekommen sein sollten. Von einem Briefe konnte er sich halb und halb denken, woher er kommen möchte: Der kam vielleicht von jenem Herrn Redakteur in Graz, dem er seine Schriften durch den Firmpaten zugesandt hatte, allein woher die andern — die andern, die noch da sein sollten, das konnte er sich durchaus nicht denken, da er ja nirgendwo Bekannte hatte, die etwa an ihn schreiben möchten.

Seine Geduld sollte indessen noch auf eine harte Probe gestellt werden, denn als er bei der Poststation ankam, war es 11 Uhr des Nachts und der Geschäftsraum also geschlossen; er mußte bis zum Morgen warten. Die Nacht brachte er mit einem Bekannten in einem Pferdestalle zu, schlafen aber konnte er nicht.

Kaum graute der neue Tag, so erhob sich Peter von seinem Lager. Was würde dieser Tag wohl für ihn bringen? In fast

banger Erwartung eilte er nach dem Postgebäude, lange bevor geöffnet wurde. Das war ein peinliches Warten! Ja, seine Geduld und Gelassenheit sollte heute noch eine härtere Probe bestehen, aber — auch belohnt werden. Als nämlich endlich zur bestimmten Stunde der Schalter geöffnet wurde, mußte unser armer, junger Freund, dessen Herz bis zum Halse hinauf schlug bei dem Gedanken, daß er jetzt vor der Lösung des Rätsels stehe, noch zusehen, wie alle anderen eher befördert wurden; der Postbeamte hatte, nachdem er seinen Namen erfragt, ihn gebeten, zu warten, bis der größte Andrang vorbei sei.

Endlich, endlich kam auch an ihn die Reihe, und siehe da, der Beamte legte eine ganze Hand voll Briefe, Scheine und Paketchen vor ihn hin, indem er freundlich lächelnd sagte: „Alles für den steierischen Naturdichter“.

War das ein Jubel in Peters Herzen! Er wußte gar nicht, wie er nach Hause kam mit seinen Schätzen; denn da waren nicht allein freundliche, beglückwünschende Zuschriften, aus den verschiedensten Teilen des Landes kommend, sondern auch Gaben an Büchern und Geld von wohlthätigen Herzen, als Christgeschenk für den jungen Naturdichter.

Wie das kam? Jener menschenfreundliche Redakteur, Adalbert Swoboda heißt er, hatte in Peters Schriften ein Talent erkannt, das nur noch weiterer Ausbildung bedurfte, um in seiner Eigenart einst zu den hervorragendsten gezählt werden zu können. Um dem jungen Peter nun die Mittel zu dieser wissenschaftlichen Ausbildung zu verschaffen, hatte der gütige Dr. Swoboda in seiner Zeitung, der Grazer „Tagespost“, einen Aufsatz über Peter und seine poetischen Versuche veröffentlicht und edle Menschenfreunde aufgefordert, sich des jungen begabten Mannes annehmen zu wollen zur Förderung seines Talentes. Wir haben gesehen, daß dieser Aufruf an die Menschenfreundlichkeit nicht vergebens erklungen war, sondern sofort Früchte getragen hatte.

Peters Eltern wußten nicht recht, was sie von der Sache halten sollten, war doch der junge Poet selbst noch im Unklaren darüber und wußte nicht, ob er träume oder wache!

Was hätten auch so einfache Leute, wie diese, in ihrer Weltabgeschiedenheit für Begriffe von Dichtung und Schriftstellerwesen haben können! Peters „G'schriften“ hielten sie nur für eine müßige Spielerei, die man ihm wohl nachsehen könne, da sie ja niemand schade und ihm selbst ein harmloses Vergnügen bereite, von der man aber nicht leben könne. Daß man nun so viel Aufhebens davon mache, verwunderte sie nicht wenig, ja flößte ihnen fast etwas wie Mißtrauen ein.

Kaum hatte Peter sich von der ersten freudigen Aufregung erholt, so erhielt er auch schon wieder sowohl freundliche Briefe als auch Bücher zugesandt; ja sogar einen Antrag von einem Buchhändler in Laibach, der ihm unter sehr günstigen Bedingungen anbot, bei ihm die Buchhandlung zu erlernen. Dem glücklichen Peter schwindelte fast der Kopf, er wußte nicht, wie ihm geschah, wußte sich keinen Rat, so wenig wie seine Eltern. So schrieb er denn an seinen freundlichen Gönner, Herrn Dr. Swoboda, und fragte diesen, was er thun solle? Dessen Rat war: sofort das gütige Anerbieten jenes wohlwollenden Buchhändlers anzunehmen und nach Laibach zu gehen. Als er immer noch im Zweifel war, ob er denn wirklich sein Handwerk aufgeben und die liebe Heimat, an der sein ganzes Herz hing, verlassen und in die unbekannte Fremde ziehen solle, hatte man von Laibach auch schon das nötige Reisegeld geschickt; nun mußte er sich allerdings durchaus entscheiden. (Forts. folgt.)

Auflösung des Rätsels in Heft 9.

Mai, Hai.

Schieb-Rätsel.

Kleinasien, Stockholm, Kreuzspinne, Weihnachten, Robinson, Alhambra, Taubenpost, Omnibus, Beethoven.

Obige Wörter sind genau, Buchstabe unter Buchstabe, unter einander zu schreiben und so lange nach der Seite zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe den Namen einer beliebigen Blume ergiebt. Ist dies richtig gefunden, so nennt ohne weitere Verschiebung eine andere senkrechte Reihe ebenfalls eine Blume.

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5“
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg“
zu adressieren.

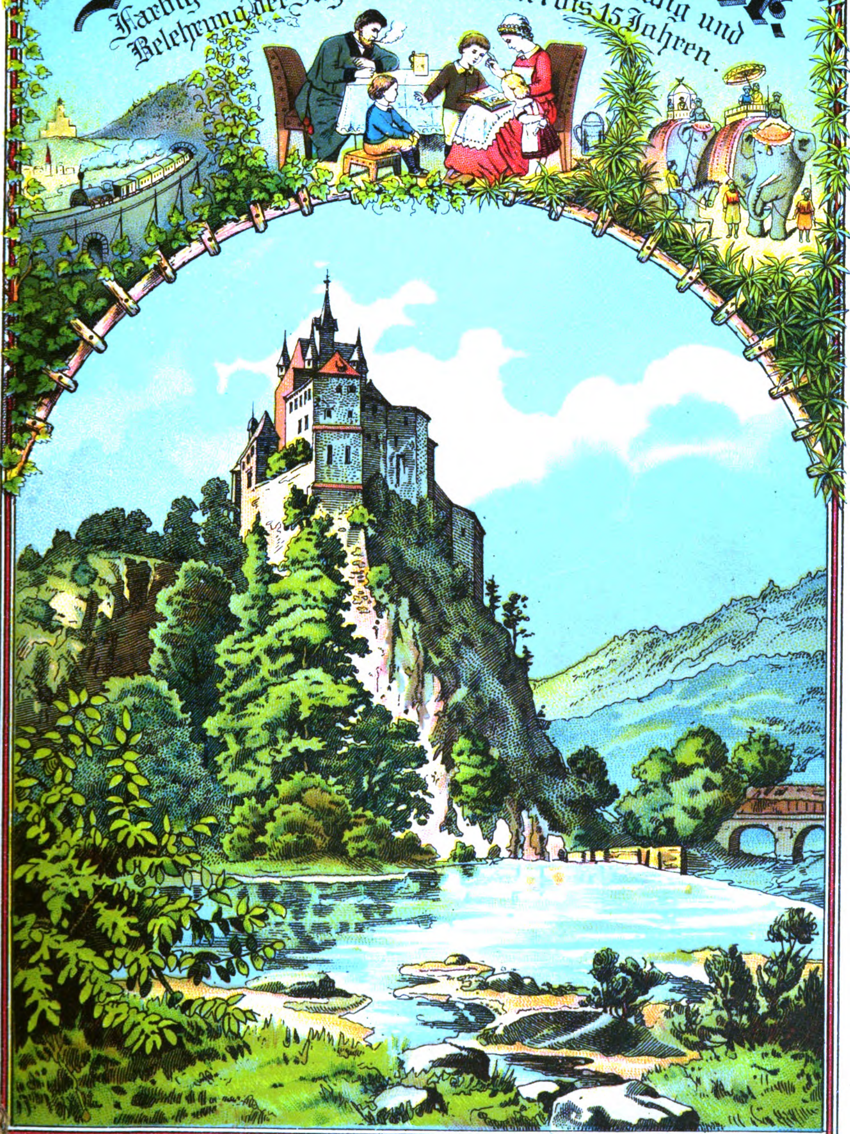
Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige.
Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Band 7. №11.

Kinder-Gartenlaube.

Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7 bis 15 Jahren.



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnberg.

Die Burgfrau von Kriebstein.

(Hierzu das Titelbild.)

Im schönen Zschopauthale in Sachsen liegt an einer scharfen Biegung des Flusses die sehr wohlerhaltene Burg Kriebstein. Ihre altertümlichen Formen, der Epheu, der an manchen Stellen das Mauerwerk überrankt, der nach dem Flusse zu sehr steil abfallende Felsen und der waldige Hintergrund gewähren einen sehr malerischen Anblick. Wie bei mancher anderen Burg ist auch hier an einzelnen Stellen der Felsen beim Baue der Burg gleich mit benutzt worden. So ist z. B. die Kapelle der Burg nebst Kanzel und Altar aus dem Felsen gehauen.

Erbaut wurde die Burg gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem Ritter Dietrich von Beerwalde. Aber kaum hatte der Ritter seine neue Burg bezogen, so geriet er mit einem Ritter aus dem Geschlechte der Staupitz in eine Fehde, die sehr unglücklich für ihn endete. Ritter Staupitz erstürmte nach harten Kämpfen die Burg am Fastnachtsdienstage des Jahres 1415, behielt sie für sich und richtete sich mit seiner Familie und mit seinen Knechten häuslich in derselben ein.

Der vertriebene Ritter Dietrich wendete sich um Hilfe an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, und dieser zog auch alsbald mit einer gewaltigen Schar von Kämpfern, unter denen auch viele waffentüchtige Bürger der Stadt Freiberg sich befanden, vor die Burg. Ritter Staupitz sah ein, daß er so gewaltiger Macht nicht lange würde Widerstand leisten können, und war bereit, die Burg dem rechtmäßigen Besitzer wieder auszuliefern. Der Markgraf forderte, daß der Ritter sich auf Gnade und Ungnade ihm ergebe, der Gattin des Ritters aber gestattete er, frei und ungehindert abzuziehen und mit sich zu nehmen, was ihr das Liebste sei.

Da that die Rittersfrau, wie einst die Frauen von Weinsberg. Sie nahm ihren Gatten auf den Rücken und ging so zum Burgthore heraus. Einer solchen Auslegung seiner Zusage hatte sich der Markgraf freilich nicht versehen; aber wie Kaiser Konrad den Frauen von Weinsberg, so hielt Markgraf Friedrich der Gattin des Ritters Staupitz sein Wort. Er schenkte dem Ritter Freiheit und Leben, und dieser zog erfreut über solchen Ausgang mit seiner treuen Gattin von dannen.



Im Gefolge des Schwabenherzogs.

(Erzählung von Brigitte Augusti.)

(Fortsetzung.)

IV. Auf römischem Boden.

Es war im Hochsommer des Jahres 1167. Strahlenlos, wie ein verglühender Feuerball, hing die Sonne am Himmel, droben und drunten war alles wie in Blut getaucht. Um die Stadt Rom tobte seit acht Tagen ein heißer, erbitterter Kampf; Kaiser Friedrich Barbarossa berannte sie mit einem starken Heer, dem sich die Städte des Latinerlandes, Viterbi, Tibur und Tusculum angeschlossen hatten, denn, seit uralter Zeit eifersüchtig auf das Übergewicht der stolzen Römer, hofften diese mit deutscher Hilfe von ihrer drückenden Botmäßigkeit frei zu werden. Aber die Römer hatten jedes ihrer gewaltigen, steinernen Bauwerke in eine Festung verwandelt, die sie mit dem zähesten Widerstande verteidigten, und selbst ein Friedrich von Rotenburg vermochte es trotz seiner stürmischen Tapferkeit nicht, diese festen Bollwerke zur Übergabe zu zwingen. Was das Schwert nicht vollbrachte, das sollte das Feuer thun; man warf zündende Brände in die Marienkirche, und nach vielen vergeblichen Bemühungen stieg endlich eine riesige Flammensäule daraus empor; krachend barsten die schönsten Denkmäler und Statuen, welche die fromme Andacht hier durch Künstlerhand errichtet hatte, auseinander, und das weltberühmte goldene Bild des sterbenden Erlösers floß als ein glühender Strom in die prasselnde Glut. Von dort sprang der Brand nach Sankt Peters berühmtem Dome über, und mit wildem Schreckensgeschrei suchten die Verteidiger das höchste Kleinod der Kirche, das Grab des Apostelfürsten, vor den Flammen zu retten.

Diesen Augenblick, wo alles mit Löschen beschäftigt war, ersah das Falkenauge des Schwabenherzogs als den geeigneten zum Sturm; rasch sprang er vom Pferde und rief nach einer Axt. Eben wollte er mit gewaltigem Schwunge zum Schlage ausholen, da fiel ihm jemand in den Arm — es war Rudi, der sich, seinem Gelübde getreu, immer in seiner Nähe hielt. „Um aller Heiligen willen!“ rief er flehend, „laßt ab, laßt ab vom Hause des höchsten Gottes! Es ist Todsünde und wird Euch des Himmels Zorn aufs Haupt ziehen!“

Aber Friedrich von Rotenburg schüttelte den unbequemen Mahner von sich ab, wie ein lästiges Insekt. „Kümmere dich um deinen Singsang, Knabe!“ rief er voll schmähenden Zornes! „aber Männerarbeit laß den Männern!“ Dabei schwang er die Axt mit



Jm Gefolge des Schwabenherzogs. III.

Riesenkraft und ließ sie dröhnend gegen die verschlossenen Thüren fallen, daß die Splitter weit umher stoben. Andere folgten seinem Beispiel, bald krachte das Holzwerk zusammen, und durch die Öffnung drangen die Angreifer in die Kirche. Nun ward die geweihte Stätte zum schauerlichen Schlachtfeld, die Altäre und das Apostelgrab wurden mit Blut bespritzt, auf dem kunstreich gefügten Marmorboden lagen die geharnischten Leichen der Erschlagenen umher. Bald war der letzte Widerstand gebrochen; die Reichsfahne ward aufgepflanzt, und am nächsten Tage hielt Kaiser Friedrich mit seinen Heerführern, unter denen Friedrich von Rotenburg der erste war, seinen Einzug in den schnell gereinigten Dom, um darin Danklieder für den gewonnenen Sieg anstimmen und seine wunderschöne Gemahlin Beatrix zur Kaiserin krönen zu lassen.

Aber dem lauten Siegesjubel sollte nur allzubald tiefe Trauer und schmerzliche Klage folgen. Aus den blutgetränkten Feldern stiegen unter der stechenden Glut der südlichen Sonne giftige Fieberdünste auf, die wie Würgengel die deutschen Heerscharen überfielen. Diese waren des tückischen Klimas ungewohnt; matt und verwelkt, wie die Blumen der Wiese, wenn die Sichel sie von der Wurzel trennt, sanken an jedem Tage Hunderte der mannhaften Krieger zu Boden. Der Tod scheute weder die Hohen, noch die Gemeinen, und so furchtbar war das allgemeine Sterben, daß die Römer schadenfroh mit den Fingern darauf hinwiesen und laut erklärten, das sei das Strafgericht des gerechten Gottes für die erstürmten Kirchen und die entweihten Altäre. Die Worte des alten Testamentes: „Der Herr sandte einen Engel, der vertilgte alle Gewaltigen des Heeres und die Fürsten und Obersten im Lager des Königs, daß er mit Schanden wieder in sein Land zog," wurden offen auf Kaiser Friedrich gedeutet, der kein gehorsamer Sohn der Kirche sei und sich schwer gegen den heiligen Vater versündigt habe. Bestürzt verließ der Rotbart das Lager, das sich aus einem Siegerfeld so schnell in die grausigste Totenstätte verwandelt hatte, und das herrliche Heer, das vor wenigen Monaten so stolz und zuversichtlich über die Alpen gegangen war, folgte seinem Gebieter jetzt als ein Häuflein abgezehrter, blutloser Gestalten in die Po-Ebene, denn dreißigtausend Mann hatte die Seuche fortgerafft, und unter den Übriggebliebenen war kaum einer, den das Fieber nicht geschüttelt hätte.

In seinem prächtigen Zelte lag Friedrich von Rotenburg und wälzte sich in brennender Fieberhitze auf seinem Lager. Niemand war bei ihm, als Rudi, denn sein ganzes Gefolge war tot oder zum Sterben krank wie sein Gebieter. Auch der Knabe fühlte sich unsäglich schwach, aber er hätte um keinen Preis seinen Platz in der Nähe seines Herzogs aufgegeben, solange noch ein Atemzug in

seiner eignen Brust war. „Wasser, Wasser!“ stöhnte der Kranke, aber als Rudi ihm den schalen, warmen Trank dienstfertig an die Lippen hielt, wies er ihn voll Ekel zurück. „Ach, nur einen Schluck aus der Bergquelle daheim!“ flüsterte er mit verbrannten Lippen, „der könnte mir helfen! — Komm, Schwanhild, geliebtes Weib, lege deine weiche, kühle Hand auf meine Stirn und stille die Flammen, die darin lodern! Ha! das Feuer aus Sankt Peters Dom ist in mein Hirn geschlagen und versengt es — — wehe, wehe! mein Glück flog davon wie der Vierklee — warum hielt ich ihn nicht fest? — Sing’ mir das Lied, Knabe, das Schwanhild dich lehrte, es fällt wie frischer Tau auf meine durstende Seele!“

Und Rudi sang mit zitternder Stimme, wie er es seit dem Auszuge schon unzählige Male gethan hatte:

„Dort tritt dich an Gefahr und Not,
Dort dräut dir gar der bittere Tod!
Hier ring’ ich wund die Hände mein
Und denke dein!“

Immer stiller ward Herzog Friedrich unter den süßen, rührenden Tönen; mit schwerer Zunge sprach er es nach:

„In Tod und Leben, Lust und Pein
Gedenk’ ich dein . . . .

sag’ ihr das, Knabe, wenn du nach Hause kommst, ich blieb ihr treu bis in den Tod!“

Dann faltete er die Hände, stammelte ein letztes: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ und schloß die schönen, blauen Augen zum Todesschlummer.

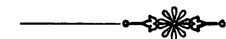
Neben dem Lager fiel Rudi auf seine Kniee und betete heiß und inbrünstig für die Seele seines ritterlichen Herrn, der unversehrt aus allen Kämpfen hervorgegangen war, um hier einem unrühmlichen Tode zu erliegen. Er selbst fühlte sich zum Sterben elend, und heiße Thränen stürzten aus seinen Augen, als er bedachte, in wie thörichtem Unverstand er in die Welt hinausgezogen, und wie jämmerlich alle seine knabenhaften Pläne gescheitert waren. Er hatte den Vater nicht gefunden, kaum Gelegenheit gehabt, nach ihm zu suchen; ach, er hatte ja keinen Begriff davon gehabt, wie unermeßlich groß die Welt, und wie winzig und unbedeutend der Einzelne darin sei. Wer kümmert sich um die Tausende, die auf welschen Schlachtfeldern den Tod fanden, um die Hunderte, die in harte Gefangenschaft geschleppt wurden und darin umkamen?

Ein tiefes, schmerzliches Heimweh überfiel die Seele des Knaben; er fühlte sich grenzenlos allein und verlassen. Sein hoher Herr, an dem er mit heißer Liebe und Verehrung gehangen, war tot, auch Heines liederreicher Mund war verstummt, — niemand

fragte mehr nach ihm, niemand bedurfte seiner. Und daheim in der kleinen Hütte saßen zwei einsame Frauen und schauten mit Thränen und Gebeten nach ihm aus; für seine Mutter war er der einzige Sonnenschein in ihrem trüben Leben gewesen, und selbst die Ahne hatte ihn, trotz ihres Scheltens, doch so lieb gehabt. O, nur noch einmal den Kopf auf Mütterleins Schoß zu legen und allen Kummer in ihr treues Herz auszuschütten — das müßte Seligkeit sein! Wie wollte er für die Großmutter arbeiten und ihr mit seiner jungen Kraft jede Mühe abnehmen, wie die Mutter trösten und erheitern, — wenn er nur wieder daheim wäre! Die Sehnsucht wurde so übermächtig, daß sie das Gefühl der Schwäche überwand; er stand auf, reckte die Arme und dehnte sich wie einer, der von langem Schlafe ersteht. Dann suchte er draußen einen Klosterbruder auf, teilte ihm mit, daß der Herzog gestorben sei, hing seine Fiedel über den Rücken, ergriff einen derben Knotenstock und machte sich auf die Wanderschaft.

Wohl war es eine weite Strecke, die ihn von der trauten Heimat trennte, aber je mehr er sich von der Stätte des Grausens und des Todes entfernte, um so mehr fühlte er seine Kräfte wachsen; in dem seidenen Beutelchen der Herzogin Schwanhild, das er auf seiner Brust bewahrte, waren immer noch einige Goldstücke, die ihm die Wege ebneten. Als die Zeit wiederkehrte, in der er vor einem Jahre voll stolzer Hoffnungen und glücklicher Träume über die Alpen gestiegen war, da stand er wieder droben auf der eisigen Höhe und streckte seine Arme der deutschen Heimat entgegen.

(Schluß folgt.)



Der falsche Prinz.

Lustspiel in zwei Aufzügen für die Jugend.

Nach Hauff von W. Egbert.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Saal im Palast des Sultans.

Auf einer mit Teppichen belegten Erhöhung: zwei Thronsessel. Auf einem sitzt Azora nach Art der Orientalen, ihr zu Füßen Melitta mit einem Federfächer.

Azora: Wie mir das Herz schlägt, Melitta, vor Ungeduld, meinen Sohn endlich in meine Arme schließen zu dürfen. Zwanzig Jahre war er meinem mütterlichen Herzen entrissen. Meine Thränen, meine Gebete, mein Hoffen haben ihn umschwebt die ganze Zeit, ihn den Unbekannten und dennoch Heißgeliebten.

Melitta: Grausam war es, einer hohen Sultana-Valide das Kind zu rauben und so lange vorzuenthalten!

Azora: Ja grausam, und dennoch beugte ich mich dem Rate der Weisen und dem Willen meines Gemahls. Ich brachte das schwere Opfer, um nicht größeres Unheil heraufzubeschwören. Und wie ein Traum mir Schmerz und Trübsal brachte, so hat ein Traum mich getröstet, denn der Prophet ließ mich im Schlafe meinen Sohn in seiner Jugendschöne erblicken, und nun jubelt mein Herz diesem Ersehnten, den ich aus Tausenden herausfände, entgegen!

Melitta: Horch, Sultanin, die Tubaklänge, die vom Mekkathor herüber schallen!

Azora: O, wenn sie heut schon kämen!

Melitta: (eilt zum Fenster.) Wahrhaftig ja, die Karawane biegt in den Hof des Palastes!

Azora: Melitta stütze mich! Doch nein, sieh weiter und sage, was Du schaust! Nicht darf ich meinem Sohn entgegen eilen, noch meine Blicke in den Hof zum Willkommen senden! Was siehst Du?

Melitta: Einen Zug, dessen Glanz der Staub der Wüste nicht zu dunkeln vermochte! Voran der Sultan, furchtbar prächtig auf seinem Leibkameel mit güldener Schabrake. Daneben auf schwarzem Rappen mit Rubinen-Zaum ein Jüngling, dem die Straußenfeder vom Perlen-Turban nickt. O Sultana-Valide, welch feiner, schlanker Prinz!

Azora: Sein Blick ist Feuer, nicht? Die Haltung stolz und mutig!

Melitta: Nein, Lächeln uud Demut ziert ihn! Leicht wie ein Windspiel schwingt er sich vom Roß. Er blickt so viel zurück! Bei Mohammed, was seh' ich dort? Ein Jüngling ist im Zuge mit bleichem Antlitz und mit Ketten an den Händen. Er blickt herauf — welcher Feuerblick!

Azora: Der Prinz? Ich sagte es ja!

Melitta: Nein, nicht der Prinz, der mit den Ketten! (tritt vom Fenster zurück.) (Der Sultan kommt!)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Alimar.

Alimar: Goldner Sonnengruß der Sonne meines Hauses! (hebt die Hände vor Azora empor.)

Verehrung dem Silbermond meines Abends! (verneigt sich vor ihr.)

Einen Strahlenkuß dem Stern meines Lebens! (küßt Azora die Hand.)

Sultanin, der Sohn unserer Herzen, er ist gefunden! Bei El Serujah harrte er meiner mit dem geweihten Dolche, dem Zeichen des Erkennens. Seine Sehnsucht nach Dir lieh unserm Zuge Schwingen, so daß wir heut schon kommen!



Der falsche Prinz II.

Das edle Reis unsres Stammes, ich pflanze es wieder in das Brachfeld unsrer Elternliebe, den starken Sproß, ich senke ihn in die heimische Scholle! Er grüne hinfort am Herzen der Mutter, er blühe im Strahle des Vaterauges!

Azora: Dank Dir, Sultan! Wo bleibt mein Sohn?

Alimar: Prinz Omar trete ein!

Dritter Auftritt.

Vorige. Fenz später Omar.

Fenz: (verneigt sich tief mit gekreuzten Armen vor Azora, kniet dann nieder.) Sultanin, hehre Fürstin, hohe Mutter! Dem Du das Leben gabst, er kniet vor Dir, den mütterlichen Segen zum Willkomm zu empfangen.

Azora: Der? Der mein Sohn? (macht eine abwehrende Bewegung.)

Alimar: Azora!

Fenz: Ich zittre nach Deinem Gruß, Sultana!

Azora: Hinweg! Mein Sohn ist's nicht!

Alimar: Bist Du von Sinnen?

Azora: Ich bin ganz klar, und klar auch steht das Bild des Prinzen vor mir, das der Prophet mir wies als das meines Sohnes!

Omar in Ketten,
(stürzt herein, wirft sich Azora zu Füßen, Fenz weicht erschrocken zurück.)

Azora: Ha der, der ist's!

Omar: O Mutter, Mutter, Du glaubst an mich!

Azora: An mein Herz, mein Kind! (sie umarmt Omar.)

Alimar: Hinaus mit ihm! Wo sind die Wachen? (stößt mit dem Säbel auf dem Boden, die Leibwache erscheint.)

Du rasest Sultanin! Ein frecher Fremdling, der mit dem Tode den Wahnwitz büßen soll!

Azora: O nein, mein Sohn, mein echter Sohn! Man täuscht mich nicht!

Omar: Mein Leben dank ich Dir zum zweiten Mal!

Alimar: Packt ihn, Soldaten, werft ihn in den Turm!

Omar: Wag' keiner, mich, den Prinzen, zu berühren!

Azora: Zurück! Und bindet jenen, den Betrüger!

Alimar: Das Wort des Sultans gilt!

Azora: Und das der Sultanin, die schwört: Werft Ihr den echten Prinzen in Ketten in den Kerker, so folg' ich ihm und fluche diesem Thron!

Alimar: Heilloses Wirrnis! Omar, Du kannst schweigen? So handle doch!

Fenz: Was soll ich thun, mein königlicher Vater?

Alimar: Zieh doch Dein Schwert und hau wie Alexander den gord'schen Knoten dieses Wirrsals durch! Erschlag ihn!

Fenz: Er dauert mich, der tolle Schneider von Berkung!

Omar: Gebt mir ein Schwert, daß ich die Schmach uns räche! Doch nein, beflecken würd' es meine edle Waffe, berührte ich den Schurken nur damit!

Azora: O Du mein echter Sproß!

Alimar: Furchtbarer Wahnsinn! Schon bei El Serujah hat der Tolle uns belästigt! Wir banden ihn und schleppten ihn mit her. Den Strang für den, der ihn entspringen ließ!

Omar: Nein, Tod und Schmach dem Schneider dort, der mir, den Mantel flickend, erst den Dolch und dann das Herz des Vaters stahl! — O Allah Dank! Das Herz der Mutter ließ sich mir nicht rauben!

Azora: Ob stolz, ob elend, ich teile Dein Geschick, mein Omar!

Alimar: Beim Barte des Propheten! Er soll's mir büßen, der mir so schäumend Gift in den ersehnten Becher meiner Freude goß! Azora, nur Deinetwegen bezähm' ich meinen Zorn, der mich erstickt!

Azora: Nur Deinetwegen halt ich meinen Fluch zurück, da mir der schönste Augenblick des Lebens so schnöd vergällt wird!

Alimar: Erfüllt hat sich dein Unglückstraum! Wir streiten ob des Sohns und wanken fühl ich meinen Thron! O Allah hilf! Erleuchte uns! (Schluß folgt.)



Dietleib.

Eine deutsche Heldensage.

I.

Es war ein König, der hieß Biterolf, und er war ein durch seine Größe und Stärke berühmter Kämpe. Er hatte auch einen Sohn, der groß und stark gewachsen war, aber an königlichen Sitten war der Sohn dem Vater nicht gleich, und großen Kummer verursachte es den königlichen Eltern, wenn sie sahen, wie ihr Sohn lieber unter den Knechten im Stall und in der Küche war, als unter den Rittern im königlichen Saale. Der Sohn verstand daher auch wenig von ritterlichen Künsten. Niemand hatte je gesehen, daß er sich mit den Ritterknappen im Gebrauch der Waffen geübt, oder daß er den Frauen in ritterlicher Weise gedient hatte.

Darum liebten ihn auch Vater und Mutter gar wenig; sie kümmerten sich wenig um ihn, ließen ihn nach seiner Weise dahinleben



Dietleib's Abschied.

und hielten ihn für einen Dummkopf, der ganz am rechten Platze sei, wenn er ungewaschen und ungekämmt, mit schmutzigen und von Asche bedeckten Kleidern mitten unter den Küchenjungen am Herde saß.

Einst war der König Biterolf samt seiner Gemahlin und allen seinen Mannen zu einem großen Gastmahle geladen. Als sich nun die Geladenen zur Reise rüsteten und die schönsten Kleider und Waffen hervorsuchten, setzte Dietleib, der alles das sah, sich plötzlich in den Sinn, auch mit zu dem Gastmahle zu fahren. Er stand auf in dem Kochhause, schüttelte die Asche von sich, reinigte Gesicht und Hände, und ging zu der Königin.

„Mutter," sprach er zu ihr, „mir ist gesagt, daß du zu einem Gastmahle fahren willst." Die Königin erwiderte: „Du hast recht gehört, aber was fragst du darnach, du Schmutzfink und Faulpelz?" Da sagte ihr Dietleib, daß er auch mit zu dem Gastmahl fahren wolle.

Seine Mutter war darüber sehr verwundert, und sie hielt es gar nicht für möglich. Darum sprach sie zu ihm: „O du ganz Entarteter, wie sollte das zugehen? Liegst du doch stets im Kochhause und läßt dich nie im Kreise ritterlicher Männer und Frauen sehen; du würdest uns auf der Fahrt nur Schande machen."

Dietleib aber sprach: „Was sollte ich zu euch kommen, die ihr mich haßtet und mir gar wenig Zuneigung bewieset? Nun aber soll es anders werden, und ich will mit euch zum Gastmahl fahren, ob ihr es mir erlaubt oder nicht."

Damit ging er von der Mutter fort und zu dem Vater, dem er auch mitteilte, wozu er fest entschlossen war, und den er um ein Roß und um Waffen bat.

Auch der Vater war nicht wenig erstaunt, solches zu hören, und er sprach zu seinem Sohne: „Wie darfst du an so etwas denken? Willst du uns Schande machen dort, wo so viele in ritterlichen Sitten wohlerfahrene Söhne vornehmer Männer zusammenkommen? Da ist unter den jungen Knappen anderes Sitte, als Gänse rupfen und braten, Reisig brechen oder Feuer anschlagen oder anderes, was du allein kannst."

Der Sohn sprach: „Wenig hab' ich gelernt, aber ihr habt mich auch wenig gelehrt. Trotzdem will ich mit euch auf die Fahrt; es mag nun gehen, wie es will."

Damit ging Dietleib hinunter in den Hof, schwang sich zum Erstaunen aller, die es sahen, mit gewandtem Sprunge auf ein gesattelt dastehendes Roß und ritt zum Hofe hinaus. Bei dem Hause eines Bauern machte er endlich Halt, und den Bauer bat er, ihm seine Waffen zu leihen. Der Bauer war gefällig und brachte seine Waffen herbei, die freilich gar wenig rittermäßig aussahen. Dietleib nahm sie aber und kehrte so heim an den väterlichen Hof.

Als der König sah, daß sein Sohn sich von der Teilnahme an der Reise wohl kaum würde abhalten lassen, wollte er ihn wenigstens mit anständigen Waffen ausrüsten, daß er sich in dieser Beziehung seiner nicht zu schämen hätte, und des Betragens wegen hoffte der König, daß der Sohn vielleicht unter fremden Leuten sich selbst mehr in Zucht nehmen werde.

Auch die Königin söhnte sich endlich mit dem Gedanken aus, daß der Sohn sie begleiten werde; und wie der König prächtige Waffen, so schaffte sie stattliche Kleider herbei.

Nachdem Dietleib gewaschen und gestrählt, neu gekleidet und gerüstet war, staunte jeder ob seiner stattlichen Erscheinung, denn er war von Natur groß und wohl gewachsen.

II.

An dem Hofe des Gastfreundes benahm sich Dietleib, als wäre er immer in den Kreisen ritterlicher Männer und Frauen gewesen, und wenn auch die fremden Ritter und Frauen darin nichts Besonderes fanden, sondern ohne jedweden Nebengedanken ihre Freude an dem stattlichen Jünglinge hatten, so konnten doch diejenigen ihre Verwunderung über Dietleibs Benehmen nicht verbergen, die sein bisheriges Verhalten an dem väterlichen Hofe kannten.

Als das Gastmahl nach drei Tagen, in denen man viel geschmaust und gezecht hatte, und in denen viel fröhliche Tänze und Kampfspiele gehalten worden waren, zu Ende ging, rüstetete sich Dietleibs Mutter zur Heimkehr; Biterolf aber ritt noch zu einem anderen Gastmahle und nahm zu demselben auch seinen Sohn mit sich, den er nun nicht mehr für roh und ungesittet und für ganz entartet hielt.

Auch bei dem zweiten Gastmahle benahm sich Dietleib ganz ritterlich, und der Vater staunte immer wieder von neuem, wenn er sah, wie er seinen Sohn bis jetzt so ganz falsch beurteilt hatte.

Auf der Rückreise mußten Vater und Sohn durch einen langen, düstern Wald, der als der Aufenthaltsort einer Räuberbande bekannt und gefürchtet war. Auch Biterolf und Dietleib sollten nicht unangefochten durch den Wald kommen.

Als der König zwölf Räuber sich nahen sah, sprach er zu seinem Sohne: „O weh, lieber Sohn! nun wäre es freilich besser, wenn du bei deiner Mutter daheim wärest. Ich selbst wollte mich vor diesen zwölf Räubern nicht fürchten, wenn ich allein wäre; aber ich trage Sorge um dich, daß ich dich verlieren könnte, nachdem ich dich kaum gewonnen und erkannt habe."

Da antwortete Dietleib: „Glaube nur nicht, mein Vater, daß ich mich vor diesen Räubern fürchte. Nun ist das mein Rat, daß

jeder von uns von seinem Rosse steige und daß wir mit dem Rücken an einander treten. So kann uns kein Gegner von hinten angreifen, der von vorn Anstürmenden aber wollen wir uns schon erwehren. Du sollst mit mir zufrieden sein, Vater; und wenn ich mich nicht als tapfer und mutig bewähre, so sollst du mich nicht ferner als deinen Sohn behandeln."

Die beiden thaten, wie der Sohn geraten hatte, sprangen von ihren Rossen, traten mit dem Rücken aneinander, zogen ihre Schwerter und erwarteten die Räuber. Vortrefflich bewährte sich des Sohnes Rat. Wie grimmig auch die Räuber anstürmten, konnten sie doch den beiden nichts anhaben; ein Räuber nach dem andern sank von ihren Schwertern zum Tode getroffen zur Erde nieder, Vater und Sohn aber standen unverwundet aufrecht.

Schon waren elf Räuber in das Gras gesunken, da stürmte der zwölfte grimmig gegen Biterolf an, und mit so wuchtigem Schwertschlage traf er den König, daß dieser bewußtlos zur Erde fiel. Kaum aber gewahrte das Dietleib, als er mit so großer Kraft auf den Räuber losschlug, daß dieser in die Knie sank.

Einen zweiten Hieb abzuwarten, hielt der Räuber nicht für ratsam; er sprang nach seinem Rosse, schwang sich in den Sattel und stürmte fort. Da erkannte er die Wahrheit des Wortes, daß manchem der Sporn ein nützlicheres Eisen ist, als das schärfste Schwert.

Biterolf hatte sich bald wieder von dem Schlage erholt, der ihn nur eine Weile betäubt hatte. Eine Wunde hatte er ebensowenig an seinem Körper wie sein Sohn. Darum ward ihnen auch, als sie heimkehrten, um so größerer Ruhm zu Teil.

(Schluß folgt.)

Eine Schaluppenfahrt.

(Von F. Andreae.)

(Schluß.)

„Wären wir nur erst glücklich daheim" seufzte die Tante ganz leise, und ich stimmte diesem Wunsche recht ernstlich bei.

Endlich wurde weit draußen unsere Schaluppe sichtbar, und man mußte sich entschließen, nach und nach wieder in die feuchten Kleider und die noch feuchteren Schuhe zu schlupfen. Es kann nicht behauptet werden, daß dies Kunststück allen gelang! Einige Juister Strümpfe und Schuhe mußten aus großer Not mit nach Norderney wandern, um gelegentlich wieder hierher zu gelangen. Niemand wußte, wie wir nun, ohne das gefürchtete Boot zu benutzen, nach unserer

Schaluppe kommen sollten? Dies dämmerte uns erst, als wir na feierlichem Abschied von der freundlichen Wirtin und ihrer wirkli schönen Tochter — das einzige schöne Mädchen, das ich in jen Gegend gesehen habe! — vor die Thüre traten.

Da standen zwei wunderliche, hohe Wagen, nach Art der „Be ner Wägelchen" gebaut, mit mächtig hohen Rädern, und nur m Querbrettern zum Sitzen belegt. Man mußte diese Ungetüme vermi telst einer Leiter erklettern und durfte jedenfalls nicht an Schwind leiden, wenn's einem da droben auf den losen Brettern wohl se sollte; doch danach wurde nicht gefragt. Die Gesellschaft wur aufgeladen, und nun ging's munter dem Strande zu.

Der dicke Schiffer war mit bei uns im ersten Wagen, i zweiten saßen Regierungsrats. Recht geheuer mochte diese Reis gelegenheit keinem sein, das konnte man von den Gesichtern lesen!

Die Schaluppe lag regungslos drüben, gewiß eine Vierte stunde entfernt, im Wasser. Unsere Pferde gingen darauf los, tapf ins Wasser hinein, tief und immer tiefer. Noch nie in meine Leben hatte ich solch ein unheimliches Gefühl, als bei diesem Fa ren im Wasser, wobei man beständig meint: jetzt muß der Wag umfallen — jetzt müssen die Pferde den Grund verlieren! Me Herz stand fast still vor Angst! Eins war klar: wir sollten die Freud einer Schaluppenfahrt heute gründlich und von allen Seite kennen lernen.

Immer tiefer wurde das Wasser, es reichte den Pferden sch an den Leib, und noch immer war die Schaluppe ein gut Stück en fernt. Unser Schiffer war sichtlich selbst in großer Aufregung, w unsere Angst noch steigerte. Er stand auf, winkte seinen Knecht auf dem Schiffe, brüllte nach dem Boot, wieder und wieder — ab sie verstanden ihn nicht. Das Geräusch der Wogen verschlang jede Laut. Endlich kam doch einer mit dem Boot entgegen, zu unser Entsetzen, denn dahinein wollten wir erst recht nicht.

Nach einer Weile eifrigen Murmelns mit dem Kutscher wink der Schiffer das Boot wieder zurück; während wir langsam imm noch tiefer in's Wasser fuhren. Zuletzt ging's den armen Pferd bis hoch an die Brust, — unbegreiflich, daß sie noch Grund fa den und höchste Zeit, daß wir die Schaluppe erreichten.

Die beiden Wagen hatten sich gewendet und standen hinte einander, um gleichzeitig der Langseite des Schiffes nahe genug ko men zu können. Dies wurde langsam gedreht, aber ein wenig weit herüber; das eine Pferd am hintern Wagen war dadurch eini Sekunden in Gefahr, zwischen Deichsel und Schaluppe zerquetsc zu werden, und es fehlte nur ein Haar, so hätte der ganze Wag samt Insassen im Wasser gelegen! Wie wir dann eigentlich an Bo

gekommen sind, ist mir heute noch ein Rätsel. Die Todesangst gab uns Flügel, und geisterbleich befanden wir uns wirklich alle lebendig an Bord.

„Herrschaften verzeihen, in einer halben Stunde sind wir in Norderney," sagte mit Kennermiene unser unverwüstlich selbstbewußter Schaluppenführer und stellte sich ans Steuer.

Diese angenehme Mitteilung, wenn sie sich bewahrheiten sollte, hätte ausnahmsweise — einmal keiner Verzeihung bedurft. Aber wir waren durchaus nicht so vertrauensselig, wie der Dicke wohl dachte! Der Himmel sah drohend dunkel aus, und die See war noch viel bewegter, als am Vormittag. Eine ängstliche Stimmung hatte sich nachgerade aller Gemüter bemächtigt, und jeder begrüßte die Hoffnung, bald heimzukommen, mit Freude.

Der lustige Student hielt am längsten den Kopf oben. Er gab sich alle Mühe, ein heiteres Gespräch anzuknüpfen, aber sogar Märchen ging nicht mehr recht darauf ein. Ein tüchtiger Regenschauer kam jetzt auf uns nieder, um die Gesellschaft noch einsilbiger zu machen. Zugleich erhob sich ein starker Nordwestwind und wühlte die See in ihren Tiefen auf, — ein Gewitter schien im Anzug! Nach wenigen Minuten hatten sich die Wellen, so weit der Blick reichte, mit weißem Schaum bedeckt. Zornig spritzten die Wogen über unser Schiff daher und schaukelten es wie eine Nußschale.

Einen unbeschreiblich großartigen Anblick boten diese gleich Hügeln daher brausenden Wogen in wunderbar wechselnder Färbung, deren unheimlicher Gewalt das Schiff rettungslos preisgegeben schien.

Mäuschenstill war unser Steuermann geworden und wir mit. Drei Viertelstunden waren wir bereits gefahren und noch war keine Spur von Norderney zu sehen, auch ringsum kein Schiff mehr auf der tosenden See. Unheimlich heulte der Sturm.

„Wohin fahren Sie uns denn in aller Welt, mein Bester?" brach endlich der Student, gegen den Steuermann gewendet, das Schweigen.

„Herrschaften verzeihen! Der Wind hat sich plötzlich gedreht, kommt aus Nordwest. Ich kann an der Buhne nicht landen, muß hinten herum fahren nach der großen Landungsbrücke aufs Watt." Diesmal lächelte er nicht.

„Das Unvermeidliche mit Würde tragen," sagte der Student, „es bleibt uns nichts andres übrig?"

Marianne war natürlich schon längst wieder seekrank und fragte alle Augenblicke: „Wie lang dauert's noch?" Darauf kam die stehende Antwort: „Noch 10 Minuten." So komisch das klang, es lachte doch niemand. Unser Humor war dem Ernst unserer Lage gewichen. Meine mutige Freundin stimmte ein altes Schifferlied an:

„Wie mit grimmgem Unverstand
Wellen sich bewegen 2c. — —,

dessen tröstliche Worte beruhigend auf die Gemüter wirkten. In Gottes Hand war und blieb man ja überall, auch auf der wilden See!

Tapfer mit Wind und Wellen kämpfend kam die Schaluppe langsam vorwärts, und endlich, nach halb sechs Uhr, hatten wir denn doch mit Gottes Hülfe die große Landungsbrücke glücklich umsegelt, und suchten hinten herum die niedrige, zum Ausladen der Marktschiffe bestimmte Brücke zu erreichen.

Dort herrschte, des Sturmes ungeachtet, reges Leben. Eine Anzahl Männer waren beschäftigt, Schaluppen zu entladen, zu bergen u. s. w. Mit Geberden und lauten Rufen des Staunens, die im Getöse der Brandung verhallten, begrüßten sie ihre Genossen auf unsrer armen Schaluppe. Weiß schäumend schlugen die Wellen hoch an den Brücken empor und spritzten darüber zusammen, ein grausig schöner Anblick! So in der Nähe des rettenden Ufers, gewannen wir erst den Mut, die ganze großartige Schönheit des sturmdurchwühlten Meeres mit seiner wilden Brandung zu bewundern. Vermittelst hinüber geworfener Taue gelang es endlich, die Schaluppe so nahe an die Brücke heran zu ziehen, daß man ein Brett hinüber legen konnte, welches allerdings in beständiger Bewegung war. Über dieses schwankende Brett fand nun, nicht ohne einige Schwierigkeiten, die Ausschiffung statt. Auf der Brücke selbst wurden wir zum Abschied noch einmal von einem Sturzbad empfangen. So sehr wir auch eilten, — den derben Staubregen von zwei oder drei hoch aufspritzenden Wogen bekamen wir doch unerbittlich ins Gesicht, ehe wir das Ufer erreichten.

Gottlob! daß wir lebendig am Land waren und wieder *festen* Boden unter den Füßen hatten! So etwas muß man erlebt haben, um das glückliche Gefühl des Geborgenseins zu verstehen, welches uns erfüllte. Wir waren fast schwindelig und gingen, als hätten wir ein bischen zu viel gekneipt — und doch waren wir hungrig und durstig wie Kirchenmäuse! Das war übrigens nicht das Schlimmste! Viel störender war uns das Bewußtsein unsres jammervollen Aufzugs. — Naß und windzerzaust, nichts weniger als in Promenaden-Toilette, waren wir gezwungen, jetzt, abends 6 Uhr, also beim hellen Tage noch, am Konversationshaus, dem Sammelplatz der feinen Gesellschaft, vorüber zu marschieren!

Doch auch dies Unvermeidliche trugen wir mit der heute schon so häufig geübten „Würde.“ Hatten *wir* heute so viel ungeahntes Vergnügen genossen, so gönnten wir dem lieben Badepublikum nun auch eine unschuldige Freude durch unsern Anblick.

Mit wahrem Heldenmut trug der Onkel, als Anführer der feuchten Karawane, ein noch feuchteres Paket unter dem Arme. Es war ein Plaid, worein man alle nassen Kleidungsstücke gewickelt hatte.

Wir hatten viel Spaß damit, und jetzt, da wir in Sicherheit waren, erregte die Komik unseres Aufzugs auch bei uns viel Gelächter. So kamen wir schließlich ganz lustig in unser Quartier.

So müde wir auch alle waren, mit dem Schlafen hatte es seine Schwierigkeiten! Durch zwei Tage und Nächte verfolgte uns das beständige Gefühl des Wellenschaukelns, namentlich beim Liegen. Die Lust zu Seefahrten war uns für die nächste Zeit gründlich vergangen.

Jetzt, da ich, im behaglich warmen Stübchen sitzend, jenes Erlebnis in meiner Erinnerung wach gerufen habe, muß ich lachen über den treffenden Humor, womit die kleine, seekranke Marianne damals ins Fremdenbuch der Insel schrieb: „Heute, den 24. August, in Juist gestrandet."

Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)
(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)
(Fortsetzung.)

Zuerst ging er zu seinem Meister, um Abschied zu nehmen. Es war ihm keineswegs wohl zu Mute dabei, auch nahm derselbe die Erklärung, daß Peter fort und sogar das ehrsame Schneiderhandwerk aufgeben wolle, zuerst ziemlich übel auf, und fast wäre der junge Poet dadurch umgestimmt worden und zeitlebens Schneider geblieben, denn sein dankbares Gemüt hätte es nicht ertragen können, seinen Meister ungehalten zu sehen und in Unfrieden von ihm zu scheiden. Zum Glück fühlte der alte Kleiderkünstler ein menschliches Rühren, als er den armen Jungen so trübselig an der Thüre verweilen sah, und lenkte ein, gab ihm sogar noch ein kleines Geschenk und entließ ihn mit einem freundlichen Worte. Eine Zentnerlast fiel damit von Peters Herzen.

Auch der Vater war anfänglich, trotz der verlockenden Aussichten, mit dem neuen Lebensplane nicht ganz einverstanden gewesen; er fürchtete die Versuchungen der großen Stadt, in der Peter fortan leben sollte; die Mutter aber suchte ihn zu überreden, denn sie hatte Vertrauen zu ihres Sohnes Herz und Charakter, und so gab denn der Waldbauer zuletzt ebenfalls seine Einwilligung.

Nun wurde eiligst alles zur Reise vorbereitet und nur zu schnell für alle war die Stunde des Abschiedes herangekommen. Das war ein Scheiden! Besonders die Mutter, als es jetzt wirklich Ernst werden sollte, nahm es gar zu schwer und konnte sich kaum darein ergeben, daß ihr lieber Junge, ihr Erstgeborener, nun in die weite Welt wollte. Aber Peter war ja kein Büblein mehr, das der Mutter am Schürzenzipfel hing, sondern ein großer Bursche von 21 Jahren;

und dann hatte er ja auch eine vielverheißende Zukunft vor sich, sehr verschieden von dem armseligen Schneiderdasein, das ihn zu Hause erwartet hätte.

So schritt er denn in Begleitung seiner ältesten Schwester, die ihm das Geleite gab, zum nächsten Städtchen hinab, von wo er mit der Eisenbahn weiter fuhr. Da er auf seiner Reise nach Laibach auch Graz berührte, so unterbrach er dieselbe, um seinen Gönner, Herrn Dr. Swoboda zu besuchen und demselben für alle ihm erwiesene Güte zu danken. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf und gab ihm noch gute Ratschläge mit auf den Weg. Auch noch einen anderen Gönner in Graz, der ihm Schillers Werke zum Geschenk gemacht hatte, gebot ihm seine Dankbarkeit zu besuchen, und auch von diesem wurde er sehr freundlich aufgenommen und beschenkt entlassen. (Schluß folgt.)

Auflösung
des Schiebrätsels in Heft 10.

Kleinasien
Stockholm
Kreuzspinne
Weihnachten
Robinson
Alhambra
Taubenpost
Omnibus
Beethoven

Charade.

Die erste ist im Frühling lau,
Im Sommer warm, im Winter rauh;
Doch wie sie dich auch mag umgeben,
Entbehrlich ist sie nicht zum Leben.

Die zweite Silbe zog sonst nur
Auf den Gewässern ihre Spur;
Indeß der find'ge Menschengeist
Mit ihr heut' durch die erste reist.

Das Ganze auch noch zu beschreiben,
Mag nun wohl füglich unterbleiben.
Es ist die zweite, wie ihr wißt,
Wenn sie die erste rasch durchmißt.

Ludwig Prosi...

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz in Nürnberg.

Preis des einzelnen Heftes 15 Pfennige

Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich 60₰ bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.



Lith. u. Druck v. CARL MAYER'S KUNSTANSTALT, Nürnberg. Herausgegeben v. VERLAG DER KINDER-GARTENLAUBE, Nürnberg.

Sonntagsglocken.

O ihr lieben, hallenden Sonntagsglocken!
Wie freundlich klingt euer Schall ans Haus!
Da glättet die Mutter dem Kind die Locken
Und nimmt's an der Hand und verläßt das Haus.
Mit Strauß und Betbuch, im schönsten Kleide,
Wandern sie hin durch die Kirchhofsflur!
Und mit strahlenden Augen sprechen beide
Von Gottes Liebe und Treue nur!

O ihr Glocken, ihr himmlischen Sonntagsglocken!
Bis zum fernen Walde klingt das Geläut.
Da haben die Büsche mit Blütenflocken
Gar festlich das duftige Moos bestreut.
Nur heimlich funkelt die Sonne nieder,
Das Bächlein flüstert nur heimlich leis;
Die Wipfel tönen wie Orgellieder
Von Gottes Güte zu Gottes Preis!

O ihr frommen, tröstenden Sonntagsglocken!
Es hat der Kranke die ganze Nacht,
In wirrem Fieber, zu Tod erschrocken,
Den lichten Morgen herangewacht.
Nur hallt es tröstend von Mut und Glauben,
Es küßt der Schlummer ihm Stirn und Mund.
Vorm Fenster flattern die weißen Tauben; —
Die Glocken sagen's: „Er wird gesund!“

(Frida Schanz.)

Im Gefolge des Schwabenherzogs.

(Erzählung von Brigitte Augusti.)

(Schluß.)

V. Heimkehr.

Ein müder Wanderer stieg den steilen Berg hinan, der zur Rotenburg hinaufführte, Himmel und Erde waren in eintönig graue Nebelschleier eingehüllt, es schien, als hätten sie Lachen und Sonnenschein völlig verlernt. Auch die Burg sah trübselig aus, als hinge ein riesiger Trauerflor darüber; das herzogliche Banner hing schlaff vom halben Mast herab — ein Zeichen, daß der Herr nicht mehr am Leben sei. Der Wandersmann — es war Rudi — mußte mehrmals rufen, ehe der Thorwart auf dem Türmchen an der Zugbrücke sich blicken ließ und nach seinem Begehr fragte; erst nach mehrfachen Hin- und Herreden wurde er eingelassen. Wie anders sah es heute aus, als da vor Jahresfrist der

fränkische Heerbann sich hier versammelte! Damals war alles Bewegung, Lärm, Frohsinn und hochgespannte Erwartung — heute lagen Stille und Vergessenheit mit beklemmendem Druck über den weitläufigen Gebäuden und Höfen. Eine Schaffnerin in tiefer Trauerkleidung nahm Rudi an der Treppe in Empfang und hörte seine Bitte, ihn zur Frau Herzogin zu bringen, der er Wichtiges aus Welschland zu melden habe. Nach kurzem Warten wurde er in die Kemenate geführt, wo er sich zuerst ratlos umsah, denn die Fenster waren verhüllt, und es herrschte nur ein mattes Halbdunkel in dem weiten Gemach. Als seine Augen sich daran gewöhnt hatten, sah er in einem hochlehnigen Armsessel, von Kissen unterstützt, eine Gestalt in schwarzen nonnenartigen Gewändern sitzen, von denen sich das schneeweiße Antlitz leuchtend abhob. War das die schöne junge Herzogin Schwanhild? Ach, dem Schwan waren die Flügel gebrochen, so daß er trauernd am Boden lag; die Todeskunde ihres geliebten Gemahls hatte auch ihr den Todesstoß gegeben.

„Tritt näher, Knabe," sagte eine leise, müde Stimme, „was bringst du mir?"

Rudi beugte das Knie und küßte ehrfürchtig den Saum ihres Gewandes. „Ich bringe euch Grüße vom Herzog Friedrich, hohe Frau," versetzt er, mit mühsam behaupteter Fassung; „ich war bei ihm, bis er die Augen schloß."

„Dachte er mein?" fragte sie mit thränenerstickter Stimme.

„Das letzte, was seine Ohren hörten und seine Lippen sprachen, war euer Lied, gnädige Frau Herzogin; mit seiner letzten Kraft sprach er die Worte nach und fügte hinzu: sag' ihr, ich blieb ihr treu bis in den Tod."

Rudi schwieg in bitterem Weh, und eine Weile hörte man nichts, als leises Weinen; endlich flüsterte die Herzogin kaum hörbar: „Erzähle mir alles, was du mit ihm erlebt, vom ersten Tage bis zum letzten."

Und Rudi erzählte; er schilderte der trauernden Gattin mit all' seiner Liebe und Begeisterung, wie stolz und kühn der Herzog des deutschen Reiches Sturmbanner in allen Kämpfen vorangetragen, wie er überall den Sieg an seine Fahnen gefesselt habe; er beschrieb mit rückhaltloser Offenheit die furchtbaren Auftritte in Rom und die unwiderstehliche Gewalt, mit der darnach der grimme Schnitter Tod die Sieger niedergemäht, daß sie den Boden bedeckt hätten, wie volle Garben zur Zeit der Ernte. Die Kammerfrau der Herzogin gab ihm ein Zeichen über das andere, zu schweigen und die unglückliche Frau zu schonen, aber er begriff sie nicht und hielt nicht eher inne, als bis er alles berichtet hatte. Dann sah er voll Schrecken, daß Frau Schwanhild regungslos dasaß, mit



Jm Gefolge des Schwabenherzogs IV.

zurückgeneigtem Kopf und geschlossenen Augen, einer Toten ähnlicher, als einer Lebenden. „Um Jesu willen, ist sie tot?“ fragte er entsetzt, „habe ich sie getötet?“

Da schüttelte die edle Frau leise das Haupt: „O, wenn es so wäre, wie wollt ich es dir danken!“ sagte sie mit tiefer, sanfter Trauer. „Aber ich muß mein Leid noch länger tragen, ob es mir gleich schier unerträglich dünkt. Ich gehe ins Kloster, um dort für die Seele meines Herrn zu beten, bis der barmherzige Gott mich von hinnen ruft, um mich wieder mit ihm zu vereinigen. Bitte die Heiligen, Knabe, daß er nicht allzu lange damit zaudern möge! Nimm dies zum Dank für deine Treue und zum Andenken an deinen Herzog und seine arme, einsame Witwe.“

Damit hängte sie ihm ein goldenes Kettlein um, daran das Bild eines Schwans befestigt war; dann führte die Kammerfrau ihn hinaus. Man bot ihm Speise und Trank, ein Bad und ein Nachtlager an, aber er dankte; die erste Pflicht, die gegen die Herzogin, war erfüllt, nun zog es ihn mit heißer, unwiderstehlicher Sehnsucht nach Hause.

Die Hütte war in kurzem erreicht; von außen war alles so, wie er es verlassen hatte, aber wie sah es innen aus? Er beugte den Kopf gegen die Fensteröffnung, welche mit Leinwand bespannt war, um der kalten Herbstluft den Eintritt zu wehren; das Herdfeuer brannte hell, und deutlich sah er, daß zwei Schatten sich davor bewegten, auch hörte er das Gemurmel zweier Stimmen. Sein Herz that einen Freudensprung, denn die eine war sicher die seiner Mutter; die andere schien eine männliche zu sein — wem konnte die gehören? und wo war die Ahne? Großer Gott, sollte sie in seiner Abwesenheit gestorben sein, mit Groll und Zorn gegen ihn im Herzen? Er drückte sich an die Mauer, um die beklemmende Angst zu überwinden und Atem zu schöpfen, ehe er an die Thür klopfte.

Da that sich dieselbe unvermutet auf; eine weibliche Gestalt, mit einem gefüllten Eimer in der Hand, trat heraus, prallte aber gegen den Draußenstehenden an und verschüttete dabei einen Teil des warmen Trankes, der für die Bewohner des Stalles bestimmt war. Ein Strom von Scheltworten folgte dem Unglück: „Was habt ihr hier zu schaffen, ihr nichtsnutziger Herumtreiber? Sicher geht ihr auf bösen Wegen, ihr Taugenichts, aber wartet nur . . . .“ die Rede stockte plötzlich, denn die Alte ward von zwei kräftigen Armen umschlungen und fühlte einen Kuß auf ihren Lippen. „Großmutter, Großmutter!“ rief eine jubelnde Stimme, „ihr lebt, ihr seid noch dieselbe, die ihr gewesen! Dank allen Heiligen, daß ihr noch schelten könnt!“

„Heilige Mutter Gottes!“ stammelte die alte Frau, „träume ich — oder ist dies wirklich der Rudi? O du gottloser Bube, du Erzschelm, was für Kummer und Herzeleid hast du uns bereitet! Du verdienst es gar nicht . . . . .“

Aber Rudi ließ sie nicht ausreden, er schlang den Arm um sie und zog sie ins Haus hinein. „Mutter,“ jauchzte er, vor Freude schluchzend, „da bin ich wieder!“ Er stürzte vor Petrissa nieder, legte seinen Kopf in ihren Schoß, fühlte ihre liebkosende Hand und die heißen Freudenthränen, die auf seinen Scheitel fielen, und konnte nichts weiter denken, als „daheim!“ O wie wohl das that! Wo könnte man sicherer geborgen sein vor alleu Schmerzen und Sorgen der Welt, als daheim beim Mütterlein?!

„Mein kleiner Knabe!“ hörte er eine bewegte Stimme fragen, „willst Du mich nicht auch begrüßen?“ Rudi schaute auf und sah einen Mann vor sich stehen, der ihm die Arme entgegenbreitete. „Ist es — ist es der Vater?“ fragte er ungläubig, und Petrissa nickte und lächelte glückselig; der Knabe warf sich in die Vaterarme und lachte und weinte dabei, und es war ihm, als könnte er so viel Glück nicht tragen, als müsse es ihn erdrücken.

Allmählich kam Ruhe über den kleinen Kreis, und sie fingen an, ihre Erlebnisse auszutauschen. Endlos viel hatte Rudi zu hören und zu erzählen; mit Staunen vernahm er, daß der Vater wenige Wochen nach seinem Aufbruch unvermutet heimgekehrt sei, nachdem er Jahre lang in harter Gefangenschaft geschmachtet hatte und unter schwerer Arbeit und grausamer Behandlung fast erlegen war. Krank, arm und schwach war er bei seinem Weibe angekommen, das ihn mit treuer Liebe und hoher Freude empfangen hatte; auch Mutter Heideckers Mund hatte nur Worte des Willkommens gehabt; sie fühlte ihr Gewissen von geheimer Schuld entlastet, die sie freilich nie eingestanden hätte. Konrads Rückkehr war für Petrissa der beste Trost für die bittere Trennung von ihrem Sohne gewesen, den sie mit unablässigem Gebet und Flehen begleitet hatte. Und nun war auch er da, größer, kräftiger, zärtlicher, als er gegangen, und das Mutterherz floß über von Dank und Wonne für solche Gnadengaben.

Einige Tage später klopfte ein Knappe von der Rotenburg an die Thür der Hütte; er brachte Botschaft von der Herzogin Schwanhild, welche vor ihrem Eintritt ins Kloster dem treuen Sänger ihres Liedes ein reiches Geschenk sendete. Es genügte, um das kleine Eigentum der Familie um das Doppelte zu vergrößern, Haus und Hof zu erweitern, so daß es jetzt einen hübschen, freien Bauernhof bildete. Konrad und Rudi fanden reichliche Beschäftigung darauf; sie befestigten und vermehrten ihren Besitz durch die fleißige Arbeit

ihrer Hände und sehnten sich nicht mehr in die Welt hinaus, wenn sie auch die Ereignisse darin und vor allem die Thaten Kaiser Friedrich Barbarossas mit reger Teilnahme verfolgten. Sie mußten es mit bitterem Kummer erfahren, daß des Kaisers Stern auf einem neuen Römerzuge noch tiefer herabsank, daß dann aber der gewaltige Geist dieses großen Mannes sein Schicksal bezwang, indem er die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Pläne erkannte, sich mit dem Papst versöhnte und mit den lombardischen Städten Frieden schloß. Damit hob sein Stern sich zu lichter Höhe empor, und es war ihm auch Jahre lang vergönnt, in vollem Frieden über Deutschland und Italien zu herrschen, verehrt und bewundert von aller Welt, von seinem Volke wie ein Vater geliebt, bis der Tod den jugendlichen Greis auf einem Kreuzzuge im gelobten Lande ereilte.

Sein Andenken aber blieb in dem Herzen des deutschen Volkes unausrottbar stehen, und tausende sangen es in dankbarer Erinnerung und ahnender Voraussicht Rudi nach:

„Doch er ist nicht ganz geschieden,
Barg sich nur in tiefem Berge,
Sitzet dort im Zauberschlummer,
Und es hüten sein die Zwerge —
Kaiser Barbarossa!

Aber wenn der Tag gekommen,
Und zu Deutschlands Ruhm und Ehre
Wird er siegreich auferstehn
Kühn dem Feind entgegengehn,
Sieger Barbarossa!

Der falsche Prinz.

Lustspiel in zwei Aufzügen für die Jugend.

Nach Hauff von W. Egbert

(Schluß.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Barbas (er trägt zwei Kästchen unter seiner Toga.)

Barbas: Allah hat Dein Gebet erhört, o Sultan. Er sendet mich den Weisen Deines Hofes zu Deiner und der Sultanin Erleuchtung! Laß jene, den wahren wie den falschen Prinzen, in Gewahrsam bringen, indes verkleb' ich mit dem Honig meiner Weisheit die Riß und Schatten der Ratlosigkeit!

Alimar: Man führe die Jünglinge hinaus!

Azora: Doch meinem Omar nehme man die Ketten ab!

Alimar: Es sei! (er setzt sich neben Azora auf den Thron.)

(Omar und Fenz werden von der Leibwache fortgeführt.)

Barbas: Sultan, Sultana, seht, da habt Ihr's nun! Ihr solltet warten bis zum vierten des Ramadan, damit der Prinz hab' volle zwanzig Jahr, und heut am dritten schon laßt Ihr ihn kommen, daß jäh zur Reife kommt der bittre Kern des Traums!

Azora: Die Schuld trägt mein Gemahl, nicht ich!

Alimar: Der Sündenbock bin ich, nun meinetwegen! Doch, Barbas, sprich, wir harren Deines Rats!

Barbas: Der Jüngling, den Du hältst für Deinen Sohn, bekundet, der andre sei ein Schneider, und dieser wirft das Wort zurück. Wohlan, stellt eine Schneiderprobe an! Ich denke, das genügt!

Alimar: Azora, Fackel meiner Dämmerung, hast Du ihn verstanden?

Azora: Sonnenklar, und da das Nähen fällt ins Frauenfach, laß mir die Probe!

Alimar: Wohlan, in meinem Beisein! Dennoch trau ich dem Unverstandnen nicht die Entscheidung zu!

Barbas: Damit auch Dir dann alle Zweifel schwinden, soll noch ein andrer himmlischer Beweis untrüglich Dich erhellen durch die zween Kästchen mit verborgenem Inhalt, die der Prophet Dir schickt. Je nach der Inschrift laß die beiden wählen, so wird die Wahrheit zweifellos sich zeigen, wer Schneider, wer der echte Kronensohn! (er setzt die Kästchen abseits auf einen kleinen Tisch, legt die Hände darauf und bleibt so stehen.)

Alimar: Man führ' die Prinzen vor! Der Hof versammle sich!

Azora: Melitta, hast Du Nähzeug?

Melitta: Herrin, hier! Das Nöt'ge wähl' ich aus! (sie kramt in einem Nähkorb.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Omar (ohne Ketten.) Fenz.

(Leibwache und Hofleute stellen sich im Hintergrunde auf.)

Alimar: Ihr, wahrer Prinz und falscher, nun vernehmt, was die Sultana Euch aufzutragen wird geruhen. Ich selber bin Erwartung!

Azora: Im Schmerz und Zorn zerriß ich meinen Schleier vorhin. Zwei Stücke sind's, sie tragen einen Riß wie mein zerrissen Herz! — Die Wunde schnell zu heilen, wer vermag es? Versucht es, je ein Schleierstück zu flicken! Ein Zeichen soll's mir sein, wer mir als echter Sohn die Herzenswunde schließt! (sie giebt jedem ein Schleierstück. Melitta überreicht jedem Prinzen Nähzeug.)

Fenz: (setzt sich auf den Teppich, schlägt behend die Beine unter.) Befehl ist mir der Wunsch der hohen Mutter, und Liebe fädelt mir die Nadel ein! (er näht gewandt den Riß zu.)



Dietleib's Trinkprobe.

Omar: (will erst versuchen, schleudert traurig das Nähzeug fort.) Wie gern ich's auch versuchte, Mutter, nein, es geht nicht!

Fenz: Flink und behend und sauber, wie ich den Schleierriß hier stopfe, will ich der Mutter Herzenswunde schließen, daß nimmermehr die Narbe man bemerkt. (überreicht Azora den Schleier.) Hier, hohe Frau, nun richte!

Omar: Ein Roß zu bändigen hat man mich gelehrt und einen Säbel schwingen! Das Mädchenwerk der Nadel ist mir fremd. Hab' Nachsicht, Mutter!

Azora: O Du, mein echter Sohn, mein stolzes, adlig Blut, laß Dich umarmen! Fürwahr, mein feiner Schneider, Ihr näht fast so geschickt als Ihr betrügt!

Fenz: (sich abwendend.) O welche Falle, und ich fiel hinein!

Azora: Nun, mein Gemahl, hegst Du noch immer Zweifel, wer Prinz, wer Schneider ist?

Alimar: (hebt die Hände empor.) Hilf Allah, daß kein Fremdling den reinen Stamm der Abassiden entwürdige! Die heilge Probe des Propheten soll nun mit sieghaften Strahlen das Gewölk meiner Zweifel zerteilen!

Azora: Hilf, Mohamed, ihn zu entnebeln!

Alimar: Sprich, greiser Barbas, Weiser meines Thrones!

Barbas: (stellt den Tisch mit den Kästchen vor die Prinzen.) Ihr Prinzen Wahr und Falsch, seht diese Kästchen, die der Prophet durch meine Hand Euch schickt. Den Inhalt, den sie bergen, deutet die Inschrift. Wer von Euch von echter Art, ein echter Abasside, er wird das Rechte wählen, das seinen Adel, seine Reinheit kündet. Glück und Reichtum kündet die Inschrift des einen, Ehre und Ruhm die des andern! Bedenkt Euch, eh' Ihr wählt!

Alimar: Ehre und Ruhm, Glück und Reichtum, die Wahl ist schwer, ich selbst gesteh' es zu!

Fenz: Gnädiger Sultan, teurer Vater, was kann es Beßres geben als das Glück, Dein Sohn zu sein? Was Wünschenswerteres als den Reichtum Deiner Gnade? Ich wähle Glück und Reichtum!

Omar: Wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichtum hat mich die jüngste Zeit gelehrt; doch in der Brust des Edlen wohnt ein unzerstörbar Gut: die Ehre und des Ruhmes leuchtender Stern, der nicht mit dem Glück erlischt. Und sollte ich mit dem Glück und Reichtum einer Krone entsagen, ich kann nicht anders, ich wähle Ruhm und Ehre!

Barbas: (besprengt die Kästchen aus einer Schale.) Mit dem heiligen Wasser des Brunnens von Mekka besprenge ich die prophetischen Truhen, daß sie heilig und wahr ihren Schatz enthüllen. Neigt Euch alle gen Osten, daß Allah sich offenbare und Mohamed Euch geneigt sei! (Alle verneigen sich mit auf der Brust gekreuzten Armen gen Osten.)

Nun öffnet die Kästchen und zeigt ihren Inhalt! (**Fenz nimmt aus seinem Kästchen: Scheere, Nadel und Zwirn. Omar: ein kleine Krone und Scepter.**)

Alle: Heil dem ächten Prinzen Omar! Unheil dem Verräter!

Omar: O Mutter, Du glaubtest an mich! Mein Vater, jetzt gehöre ich auch Dir!

Alimar: Mein Sohn, ich büße den Irrtum durch meine Beschämung, aber auch jener Betrüger soll ihn büßen! Werft ihn den Schakals vor!

Fenz: (**sinkt vor dem Sultan in die Knie.**) Gnade, gnädigster Sultan, Gnade!

Alimar: Hinaus mit ihm!

Fenz: (**rutscht auf den Knien zu Omar.**) Sprecht Ihr für mich, mein Prinz! Ihr seid so gut, Ihr könnt verzeihen! Gedenkt der Bratkartoffeln!

Omar: Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind ist der Stolz der Abassiden! — Laßt ihn laufen, den tollen Schneider!

Fenz: Ja, ich will laufen bis Berkung in meine Werkstatt. Aber diese Nadel, Scheere und Zwirn, von dem Propheten mir geschenkt, nehme ich mit mir, da sie mir Glück und Reichtum verheißen. Ich will arbeiten und bereuen und Deine Hoheit preisen, Prinz Omar!

Azora: Ja, preist seine edle Hoheit!

Alle: Es lebe Prinz Omar!

Der Vorhang fällt.

Dietleib.

Eine deutsche Heldensage.

(Schluß.)

III.

Was so lange niemand geglaubt hatte, war nun plötzlich wahr geworden; Dietleib war ein ritterlicher Held, nachdem man ihn noch vor kurzem für einen ungeschlachten Bärenhäuter gehalten hatte.

Er fühlte auch selbst seinen Wert, nachdem er nun in ritterlichen Kreisen mit Anstand sich bewegt und im Waffenkampfe seine Kraft und Geschicklichkeit erprobt hatte. Vater und Mutter aber waren jetzt stolz auf ihn und erhofften von ihm großen Ruhm für ihr Geschlecht.



Dietleib's Sieg.

Eines Tages trat Dietleib zu seiner Mutter und sprach: „Ich bitte dich, daß du mir gute Kleider verschaffst, der Vater aber möge mir eine stattliche Rüstung geben, denn ich will in die Welt reiten und anderer Länder und Völker Sitten sehen. Zuerst aber will ich einen meiner Blutsverwandten, deinen Vater und meinen Großvater, besuchen, den ich noch nicht gesehen habe.

Die Mutter war mit diesem Entschlusse wohl einverstanden, und auch der Vater war gern bereit, Roß und Rüstung herbeizuschaffen zu der Reise, von welcher der Sohn ihm sagte. Auch reichen Schatz an Gold und manchen guten Rat gab der Vater dem Sohne mit auf die Reise.

Insbesondere riet der Vater seinem Sohne, den Besuch der Stadt Bern nicht zu versäumen, wo der hochgepriesene König Dietrich mit seinen Helden wohne. „An König Dietrichs Hofe gewesen zu sein," sprach der Vater, „wird dir überall zur Ehre gereichen. Aber hüte dich," fuhr er fort, „mit Dietrich dich in einen Kampf einzulassen; du könntest seinen starken Schlägen nicht widerstehen. Sein Helm heißt Hildgrim, der ist so wohl geschmiedet, daß kein Schwert ihn verletzen kann; sein Schwert heißt Eckesachs, das ist das beste aller Schwerter, und sein Hengst heißt Falke, der ist so schnell, daß kein Reiter auf einem anderen Rosse ihm entrinnen kann."

Als die Zurüstungen zur Reise beendet waren, geleiteten Vater und Mutter Dietleib zu seinem Rosse, und sie gaben ihm da noch manchen guten Rat. Namentlich ermahnten sie ihn, freigebig zu sein gegen Reiche und Arme, denn darum würde er gepriesen werden bei allen Menschen. Die Mutter steckte ihm zum Abschiede noch einen goldenen Reif an seine Hand und wünschte ihm dann Glück auf seine Reise; der Vater aber begleitete den Sohn noch ein Stück des Weges, redete noch allerlei Dinge mit ihm, und gab ihm endlich zum Abschiede noch eine Mark Goldes.

Nun ritt Dietleib weite Straßen dahin, durch bebaute und unbebaute Gegenden. Einst begegnete er einem Manne, dem man es wohl ansah, daß er auch eine weite Reise gemacht hatte. Sie grüßten einander freundlich und fragten nach Neuigkeiten, die wohl der eine oder der andere zu berichten wüßte; besonders wünschte jeder zu wissen, woher der andere komme und wohin er wolle.

Der fremde Mann erzählte Dietleib, daß er weit von Süden herkomme und nach dem Hunnenlande reisen wolle. Da fragte Dietleib: „Hast du schon von Dietrich gehört, der ein mächtiger König zu Bern ist? Kannst du mir etwas von ihm berichten, und weißt du vor allem, ob er jetzt daheim ist?"

Der fremde Mann sprach: „Wer sollte Dietrich von Bern nicht kennen! Auch ich kenne ihn gar wohl; ich weiß, daß er alle Männer

nicht nur an Mut und Tapferkeit, sondern auch an Milde und Freigebigkeit übertrifft, und daß er seinem Feinde der grimmigste und gefährlichste Gegner ist. Jetzt aber wird er nicht daheim sein, denn ich hörte, daß er zu einem Gastmahle reiten wollte, zu dem ihn König Ermenrich, sein Blutsverwandter, nach Romaburg geladen hatte."

Als Dietleib das hörte, fragte er den fremden Mann: „Kannst du mir einen Weg sagen, daß ich König Dietrich schon treffe, ehe er nach Romaburg kommt?" Der Fremde sagte ihm, welche Wege er einschlagen mußte, Dietleib schenkte ihm zum Danke einen goldenen Fingerring, dann schieden die beiden, der Fremde nach Norden, Dietleib aber nach Süden weiter reisend.

Als Dietleib an die Stelle kam, wo die beiden Wege sich schieden, die nach Bern und zu der Burg seines Großvaters führten, sprach Dietleib bei sich: „Ich will erst zu dem Helden Dietrich von Bern reiten; dann mag ich wohl auf der Rückkehr noch meinen Großvater heimsuchen und ihm die Grüße der Mutter bringen."

So gab er dem Pferde die Sporen und schlug den Weg ein, der immer weiter nach Süden führte. Wo er zur Nacht in einer Burg einkehrte, da blieb er, wie sehr es ihm auch da gefallen und wie sehr er zum Dableiben genötigt werden mochte, doch nie länger als eine Nacht. So eilig strebte er weiter, um nur recht bald zu Dietrich von Bern zu kommen.

IV.

Da traf es sich denn glücklich, daß er eines Tages in der Stadt Fritilaburg einkehrte, wo eben auch Dietrich mit seinen Genossen angekommen war, unter denen Heime nnd Wittich die beiden berühmtesten waren.

Dietleib nahm in demselben Hause Herberge, in dem Dietrich, Heime und Wittich wohnten. Da fragte ihn Dietrich, wie er heiße und von wannen er gekommen. Dietleib wollte seinen wahren Namen noch nicht nennen und sagte daher, er heiße Elmenrich und komme aus Dänemark.

Dietrich fragte ihn weiter: „Wohin willst du fahren, daß Du einen so weiten Weg hierher kommst?" Da antwortete Dietleib: „Ich reite, bis ich einen Häuptling finde, der reich ist an Ruhm und Ehren, und bereit, mich in seine Dienste zu nehmen. Nun habe ich sagen gehört von einem Häuptlinge, der Dietrich von Bern heißt; könnte ich den finden, so wollte ich keinem lieber dienen, als ihm. Saget mir nun aber auch," fuhr Dietleib fort, „wer ihr seid, woher ihr kommt und wohin ihr wollt."

Ehe Dietrich selbst auf diese Frage antworten konnte, ergriff Wittich das Wort und sprach: „Das fügt sich gut, daß du den Helden

Dietrich von Bern aufsuchen und ihm dienen willst," und auf Dietrich zeigend fuhr er fort: „Hier steht der Mann, den du suchest, das ist Dietrich, und der Held, der neben ihm steht, heißt Heime. Wohl hat König Dietrich noch viele andere gute Helden, aber billig nenne ich dir Heime zuerst. Willst du nun Dietrich dienen, so wird er dich gewiß in die Schar seiner Helden aufnehmen."

Als Dietleib dies hörte, trat er vor Dietrich und sprach: „Heil dir, Herr! Große Freude ist es mir, daß ich nicht länger nach dir zu suchen brauche, eine noch größere aber würde es mir sein, wenn Du mich zu deinem Dienste annehmen wolltest."

Dietrich war gern bereit, Dietleib in seinen Dienst zu nehmen; er vertraute ihm die Hut der Rosse und Waffen seiner Helden an und lud ihn ein, mit zu dem Gastmahle Ermenrichs zu fahren.

Am nächsten Morgen traten alle die Weiterreise an, und sie kamen endlich nach Romaburg, gerade an dem Tage, da das von Ermenrich veranstaltete Fest seinen Anfang nahm."

Da fanden sie in der Königshalle schon eine große Anzahl von Häuptlingen versammelt, die Ermenrich ebenfalls eingeladen hatte; die Knappen aber erhielten ihr Lager in den Gebäuden angewiesen, wo die Ställe für die Rosse waren, und bei ihnen war auch Dietleib.

Der wollte nicht an den Königshof gehen, um alle Tage Speise und Trank für sich zu fordern, sondern er wollte von dem zehren, was er selbst besaß; und wenn das verzehrt wäre, hoffte er sich schon weiter durchzubringen.

So ging er denn an dem ersten Tage des Festes hin auf den Markt der Stadt und viele Knappen mit ihm. Da kaufte er Wein und Met und allerlei Leckerbissen, so daß König Ermenrichs Tisch mit Speise und Trank nicht besser ausgerüstet sein konnte. Und er ließ das alles heim in seine Herberge tragen, lud die Knappen alle zu sich und bewirtete sie köstlich drei Tage lang.

Damit waren die dreißig Mark Goldes aufgezehrt, welche Dietleib von Vater und Mutter zur Reise erhalten hatte. Er wollte aber die Bewirtung der Knappen nicht einstellen, so lange des Königs Fest dauerte. Darum ging er wieder und kaufte für seinen Tisch; statt der Bezahlung aber gab er Heimes Hengst Rispa, das Schwert Nagelring und alle Waffen dieses Helden für zehn Mark Goldes zu Pfande.

Als auch das verzehrt war, ging er wiederum auf den Markt, kaufte reichlich ein und setzte diesmal statt der Bezahlung Wittichs Roß Scheming, sein Schwert Heimung und die übrigen Waffen des Helden für zwanzig Mark Goldes zu Pfande.

Endlich ging er zum drittenmale auf den Markt, denn noch immer dauerte des Königs Fest fort, und es war noch für zwei Tage der

Tisch der Knappen zu versorgen. Dietleib zeigte sich bei den Einkäufen nicht geizig; wo jemand zwölf Pfennige bot, um etwas zu kaufen, das Dietleib auch gern gehabt hätte, da bot er flugs zwanzig Pfennige. So hatte er seinen Tisch wieder reichlich versorgt. Freilich aber hatte er statt der Bezahlung wieder Pfänder bieten müssen, und diesmal setzte er sogar König Dietrichs Roß Falke, sein goldgeschmücktes Schwert Eckesachs, seinen trefflichen Helm Hildgrim und alle übrigen Waffen des Königs für dreißig Mark Goldes zu Pfande.

Das war ein lustiges Leben an der Knappen Tisch; fröhlich kreisten die Becher, und der Saal erscholl von den Liedern der Sänger und von den Fiedeln und Harfen der Spielleute, die in großer Anzahl hier versammelt waren und in ihrer Erwartung reichen Lohnes sich nicht getäuscht fanden. Dem besten der Spielleute gab Dietleib sogar einen Goldreif, den ihm seine Mutter mitgegeben hatte.

V.

Als das Fest vorüber war und man sich wieder zum Aufbruch rüsten wollte, befahl Dietrich, daß Dietleib ihm sein Roß und seine Waffen brächte. Da sprach Dietleib: „Herr, ehe ich das kann, müßt ihr zuvor das Geld bezahlen, das ich mit den Knappen verzehrt habe."

Dietrich fragte, wieviel wohl zu bezahlen sei. Da antwortete Dietleib: „Es ist nicht viel. Was ich selber besaß und von Vater und Mutter mit auf die Reise bekommen hatte, verzehrte ich zuerst, das waren dreißig Mark Goldes. Die sollst du nicht bezahlen. Was wir dann noch gebraucht haben, beträgt sechzig Mark Goldes. Die aber bitte ich dich zu bezahlen, denn dafür stehen zu Pfande: Heimes Hengst und seine Waffen für zehn Mark, ferner Wittichs Roß und seine Waffen für zwanzig Mark, und endlich dein Roß, dein Schwert und dein Helm für dreißig Mark Goldes."

„Ferner," fuhr Dietleib fort, „bitte ich dich auch, mich in Schutz zu nehmen gegen die Feinde, die mir hier an des Königs Hofe erwachsen sind; denn als ich zu Hofe kam und das Thor noch verschlossen fand, stieß ich mit meinem Fuße dagegen, daß die Thür zersprang, und als mich des Königs Knappen darum schelten wollten und mir Schimpfworte nachriefen, da packte ich, als sie nicht aufhörten, den einen bei den Füßen und schlug die andern damit. Wenn die nun gegen mich klagen wollten, so wirst du, o Herr, mich verteidigen."

Ehe der König, der bei dieser Rede gar nicht unwirsch dreinschaute, sondern fast zufrieden lächelte, noch antworten konnte, sprach

Heime: „Wahrlich, mir scheint, daß wir einen Roß- und Waffenwärter gewonnen haben, mit dem wir wohl beraten sind, nnd wenn er auch auch all unsere Waffeu nähme und verpfändet."

Dietrich aber stand auf, ging zu dem Könge Ermenrich und sprach zui hm: „Herr, willst du wohl das Geld zahlen, das nnsere Knappen und Rosse verzehrt haben, während wir hier waren?"

Der König antwortete schnell: „Gewiß will ich das; mein Schatzmeister Sib:ch soll sogleich das Geld herbeibringen. Aber wie viel beträgt es wohl?" Da sprach Dietrich: „Frage den Knappen da; der hat es ausg:geben;" und dabei zeigte er auf Dietleib.

Auf des Königs Frage erzählte sodann Dietleib, was er Dietrich schon erzählt hatte, daß er erst seine mitgebrachten dreißig Mark verthan habe, die er nicht wieder ersetzt haben wolle, und wie er sodann für weitere sechzig Mark Heimes, Wittichs und Dietrichs Rosse und Waffen verpfändet habe.

König Ermenrich nahm diese Kunde nicht so ruhig auf wie Dietrich und fragte Dietleib zornig: „Wer bist du, junger Mann, daß du in neun Tagen so viel Geld verthun darfst? Oder was für Heldenwerk vermagst du zu verrichten, das solchem Prahlen entspräche? Entweder bist du ein sehr wackerer Kämpe oder du bist ein Narr."

Ohne sich durch solche Rede irren zu lassen, sprach Dietleib: „Herr König, wenn ich sonst zu vornehmen Herren kam, so hat man mir einen Willkommentrunk geboten und auch zu essen gegeben, ehe man lange mit mir redete."

Solcher Reden mußten Ermenrich und Dietrich und alle die Helden, die dabei standen, lachen, und Ermenrich befahl, daß man dem Knappen, der ängstliche Scheu vor Großen und Vornehmen nicht zu kennen schien, zu essen und zu trinken bringe.

Da aß Dietleib wie drei Mann, und eine große Goldschale voll Weins, die der Schenke kaum zu ertragen vermochte, trank er mit einem Zuge aus. Staunend sahen ihm die Könige und ihre Mannen zu; er aber achtete darauf wenig.

Da war unter den Mannen ein Ritter, Walther von Aquitanien geheißen, der stärkste aller Kämpen in König Ermenrichs Gefolge. Der sprach: „Was kann wohl dieser Mann noch mehr vollbringen, als Geld verthun oder essen und trinken?" Und an Dietleib sich wendend, sprach er: „Es wäre wohl gut, wenn du im Schießen des Schaftes und im Werfen des Steines eben so Großes leisten könntest, wie im Essen und Trinken."

Dietleib antwortete: „Das käme auf einen Versuch an, und ich hätte wohl Lust, im Steinwerfen und im Schießen des Schaftes mich mit einem unter euch zu messen."

Dazu war Walther sofort bereit, und in großer Hitze und Aufregung sprach er: „Dann sollst du mit mir in diesen Spielen dich messen; wenn du mich besiegst, so sollst du meines Hauptes Herr sein, unterliegst du aber, so sollst du mit Schimpf dein Leben lassen, und nie mehr wirst du so viel Geld vergeuden oder Königen Spott und Schimpf anthun, wie du unserem Könige gethan.“

Die Helden gingen nun hinaus auf eine Ebene, um da im Angesichte vieler Helden ihre Kräfte zu messen. Es lag aber da ein Stein, der wog nicht weniger als zwei Schiffspfund. Walther ergriff ihn mit starkem Arme und schleuderte ihn neun Fuß weit; als aber Dietleib an ihm seine Kraft erprobte, warf er ihn zehn Fuß weit. Da faßte Walther den Stein noch einmal; zornig und mit Anspannung aller Kräfte warf er ihn diesmal dreizehn Fuß weit, Dietleib aber warf ihn beim zweiten Wurfe doch noch zwei Fuß weiter.

Da gab sich Walther in diesem Spiele für überwunden; einen Wurf von fünfzehn Fuß getraute er sich nicht zu übertreffen, doch hoffte er, im Schießen des Speeres dem Gegner obzusiegen. Er schoß den schwersten Schaft, der vorhanden war, mit solcher Kraft und so weit vorwärts, daß man kaum für möglich hielt, solch einen Beweis von Kraft und Gewandtheit zu übertreffen.

Um so mehr staunten alle Zuschauer, als Dietleib den Schaft in hohem Bogen weiter vorwärts schoß, als Walther, zugleich aber auch dem Ziele zulief und den herabfallenden Speer noch in der Luft erhaschte. Das erkannten alle Zuschauer als eine Meisterleistung an, und alle sprachcu, daß Dietleib in beiden Spielen den Sieg gewonnen habe.

Damit hatte aber Dietleib auch das Recht auf Walthers Haupt gewonnen. Darum sprach König Ermenrich zu ihm: „Guter Degen, ich will das Haupt meines Freundes Walther lösen mit Gold und Silber und edeln Kleinoden, so teuer du es willst!“ Dietleib aber antwortete: „Was soll mir Walthers Haupt? Er ist ein guter Held, und ich will ihn dir gern leben lassen, ohne daß du sein Haupt mit Golde lösest. Wenn du nur die von mir verpfändeten Rosse und Waffen König Dietrichs und seiner Gesellen lösest, so bin ich ganz zufrieden.“

Das hörte König Ermenrich gern, und er sprach: „Was Du verlangst, das will ich gern zahlen, wenn nur Held Walther am Leben bleibt.“

Dann ließ der König Gold und Silber herbeitragen in großen Mengen und löste die Rosse und Waffen aus, die verpfändet waren. Den Helden Dietleib aber, der in den Kampfspielen so trefflich sich bewährt hatte, ehrte er noch besonders dadurch, daß er ihn zum Ritter schlug.

Nun nannte Dietleib auch seinen wahren Namen und erzählte, woher er gekommen und welchem vornehmen Geschlecht er angehörte.

Da war große Freude unter den Helden. Dietrich reihte ihn mit Freuden in die Schaar seiner Helden ein und nahm ihn mit sich nach Bern, als er von Ermenrichs Hofe wieder abreiste.

Dietleib aber ward bald all den Genossen ein lieber Freund, und der Ruf seiner Stärke und seiner Tapferkeit erscholl bald in allen Landen.



Vom Hirtenstab zur Feder.

(Ein Lebensbild des Dichters Peter Rosegger.)

(Der Jugend erzählt von Elisabeth Müller.)

(Schluß.)

Nun ging's weiter nach Laibach. Nach siebenstündiger Eisenbahnfahrt, es ging schon gegen Abend, langte er an seinem Bestimmungsorte an und verfügte sich sofort in die Buchhandlung zu seinem künftigen Lehrherrn.

Herr Giontini, so hieß der Buchhändler, war sehr freundlich und gütig gegen den neuen Hausgenossen. Obgleich dieser ganz bereit war, sofort mit der Arbeit zu beginnen, meinte sein Lehrherr, er möge sich vorderhand erst ein wenig einrichten und sich die Stadt und die Buchhandlung selbst besehen; den nächsten Morgen dann, wenn er sich ausgeruht habe, werde man ihm seine Arbeit schon anweisen.

Natürlich war ihm der Buchladen das Interessanteste von allem. Bücher! Die waren ja von jeher seine größte Freude, ach, und nun gar ein ganzer Laden voll dieser Herrlichkeiten, von unten bis oben hinauf dicht gedrängt in Reih' und Glied!

Andern Tags wurden ihm zuerst ganz leichte Arbeiten zugewiesen, z. B. Pakete zu lösen oder zu binden, Papier zu falzen und dergleichen mehr; allein da er darin keine Übung hatte, so fühlte er, daß er die Arbeit eher aufhielt als förderte, und dies machte ihn verzagt.

Einige Tage später wurde ihm Beschäftigung in der Leihbibliothek, die mit der Buchhandlung verbunden war; hier sollte er die Ordnung aufrecht erhalten. Diese Beschäftigung sagte ihm nun freilich besser zu als die vorige, aber ach, er sollte von all' diesen Büchern wenig Genuß für sich selbst haben. Zum Lesen war wenig Zeit, und oft legte sich Peter des Abends recht müde zur Ruhe, um von der lieben steierischen Heimat zu träumen. Wenn er dann des

Morgens aus solchen Träumen erwachte, so überkamen ihn eine Wehmut und Sehnsucht, deren er nicht Herr zu werden vermochte, wie viel Mühe er sich auch gab. Sieben Tage hielt er es aus; dann aber war sein Heimweh zu einem solchen Grade angewachsen, daß er es nimmer ertragen zu können vermeinte; er bat daher seinen Lehrherrn, ihn zu entlassen, was dieser denn auch in wohlwollender Weise that. Peter wollte lieber wieder zu seinem Handwerk zurückkehren, das ihm das Verbleiben in der Heimat ermöglichte.

Am Morgen des achten Tages war Peter frühzeitig mit all' seinen Habseligkeiten am Bahnhofe, und fröhlich dampfte er nach der Heimat ab. Und siehe, sobald er nur den steierischen Boden wiedersah, fing er auch schon an, von seinem Heimweh zu gesunden, ja, er vermochte es sogar über sich, in Graz auszusteigen und das Wiedersehen der Seinigen um einen ganzen Tag zu verschieben. Als er Herrn Dr. Swoboda besuchte, war dieser, der es mit dem jungen Naturdichter so gut vorgehabt hatte, zwar ungehalten; aber er hörte darum nicht auf, auch fernerhin für Peter zu sorgen. Er bewog seinen Schützling, vorerst wenigstens in Graz zu bleiben, das ja schon einen Teil seiner engeren Heimat ausmache. Peter, dem es jetzt, so nahe bei seiner Alp, viel heimischer und wohler zu Mute war, fügte sich und Dr. Swoboda gewann ihm Lehrer, suchte wohlmeinende Menschen für ihn zu interessieren, die ihn mit Geld- und Lehrmitteln unterstützten, und schließlich gelang es ihm auch, für den jungen Mann die Aufnahme in eine Privat-Lehranstalt zu erlangen. Peter war bereits 22 Jahre alt geworden, als diese Wendung in seinem Geschicke eintrat.

Alte und neue Freunde nahmen sich nun auch ferner seiner an, ja der Direktor jener Anstalt bot ihm sogar in der Eigenschaft eines Haussekretärs ein angenehmes Heim in seinem Hause an, wo er mit zur Familie gerechnet wurde. Hier verweilte er in der Folge drei Jahre, und im Umgange mit den Zöglingen der Anstalt, die sich aus den verschiedensten Ländern zusammengefunden hatten, nahmen seine Menschenkenntnis und seine Erfahrung gleichzeitig mit seinen Kenntnissen zu.

Peter war immer ein schüchterner, sich gern anschmiegender Knabe gewesen, er hatte ein weiches Gemüt; gerade das aber war Ursache, weshalb er sich nur wenigen enger anzuschließen vermochte, es paßte eben nicht ein Jeder zu ihm; hier indessen fand er in einem gleichgesinnten und gleichgestimmten Zöglinge der Anstalt einen Freund fürs Leben, und diese Freundschaft beglückte beide, da sie eine aufrichtige und auch in der Folge probehaltige war.

Dr. Swoboda, sein väterlicher Freund, ließ auch in der Zukunft nicht nach, ihm sein herzliches Wohlwollen zu beweisen; er

ließ es sich angelegeu sein, die Teilnahme des Publikums an dem begabten Jünglinge wach zu erhalten, indem er Gedichte von diesem in seinem Blatte erscheinen ließ und auch sonst durch wohlwollende Notizen über ihn die Aufmerksamkeit auf den jungen vaterländischen Dichter zu lenken wußte. Man erwies diesem daher auch von vielen Seiten her ein freundliches Entgegenkommen und verschaffte ihm Mittel zu seiner Weiterentwickelung. Er erhielt Freikarten ins Theater, in wissenschaftliche Vorlesungen, ja, die Verwaltung der Südbahn beschenkte ihn sogar zuweilen mit einer Freikarte, um sein geliebtes Heimatdorf, nach welchem er sich nach wie vor stets sehnte, jährlich einigemale besuchen zu können. Inzwischen aber arbeitete er fleißig, obgleich das Studium, seiner eigenen Aussage nach, ihm nicht gerade leicht ward, da sein Gedächtnis bisher wenig geübt worden war.

So verflossen die Studienjahre, ohne daß irgend ein bestimmter Plan für die Zukunft des jungen Mannes gefaßt worden war; Peter selbst war ziemlich unentschieden, da er ja noch immer ein Neuling in der ihn umgebenden Welt war. Die Anstalt, in der er sich befand, war eigentlich eine Akademie für Handel und Industrie, also ein Institut, in welchem sich junge Leute für das Handelsfach ausbildeten; er vermeinte daher keine andere Aussicht für die Zukunft zu haben, als dermaleinst ein Handlungsgehilfe zu werden, eine Aussicht, die dem jungen Poeten nicht allzu verlockend erschienen sein mochte. Den lieben langen Tag hinter dem Ladentische zu stehen und Kunden zu bedienen, mußte für einen, der an Vogelsang und Waldesrauschen, an die liebe, frische, freie Alpenluft gewöhnt war und die unauslöschliche Sehnsucht nach seiner Heimat hoch oben in den Waldbergen stets im Herzen trug, kaum erträglich scheinen. Indessen Peter war nicht eine Natur, die sich gegen das Geschick auflehnte, er nahm an, daß dies so sein müsse, und er ergab sich darein. Dr. Swoboda aber, sein Freund und Führer, hatte es anders mit ihm im Sinne. Er hatte mit aufmerksamem und verständnisvollem Auge die sich stetig vollziehende weitere Entwickelung seines Schützlings beobachtet, hatte erkannt, daß seine Begabung ihn vorzugsweise für volkstümliche Erzählung, für Schilderung der Alpennatur und für Dialektdichtung geeignet erscheinen ließ. Darauf baute er seinen Plan: die Heimat, welche der junge Dichter mit so inniger Liebe umfaßte, die Steiermark, sollte und mußte ihrem Sänger auch die Mittel zu seiner künftigen Existenz verschaffen; verherrlichte er sie doch in all' seinen Schriften und machte sie der Außenwelt bekannt, indem er das Volksleben dort, zwar in dichterischer Verklärung, immer aber naturwahr schilderte.

Diese seine Arbeiten brachte er dann seinem Gönner, der es prächtig verstand, den jungen Dichter zu fördern, indem er die

Arbeiten einer gewissenhaften Prüfung unterwarf, ihn auf etwaige Fehler aufmerksam machte, auf gute Vorbilder verwies, aber auch, indem er, wenn dem Anfänger der Mut sinken wollte, ihn tröstete und zu erneuten Versuchen anspornte. Ganz besonders suchte er ihm Selbstvertrauen einzuflößen und ihm ein hohes Ziel vor Augen zu stellen, indem er ihm sagte, er müsse einmal ein Schriftsteller werden, der in ganz Deutschland gelesen würde, was unserem bescheidenen Dichterjünglinge damals freilich sehr unglaublich erschien, in der Folgezeit sich aber dennoch bewahrheitete.

Indessen wurde auch unserem angehenden Schriftsteller der Weg aufwärts keineswegs allzu sehr geebnet — wie es denn im allgemeinen auf dieser Bahn ungemein viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden giebt, über die nur ein ausgesprochenes Talent, eiserner Fleiß und unbeirrte Ausdauer obsiegen; noch mehr erschwert wird diese Laufbahn, wenn die Geldmittel beschränkt sind und das junge Talent sich keiner oder doch nur weniger einflußreicher Verbindungen erfreut.

So kam es denn auch, daß Dr. Swobodas Schützling, trotz der Bemühungen seines freundlichen Beraters, für sein erstes Bändchen Gedichte in steierischer Mundart endlich nur einen einzigen Buchhändler fand, der es wagen wollte, sein Geld an die Druckkosten zu wenden, und auch dieser nur unter der Bedingung, daß ein namhafter Schriftsteller ein Vorwort dazu schreibe. Diese Freundlichkeit erwies ihm denn auch der berühmte Dichter Robert Hamerling, das Bändchen Gedichte erschien nun unter dem Titel „Cither und Hackbrett“ und brachte dem jungen Dichter in der Folge ein hübsches Stück Geld ein. Das war im Jahre 1869, und gerade um diese Zeit hatte unser junger Freund seine Studien in jener Handels-Akademie beendigt. Noch immer aber war er mit sich nicht im Klaren, welchem Stande er sich entschieden zuwenden solle, denn er war ja darauf angewiesen, seinen Unterhalt selbst zu erwerben. Der Schriftstellerstand schien ihm offenbar dafür nicht ausreichende Mittel zu bieten, oder auch hielt er sein Talent für nicht groß genug, um sich ganz allein darauf stützen zu können. Als er aber gegen Dr. Swoboda die Absicht äußerte, sich nun um eine Stelle als Handlungsgehilfe bewerben zu wollen, sagte dieser: „Nichts da! jetzt mieten sie sich ein helles Zimmerchen, da richten sie sich ein und studieren und dichten weiter. Die Steiermark soll ihnen ein Stipendium verleihen, dann reisen sie, sehen sich die Welt an und schreiben darüber. Sie haben einen guten Stil; ihre Arbeiten lassen sie zuerst in öffentlichen Blättern abdrucken und später in Buchform erscheinen. Werden sie also Schriftsteller.“ Und so wurde er es denn auch.

Zuvörderst kehrte unser junger Dichter für die Sommerzeit in seine geliebte Waldheimat zurück und schrieb dort einen neuen Band steierischer Gedichte, die er unter dem Titel „Tannenharz und Fichtennadeln“ herausgab; darauf folgte eine Reihe „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“. Für den Winter über kehrte er nach Graz zurück, in sein altes Quartier, besuchte Vorlesungen an der Universität — denn um ein richtiger, tüchtiger Schriftsteller werden zu können, muß man gar fleißig studieren und Kenntnisse sammeln; mit dem Talent allein ist es nicht gethan — aber auch auf eigene Hand trieb er emsige Studien. Den nächsten Sommer unternahm er größere Reisen, um Land und Leute auch außerhalb seiner engeren Heimat kennen zu lernen und darüber schreiben zu können. Zuerst bereiste er die Steiermark kreuz und quer, dann Oberösterreich, das Salzburger Land, Kärnten und Tirol. Im folgenden Jahre führte ihn sein Weg durch Mähren, Böhmen, Sachsen, Preußen, nach der Insel Rügen, nach Hamburg, zur See nach den Niederlanden und dann rheinaufwärs bis zur Schweiz. Auch diese wollte er noch bereisen, da aber brach der deutsch-französische Krieg aus, und er fand es ratsam, in die Heimat, nach der er ohnedies eine große Sehnsucht hatte, zurückzukehren. Im Jahre 1872 ging er nach Italien, dem „gelobten Lande“ aller Künstler und Dichter; aber selbst hier überkam ihn die Sehnsucht nach der heißgeliebten Steiermark, die ihn nicht über Neapel hinausgelangen ließ; er kehrte, obgleich sein ursprünglicher Reiseplan sich auch auf Sizilien erstreckt hatte, dem wonnigen Süden den Rücken, um der schon mit herbstlichen Nebeln kämpfenden Heimat zuzueilen.

Hier unternahm er dann einsame Wanderungen durch Berge und Thäler, was ihm stets ein großer Genuß war.

Mittlerweile hatte sich sein schriftstellerischer Ruf immer weiter verbreitet, und wenn er anfangs mit Mühe und Not einen einzigen Verleger für seine Arbeiten fand, so kam man ihm jetzt bereitwillig mit Verlagsanerbietungen entgegen. Nun begann ein emsiges Schaffen; zuerst erschienen Erzählungen, „Geschichten aus Steiermark“ betitelt, und dann binnen acht Jahren noch eine ganze Reihe von Bänden; auch die Herausgabe eines Volkskalenders wurde in seine Hand gelegt.

So war denn seine Existenz gegründet, und auch das Wort eines väterlichen Freundes ist wahr geworden, denn er ist in der That heute ein Schriftsteller, der in ganz Deutschland gelesen und dessen Name mit hoher Achtung, sowohl vor dem Dichter als auch vor dem Menschen, überall, wo man noch Sinn für das Einfach-Edle hat, genannt wird.

Und nun wünschen meine jungen Leser gewiß zu wissen, wer dieser wackere Mann ist, der sich vom Hirtenknaben bis zu einem

der namhaftesten und beliebtesten deutschen Schriftsteller der Gegenwart emporgearbeitet hat? Es ist Peter K. Rosegger; man nennt ihn vorzugsweise gerne den „steierischen Dichter“ weil der Grundton all’ seiner Dichtungen und Erzählungen die innige Liebe zu seinem herrlichen Heimatlande ist.. Er lebt im Winter zu Graz, im Sommer aber in seiner geliebten Waldheimat, wo er sich in Krieglach, unweit seiner alten Heimstätte, ein Häuschen hat bauen lassen, und von wo er hoffentlich noch manche schöne Gabe in die Welt senden wird, zur Freude und Veredlung der Menschen.

Für die Jugend hat er, meines Wissens, bis jetzt wenig geschrieben, allein wenn meine jungen Freunde und Freundinnen einmal erwachsen sein werden, so mögen sie ja nicht versäumen, den Mann, dem ein so wunderbarer Lebensweg beschieden wurde und der sich mit Gottes Hilfe durch Fleiß und Ausdauer so hoch emporgeschwungen hat, auch in seinen Schriften kennen zu lernen, sie werden sicher großen Genuß davon haben.

Als die Verfasserin dieses Lebensbildes dem Dichter ihre Absicht mitteilte, seine Lebensgeschichte der Jugend erzählen zu wollen, da dieselbe nicht allein höchst unterhaltend, sondern auch überaus lehrreich sei, entgegnete er ihr: „Was für die Jugend daran am lehrreichsten wäre, ist: daß ich allzeit, sowohl als Hirtenknabe, Bauer, Schneiderlehrling nnd Geselle, wie auch als Kaufmannsschüler, Student und Schriftsteller glücklich gewesen bin.“

Ja, sicherlich kann man in allen Verhältnissen glücklich sein, wenn man nur ein reines, zufriedenes Gemüt besitzt.



Auflösung der Charade in Heft 11.

Luftschiff.

Probehefte werden auf Verlangen stets unentgeltlich zugesandt.
Briefe für die Redaktion bitten wir an
„Herrn Schuldirektor Albert Richter in Leipzig, Inselstraße 5“,
alle übrigen Zuschriften
An den „Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg“
zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Schuldirektor Albert Richter in Leipzig.
Druck der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling Dietz in Nürnberg.